

HÖLDERLIN

JAHRBUCH

1965/1966

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von  
Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Wolfgang Binder und Alfred Kellert*

Vierzehnter Band 1965/66

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Die Drucklegung dieses Jahrbuchs wurde durch eine großzügige Beihilfe des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern aus Werbefunkmitteln des Südwestfunks Baden-Baden ermöglicht.

## INHALT

### VORTRÄGE UND ABHANDLUNGEN

Hölderlin und die Deutschen. Von Robert Minder . . . . .	1
Die Aufnahme Hölderlins in England. Von Michael Hamburger . . . . .	20
Hölderlins späteste Gedichte. Von Bernhard Böschstein . . . . .	35
Hölderlins Dichtung im Zeitalter des Idealismus. Von Wolfgang Binder . .	57
Hölderlin über Urteil und Sein. Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte des Idealismus. Von Dieter Henrich . . . . .	73
Die Manes-Szene in Hölderlins Trauerspiel 'Der Tod des Empedokles'. Von Maria Cornelissen . . . . .	97
Hölderlins Gespräch mit Boehlendorff. Von Renate Böschstein-Schäfer	110
Die innere Einheit von Hölderlins 'Friedensfeier'. Von Jochen Schmidt . .	125

### REZENSIONEN

Alessandro Pellegrini, Friedrich Hölderlin. Sein Bild in der Forschung (Bernhard Böschstein) . . . . .	176
Hölderlin, Oeuvres. Volume publié sous la direction de Philippe Jaccottet (Bernhard Böschstein) . . . . .	179

### BERICHTE UND BIBLIOGRAPHIE

Das Hölderlin-Archiv 1965-1966. Von Wilhelm Hoffmann . . . . .	183
Bericht über die Jahresversammlung in Tübingen. Von Klaus Betzen . . . .	191
Bericht über die Diskussion. Von Irmgard Schmidt-Sommer . . . . .	202
Hölderlin-Bibliographie 1962-1965. Von Maria Kohler . . . . .	207

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1967

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen

Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinar Koch, Tübingen

VON

ROBERT MINDER

Lassen Sie mich, wie es in Schwaben wohl gestattet sein mag, mit einem Spaziergang beginnen: dem Spaziergang auf dem alten Tübinger Friedhof, wo ich vor drei Jahren mit dem Freund Walther Bähr den Spuren zweier Meister – Albert Schweitzer und Eduard Spranger – nachging, die ihrerseits hier kurz zuvor die letzten irdischen Spuren der großen württembergischen Theologen, Philosophen, Dichterdenker und Gottesdenker aufgesucht hatten – der Schwabenväter im weitesten Sinn des Wortes, deren Werk immer noch so kompakt und kompreß, anfeuernd und kernhaft in unsere Gegenwart hineinwirkt und zugleich eine so ganz besondere gesammelte Ruhe und Stille ausströmt, als deren innerste Substanz das dauerhafte Gefühl von der Wichtigkeit der unsichtbaren ewigen Dinge gelten darf.

Dank, Stolz, Rührung bewegen mich an diesem Tag, wo ich wenigstens von fern in den erlauchten Kreis zugelassen werde und mein Leben eine denkwürdige Abrundung erfährt.

Württembergische Lehrer haben seinerzeit auf dem Straßburger Gymnasium den Knaben in die Welt der Alten eingeführt und seine deutschen Schulaufsätze korrigiert, und wenn Direktor Hermann Veil, ein aufrechter, opfersinniger, humanistisch tief gebildeter Mann, die erste Schulstunde jeweils mit dem Hersagen des griechischen Vaterunsers einleitete, so mochte ein Klang aus den Tagen herüberwehen, wo Hölderlin in Denkendorf auf eine freilich ganz andere, heute noch kaum vorstellbar intensive Weise an die Grundsichten der Bibel und der Antike herangeführt worden war.

Dramatisch wurde 1914 für den Zwölfjährigen der Zusammenstoß der Väterwelt der Lehrer mit der Welt der eigenen Väter, die durch Tradition und Familienbande auch mit dem andern Land, der andern Kultur und andern Sprache verknüpft waren. Den Krieg als aufgezwungenen oder gar als heiligen Krieg anzusehen, war keinen Augenblick möglich: er war ein Bruderkrieg, Verknäuelung von Angstpanik und Aggressionstrieb auf beiden Seiten; Unfähigkeit, die soziale Massenfrage des Industriezeitalters

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 8. Juni 1965 in Tübingen.

anders zu lösen als durch überholte nationale Machtkämpfe; Irreführung rauschhaft aufbrechender und bald verbissen oder verzweifelt kämpfender Völker und Führer, denen das Steuer längst aus den Händen geglitten war; Millionermord, der nicht dadurch legalisiert wurde, daß die einen „Gott mit uns“ auf dem Nabel aufgeschnallt trugen und die andern „Frankreich und Freiheit“ auf ihren Fahnen flattern ließen oder das Herz Jesu darauf malten.

Der Heroismus der Einzelnen wird damit nicht in Frage gestellt. Er führte in immer tiefere affektive Verstrickungen.

Wenn der württembergische Lehrer 1917 vom Tod seines Sohnes in der Yserschlacht berichtete, und der französische Lehrer 1918 vom Tod des seinigen bei Verdun, so zogen beide die gleiche Schlußfolgerung: damit solche Opfer nicht umsonst gewesen seien, schien die totale Niederwerfung des Gegners die einzig menschenwürdige Lösung.

Am Ende des Teufelskreises, in den die einen wie die andern geraten waren, die einen die andern nachzogen, konnte so 1943 als Schirmherr der Hölderlin-Gesellschaft der Klumpfüßige stehen und die Ungeheuerlichkeit sich ergeben, daß der reinste, menschlichste aller Dichter, kaum erkannt, kaum zur Lebensmacht geworden, schon vom unmenschlichsten Regime annektiert wurde, ein Blutzuge von Barbaren, als lallender Götze vor den Moloch gestellt, in dessen Feuerofen erbarrenlos Millionen geschaufelt wurden, die freilich ein ganz anderes Bild von Hölderlin in der Seele trugen.

Was stiftet ein Dichter, stiftet er überhaupt etwas, wie kann sein Bild unverfälscht wieder auf uns kommen – das sind Fragen, die mitschwingen, wenn wir im Folgenden ein Porträt Hölderlins zu entwerfen, ihn in eine kulturgeschichtliche Totalität einzubetten versuchen und zwar immer von einem doppelten Standpunkt aus: Hölderlin als Deutscher und Hölderlin in der Sicht der Deutschen.

Eine Festrede hat gattungsgemäß das Anstößige zu vermeiden. Eine Festrede in Tübingen verpflichtet zum Ernst der Sache selbst. Sie sucht nicht das Gefällige, sondern die Wahrheit, auch wenn blutbesudelt ein Medusenhaupt aus dem Abgrund auftaucht. Den Abgrund haben die Schwabenväter in alle ihre Spekulationen mit einbezogen als Sinnierer und harte Realisten.

Hölderlin ist ein Deutscher in der schwäbischen Prägung, wie sie am Ende des 18. Jahrhunderts noch ihre unverkennbare, volle Besonderheit besaß. Der Vaterlose war hineingeboren in eine strenge Welt der Väter und der Arbeit, in ein vielschichtiges, vielkammeriges Land mit harten Wintern und sengenden Sommern – ein Land, wo Menschen wie Früchte

erst unter Mühe und Zucht zu evangelischer Reife auskochen mußten, wie Oetinger einmal schreibt, und wo noch 1810 die Bauern ein neues Gesangbuch mit der Begründung ablehnten, es sei auf dem Sofa, nicht auf den Knien gemacht.

Als lutherisches Bollwerk von den katholischen, zwinglianischen, calvinistischen Nachbarn abgeriegelt, einer nicht ungefährlichen Inzucht hingegeben, die allerdings immer wieder durch Zuströme von außen aufgelockert wurde (auch Hölderlins mütterliche Familie ist nicht schwäbischer Herkunft) – war der Geist Schwabens seit Renaissance und Reformation durch eine Reihe machtvoller Institutionen geprägt, deren Herzstück das Tübinger Stift ist. Wie Hegel und Schelling fühlte auch Hölderlin sich eingezwängt in einen gesellschaftlichen Ausleseprozeß, der die Besten des Landes durch ein raffiniert gestaffeltes System von Schulen hindurchtrieb, aus dem sie als patente Pfarrer, Lehrer, Verwalter, Staatsbeamte herauskommen sollten. Dagegen revoltierten sie, und diese Revolte stellte sie wiederum in die schwäbische Tradition: sie vollzog sich im Namen des wahren Vätererbes gegen die falschen Väter, die geistlichen, sozialen, politischen Bedrücker, die Usurpatoren der Macht. Johann Valentin Andreä, der Enkel Jakob Andreäs, des eisernen Verfassers der Konkordienformel, hat im 17. Jahrhundert die verhärtete Orthodoxie gelöst durch spiritualistische, calvinistische, ja römische Impulse. Bengel, der Urenkel des schwäbischen Reformators Brenz, hat im 18. Jahrhundert die Staatskirche, deren Prälaten im Parlament und in fetter Pfründe saßen, von unten, vom gedrückten Volk her, mit den Säften der Mystik gespeist und erneuert. Johann Jakob Moser, der berühmte Staatsrechtler, ist zur selben Zeit fünf Jahre lang mit Bibel und Gesangbuch in Festungshaft auf den Hohentwiel gegangen, weil er – lange vor Uhland und den Männern des 20. Juli – der Fürstenwillkür die verbrieften Rechte der Bürger entgegenhielt. Und wenn 1792 Hölderlin, Hegel, Schelling von der Wurmlinger Kapelle aus dem verhassten Pfaffen- und Schreiberstaat Altwürttemberg die revolutionäre Parole hinschleuderten: „Vernunft, Freiheit und die unsichtbare Kirche“, so taucht in Gedanken ein anderer schwäbischer Hügel auf, der Asperg, in dessen Gefängnis Schubart zehn Jahre früher Schiller gesegnet und in ein besseres Land der Freiheit hatte ziehen heißen – ein Land, wohin Schiller als guter Schwabe alsbald andere Schwaben nach sich zog, darunter Hölderlin.

Durch die Generationen mußte der lebendige Geist der Liebe sich immer wieder gegen die erstarrte Gesetzlichkeit durchkämpfen. Aber die Fraternitas der goldenen Zeit, für die sie stritten, war nicht als Erlösung für ein paar wenige gedacht, sondern als Reich Gottes für alle, verleiblicht und

offenbart mit den vollen Attributen seiner Kraft und Herrlichkeit. „Der Hauptartikel unserer Religion ist: das Wort ward Fleisch“, hatte Brenz, der schwäbische Luther, geschrieben, und was anders wollte Hölderlin als Realpräsenz des unbekanntes Gottes und der geheimen Wahrheit im ausgeteilten Wort?

Das ist das enorme Aggressionspotential in dem sanften Träumer, das Heroische am jungen Tobias auf den Neckarwiesen. Als Adler hat er sich gefühlt, als Lerche hat ihn das 19. Jahrhundert ins Nest der Idylle gesteckt. Wir brauchen diese lange Phase der Verdunkelung im Leben und Nachleben Hölderlins nur mit wenigen Worten zu umreißen. Es geht ja hier nicht um eine Geschichte der Kritik, sondern um Hölderlin als Deutschen unter Deutschen. Jedermann weiß, daß Goethe und Schiller ihm nicht mehr Kredit einräumten als Siegfried Schmid, einem reimenden Freund des Dichters, der fast zur gleichen Zeit wie dieser ins Irrenhaus gesperrt wurde, geheilt herauskam und als Husarenoffizier hinten in Ungarn sein Leben verspielte, verschlief und vergaß. Mörike, der Peregrina verstoßen hatte, verwarf ebenso angstvoll die angeblichen Wahnsinnsprodukte Hölderlins. Sein unglücklicher, verleugneter und immer noch verkannter Jugendfreund Waiblinger wurde stärker vom Atem des Genius angerührt, und gar Brentano hingerissen von Hölderlins 'Nachtgesängen', diesen schönsten Gedichten deutscher Sprache, wie er einem Freund anvertraute – öffentlich hat der egozentrisch in sich Versunkene, Verliebte oder sich selbst Kasteiende nie einen Finger für den Dichter gerührt; auch Bettinas Wort und die kleine noble Schrift Arnims über den 'Hyperion' sind nicht durchgedrungen. Das Beste haben treuherzige Schwaben geleistet – Uhland, Gustav und Christoph Schwab, indem sie wenigstens die ihnen verständlichen Texte gesammelt herausgaben. In 50 Jahren sind davon rund 5000 Exemplare ins Publikum abgetröpft.

Ebenso abweisend die Literaturgeschichte, Hölderlin an den Rand geschoben, 'Hyperion' mit Ernst Schulzes 'Bezauberter Rose' in einen Topf geworfen oder höchstens als „romantischer Seitentrieb“ von Rudolf Haym gewertet. Am erstaunlichsten bleibt neben der systematisierenden, etwas dürrer Studie von Alexander Jung, 1848, ein französischer Text aus dem Jahr 1867, worin Hölderlin nicht nur gleichberechtigt neben Goethe, Schiller und die Romantiker tritt, sondern als einer der größten Dichter der Weltliteratur schlechthin gefeiert wird. Der Verfasser, Challemeil-Lacour, ein glühender Republikaner, lebte unter Napoleon III. im Exil, wurde 1870 ein Mitbegründer der 3. Republik, zeitweise ihr Außenminister und zuletzt ihr Botschafter in London. Als Liebhaber der Literatur rezipiert er in diesen Seiten 'Empedokles', 'Hyperion' und die Gedichte mit derselben

Inbrunst, mit der einst Hölderlin selbst für seinen Roman die genaue und leidenschaftliche Darstellung Griechenlands durch den Grafen Choiseul-Gouffier (1782) rezipiert hatte – einen anderen Staatsmann und Genießer der Kunst, einen anderen Vertreter jener innigen Durchdringung von künstlerischem, staatsbürgerlichem und menschlichem Interesse, die den romanischen Ländern eigentümlich ist und deren Fehlen in Deutschland Hölderlin frieren machte wie einst Dürer, wie Goethe, wie Heine bei ihrer Rückkehr aus dem Süden.

Für den fast verschollenen Dichter beginnt sich das Dunkel erst zu lichten mit dem Auftreten zweier souverän unbeamtener Kenner der Dichtung und Geistesgeschichte: Nietzsche nach 1870, Stefan George und seine Schüler um 1900. Diltheys berühmter Essay von 1906 markiert den Neuanfang in Universitätskreisen.

Dieselben Jahre 1908–1914, die als Keimzelle der ganzen modernen Kunst bis heute noch nicht ausgeschöpft sind, brachten auch den Wandel im Bild der Literatur. Hölderlin, Büchner, Kleist werden in ihrer Radikalität sichtbar und lösen für eine aufbrechende Jugend die distanzierteren Weimaraner ab, wie das wilhelminische Bürgertum sie sich zurechtfrisiert hatte.

Der Umsturz der Gesellschaft im verwüsteten Europa sanktionierte die neuen Vorbilder auch für die breitere Masse. In Frankreich haben zur gleichen Zeit und aus gleichen Gründen Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, Rimbaud die großen Rhetoren der Romantik entthront. Ein Unterschied bleibt: daß schon im ersten Weltkrieg Hölderlin auch politisch annektiert wurde als Symbol des sterbenden Kriegers im Dienst eines germanischen Großreichs, und daß der Höhepunkt seines staatlich geförderten Ruhmes zuletzt mit der Herrschaft von Mördern zusammenfiel, die ihn als Kündler der arischen Seele hinstellten, eifrigst bedient von einer pervertierten Germanistik – ein Paradox, das um so mehr zu denken gibt, als es so gut wie unbeachtet geblieben, vertuscht oder bagatellisiert worden ist.

Vorher aber müssen wir noch dem Knaben und Jüngling in die Mönchsnechtschaft nach Denkendorf und Maulbronn folgen. Ora et labora vom Morgengrauen bis in die Nacht hinein; die Tore am Sonntag nach außen zu verriegelt, Natur ferngehalten, die Novizen auf Andacht und Studium zurückgeworfen. Im Studium fanden sie aber auch die Waffen ihrer Befreiung.

Wenn Hölderlin so ganz selbstverständlich die Gäulandschaft in die Heiterkeit des griechischen Lichts transponiert, wenn er im Spätwerk fulgurante Visionen des archaischen Griechenlands dem Dunkel entreißt,

so geschieht es nicht, weil er als Nachkomme alemannischer Sippenverbände dem Erdgeheimnis und als germanischer Seher den Müttern näher gewesen wäre, als die Franzosen mit ihrem angeblichen Afterklassizismus, sondern weil auf den schwäbischen Theologieschulen seit Generationen Latein, Griechisch, Hebräisch systematisch einexerziert und neben dem Buchstaben auch der Geist der Bibel und der Antike durchdrungen worden war.

Heinrich Bebel, der Frühhumanist und harte Bauernsproß der Alb, hatte nicht umsonst Sindelfinger und Böblinger Bauernschwänke ins Lateinische übertragen und seine lateinische Grammatik für alle Zeiten den Bauernschädeln der Stiffler eingbläut; Melancthon nicht umsonst das Griechische gefördert und sein Oheim Reuchlin die orientalischen Sprachen derart propagiert, daß die Geheimsprüche der Kabbala auf dem Umweg über spiritualistische Stiffler immer wieder ins Landvolk eindringen und bis heute die Sinnierer unter diesen Realisten befruchtet haben: eine Art kollektiver Durchtränkung mit hellenisch-orientalischen Elementen, zentral gesteuert vom Stift, genial weiterentwickelt und gestaltet von Einzelnen wie Hölderlin, Hegel, Schelling. Gewiß hatte Klopstock bereits in Schulpforta unter ähnlichen Bedingungen das deutsche Sprachinstrument durch die genaueste Kenntnis des Griechischen erneuert, geschmeidigt, durchglüht und es über Goethe an Hölderlin weitergereicht; Nietzsche hat hundert Jahre später aus der gleichen Schulung, den gleichen Mönchsleiden und den gleichen griechischen Aufschwüngen her Hölderlin als erster im Geist brüderlich umarmt – aber ein ganzes Land ist von Schulpforta nicht geprägt worden wie das kraftvoll in sich ruhende Schwaben vom Stift.

Der Anschluß an die Antike und den dahinterstehenden Orient war hier wiedergefunden zu einer Zeit, wo in den romanischen Ländern die Jesuiten dem Latein das Monopol gesichert und damit auch gerade Frankreichs gloriosen Renaissancegräzismus und Hebraismus weithin unterbunden hatten. Kirche und absolutes Königtum mißtrauten dem Griechischen. Als Sturmwetter der geistigen und republikanischen Freiheit war das hellenische Pneuma aufgebraust beim Franzosen Michel Servet, den Calvin in Genf verbrennen ließ; beim Italiener Flaminio mit seinem hölderlinischen Sonnen- und Ätherkult; bei Biandrata, bei Fausto Sozzini, der abgehetzt in einem polnischen Winkel starb, dessen häretisches Wort aber als heimliche Saat immer wieder in ganz Europa aufschöß; bei den englischen Gräzisten schließlich, deren dynamische Gottesauffassung und Idealvision kleiner freier Gemeinschaften Friedrich Heer mit Recht neben den inbrünstig schweifenden joachimitischen und republikanischen Griechen-

glauben stellt, womit Hölderlin der altlutherischen Dogmatik so hart aufsaß.

Kulturhistorische Perspektiven öffnen sich so und müssen geöffnet werden, um Hölderlin der sektiererischen Abkapselung durch Heidegger zu entreißen, der ihn als einsamen deutschen Seher Gipfelgespräche mit den archaischen Griechen führen läßt hinweg über Jahrhunderte hohlen Geschwätzes, totgeborener Metaphysik, radikaler Seinsfinsternis. Eine imperatorische Auslöschung der Geschichte, der in der deutschen Hölderlin-Forschung eine zeitlich begrenzte, aber nicht weniger verhängnisvolle Ausklammerung vorausgegangen ist: die der Französischen Revolution.

Gewiß ist Hölderlin kein politischer Kopf im eminenten Sinne Schillers gewesen. Die feminine Komponente in seinem Wesen war nie durch eine Vateridentifikation kompensiert worden, wie sie sich dem härteren Schiller im Doppelvorbild des geliebten und gehaßten eigenen Vaters und des herzoglichen Ziehvaters Karl-Eugen von selber anbot. Und doch hat die Revolution – nach Hölderlins eigenen Worten – in die bornierte Häuslichkeit des damaligen schwäbischen und deutschen Feudalstaates „hereingeleuchtet wie ein unaufhörlich Wetter“ und die Tore zu Welten aufgestoßen, wo die antike Republik im Geist des achtzehnten Jahrhunderts neu zu erstehen schien, getragen vom Genius einer hingerissenen Jugend.

Mit Flammenschrift hatte die neue Zeit sich schon in die Stammbücher der Freunde eingeschrieben: Es lebe die Freiheit, es lebe die Revolution, es lebe Saint-Just. Direkte Verbindungen führten in die revolutionären Zentren: nach Mömpelgard–Montbéliard, der württembergischen Enklave in Frankreich; nach Straßburg und bis nach Bordeaux hinunter, wo Reinhard, der einstige Stiffler und jetzige Hofmeister, als Freund der Girondisten seine triumphale politische Laufbahn begann und in beschwörenden Briefen Schiller selbst für die Sache der Revolution zu gewinnen versuchte.

Schiller, der als Robespierre der deutschen Literatur so viele Köpfe hat rollen lassen – Bürger wurde sein berühmtestes Opfer – nahm die jungen schwäbischen Bewunderer zunächst freundwillig auf, plante sie weiterschauend in sein System ein, diskutierte oder spielte Karten mit dem genialisch selbstbewußten Herrensohn Schelling, legte Hölderlin als verschüchterten Hofmeister in die mütterlichen Arme seiner Ex-Titanide Charlotte von Kalb – auch dies ein taktischer Schachzug des größten deutschen Dichters der Macht.

Der puritanische Rigorismus, mit dem der Griechenschwärmer Hölderlin den Knabensünden seines Zöglings entgegentrat, zeigt einmal mehr die explosive Diskrepanz in seinem Wesen. Mit ähnlich unproportionierter

Vehemenz projizierte Hölderlin das stets gesuchte, nie gefundene Vaterbild in Schiller, geriet in größte Erregung, als ein fremder Gast das erste lange Gespräch störte; wie ein blinder Maulwurf sah, spürte, erkannte er Goethe nicht, witterte mit keiner Faser den Halbgoth im Zimmer – subjektive Überspanntheit, mehr noch: biologische Anfälligkeit, die einmal alle Nervendämme überfluten sollte, die aber, mit Sprachgenialität gekoppelt, den Hymnen des Lyrikers die dramatische Intensität verliehen hat, und sie, von allem Akzidentellen befreit, dem Ziel unmittelbar zuschießen läßt. Ob die Enttäuschung über Schiller und die Angst vor Fichte, der mit jakobinischer Radikalität ein geistiges Todesurteil nach dem andern fällte, Hölderlin aus Jena und Weimar vertrieben haben oder ob eine zwielichtige Liebesaffäre, verbunden vielleicht mit der Geburt eines unehelichen Kindes, die angstvolle Rückkehr zur Mutter mitveranlaßte, sei dahingestellt. Eine grobkörnige Sinnlichkeit brach bisweilen in den Stiftern durch, nicht umsonst waren die „Gogen“ die Sancho Pansas dieser Don Quichotten und rumorten manchmal in ihnen.

Schellings Liebesaffären bildeten einen Skandal der Epoche; Hegels unehelicher Sohn wurde später Stadtgespräch in Jena. Verräterisch für Hölderlin ist neben anderen, positiveren Belegen eine Äußerung aus der Wahnsinnszeit, wo er das Kind, das er – vielleicht – gehabt hat, Diotima selber andichtet: „Ja, meine Diotima! Dreizehn Söhne hat sie mir geboren, der eine ist Papst, der andere ist Sultan, der dritte ist Kaiser von Rußland“, das Ganze in bäurischem Schwäbisch anzüglich hastig vorgetragen. Mit alemannischer Schollenverbundenheit hat das wenig zu tun; wir finden dieselbe Verwurzelung in der Tradition eines alten Bauernlandes bei Paul Claudel und Charles Péguy, auch bei ihnen gepaart mit dem Zug zum Monumentalen und dem Sinn für große hierarchische Wesensformen.

Spuren rustikaler Derbheit und Zähigkeit lassen sich bis zuletzt bei Hölderlin nachweisen. Sie treten aber immer wieder zurück hinter dem Anstand, der Artigkeit und der inneren Grazie seines Wesens. Erziehung zu Lauterkeit, zu absoluter Wahrhaftigkeit im Sinn des Franckeschen Pietismus, waren die Grundregeln der Mutter gewesen – einer sächsischen Pastorentochter, zu der es den Dichter bei jeder Krise zurücktrieb und von der er sich jedesmal grausamer entfremdet fühlte. Nach dem frühen Tod der beiden Gatten hatte sich ihre Lichtgestalt zusehends verdüstert, pietistisch verengt, verschattet und den Sohn in die Verschattung hineingegrissen, ihn kastriert: Schönheit wurde als Luxus, Kunst als Sünde verworfen; Sparen, Pfarrer werden, Heiraten als Lebensziel hingestellt. Vergebens schrieb Charlotte von Kalb einen großartig beschwörenden, eindringlichen Brief: „Halten Sie alle kleinlichen Sorgen von Ihrem Sohne

fern“, – die Mutter war nur noch kleinliche Sorge und Hölderlin, bei ihr geborgen, nur ein hohler Hafen, ein Scherben.

Plötzlich zerreißt der Vorhang. Aus der drangvollen Enge, wo Großmutter, Mutter und Kind in dumpfer Stube beisammen sind, treten wir ins Frankfurter Patrizierhaus mit den weiten Räumen, hohen Spiegeln, Silbergeschirr, Karossen, die ins Theater oder in Gesellschaft rollen, Blick über den Garten auf den Taunus, das Landhaus mit Pappeln in der Ferne.

Tiziantint der Hausherrin, die Heinse und der alte Wieland umschwärmen – aber auch Distanz der gebürtigen Hamburgerin, wie Fontane und Thomas Mann sie ihren Hamburgerinnen mitgeben und wie die hugenottische Erziehung sie noch verstärkte. Die Mischung von Glut und Kälte entsprach der innersten Art Hölderlins; er fühlte sich verstanden und bewundert, nicht mehr bevormundet wie von der Mutter oder der willensmächtigen Charlotte von Kalb. Das virile, phallische Element in ihm konnte sich endlich entfalten. Er hatte die geistige Führung übernommen und wurde zugleich liebend geschmeidigt.

Susette Gontard tritt in eine Reihe mit den sensiblen und sozial höher gestellten Frauen, die deutsche Dichter herangebildet und damit eine bestimmte Art von Klassik überhaupt erst ermöglicht haben. Wieland ist in diesem Sinn durch Sophie Laroche erzogen worden, Goethe durch Charlotte von Stein, Schiller durch Charlotte von Kalb, und Hölderlin durch Susette Gontard.

Griechin war sie nicht mehr als die Französin und Engländerinnen auf dem Hintergrund ihrer weißen Villen im antiken Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts und im Faltenwurf des antikisierenden Kostüms. Der geistverwurzelte, philologisch vergrübelte Gräzismus des Stifts, hier war er offenbarte Herrlichkeit geworden; Schönheit keine Sünde mehr, sondern Lebensatem. „Là tout n'est qu'ordre et beauté, luxe, calme et volupté“ schreibt Baudelaire im berühmten Gedicht, das eine ähnliche Frau- und Schwestergestalt heraufbeschwört: „Mon enfant, ma soeur, songe à la douceur d'aller là-bas vivre ensemble.“

Diotima am Klavier, die junge schöne Gesellschafterin mit der Laute, Hölderlin mit der Flöte: eine typische Salonszene – nicht im frivol abwertenden Sinn, sondern im Sinn der hölderlinschen Seelengeschwisterschaft, die auch das Thema von Balzacs 'Lilie im Tal' bildet, wo der junge Felix de Vandenesse mit der Schloßherrin eine ideale, vom Tod besiegelte Liebesbindung eingeht. Hinter Balzacs mystischem Roman der noch zartere, religionsgeschwängerte von Sainte-Beuve, 'Volupté'; und hinter beiden einer der größten, ganz verinnerlicht musizierenden französischen Seelenromane des 19. Jahrhunderts: 'Obermann' von Senancour aus dem Jahr

1804 – nicht ohne Grund ein Lieblingsbuch Chopins und Liszts mit seinen erregend neuen chromatischen Modulationen des Empfindungslebens. Zugleich ein nach-thermidorianischer Roman – den Begriff hat, lang vor Georg Lukács, Challemeil-Lacour in seinem enthusiastischen Hölderlin-Essay gebraucht, wo er als gemeinsame Wurzel von 'Obermann' und 'Hyperion' Enttäuschung über die unmögliche Liebe und über die unmögliche Revolution nennt.

Nur ist verglichen mit 'Obermann' die Vaterwelt im 'Hyperion' ganz anders am Werk; das heroische Element überwiegt das elegische; es geht weniger um Liebesglück und -entsagen als um das Wesen einer neuen fraternitas im Sinn von Johann Valentin Andreäs ersten rosenkreuzerischen Schriften oder auch im antisentimentalen Sinn Oetingers, wenn er schreibt: „Beten heißt nicht Worte vor Gott ausschütten, Beten heißt die Macht üben, um mit Gott zu wirken.“ Wirken, mit Gott wirken, mit Gott auf die Gemeinschaft wirken – das war der religiöse und politische Sinn des 'Hyperion' wie des 'Empedokles'. Hinter beiden steht als politisches Vorbild die Republik der Griechen und ihre moderne Nachgeburt, die Französische Revolution.

Aber schon war – seit 1795 – der Republik das Rückgrat gebrochen: nicht durch die Guillotine, sondern durch das neue Besitzbürgertum, das den Machtapparat des zusammengebrochenen Feudalstaats unter Ausschluss des Volks in die Hand bekommen hatte und den Aufstieg Bonapartes zum neuen römischen Imperator vorbereitete.

Hölderlin, einen Augenblick in Frankfurt zum Festmahl zugelassen, wird vom Bankier Gontard zu den Lakaien verstoßen wie Mozart in Salzburg vom Bischof.

Herr und Knecht: um dieses Thema hatte die Reflexion der Freunde seit dem Stift gekreist. Religiöser Modellfall war das Verhältnis Jehova–Abraham–Isaak gewesen; politischer Modellfall das Verhältnis Landesherr – Landstände – Volk in Schwaben und das Verhältnis Feudalwelt – revolutionäre Führung – Volk in Frankreich seit 1789.

Hegels Haß auf die heimische Oligarchie, die das Volk vertreten sollte und es so oft mit den Fürsten betrog, sog immer neue Nahrung aus der dauernden, durchdringenden Reflexion über die dramatischen Vorgänge jenseits des Rheins und die erbarmenlose Beobachtung der Berner und der Frankfurter Oligarchie vom Standpunkt des Hofmeisters und Hauslehrers aus: seine ätzenden Bloßstellungen der herrschenden Kaste fanden ihr Echo beim ebenso gedemütigten Freund Hölderlin und nehmen in ihrer Schärfe die Kritik Julien Sorels voraus, Stendhals Hauslehrer im Frankreich der Restauration.

Wie Stendhal hat es letzten Endes auch Hegel, den massiven Nachkommen schwäbischer Kanzleibeamten, zum Imperator gezogen. Ein verborgener Chronist des Weltgeistes, hat er ihn später noch bewundernd als Weltseele durch Jena reiten sehen. Goethe tauschte zur gleichen Zeit mit dem Kaiser die geheimen Zeichen der Auguren aus. Hölderlin ist in einem viel strikteren Sinn Jakobiner geblieben, bald den Adlerflug des damals noch republikanischen Generals und Sohns der Revolution besingend, bald den verrauschten Festen der revolutionären Gemeinschaft nachtrauernd, die so unmittelbar aus Stil und Pathos der Antike erwachsen waren. Sinclair schürte das politische Interesse immer erneut an – Sinclair, der den Freund nach dem Frankfurter Eklat zu sich herübergeholt hatte, einen neuen Prinzen von Homburg.

Homburg bildet einen Höhepunkt im Schaffen Hölderlins. Nicht er arbeitet mehr an den Weimarer Zeitschriften mit: bescheiden, aber bestimmt läßt er Goethe und Schiller zu Mitarbeit an seinem eigenen Organ ein, dem geplanten Sammelpunkt der zerstreuten Energien. Keine Flucht zur Mutter; im Gegenteil Offenbarung seiner geheimsten Projekte. Einen Pfarrer glaubte sie geboren zu haben, Stifter einer besseren Gemeinschaft wollte er sein. Brot und Wein, die seine Väter als Klosterverwalter ausgeteilt hatten, wollte er in geistigem Sinn unter die Menschen bringen, die frohe Botschaft des neuen Bundes verkünden.

In neuer Form lebte die Föderaltheologie des Coccejus weiter, die durch Jägers Kompendium und Kommentare seit 1700 in ganz Württemberg infiltriert war: fortschreitende Heiloffenbarung durch einander überhöhende Bundesbeschlüsse, Aufstieg vom Reich der Natur übers Reich der Werke zum Reich der Gnade. Die Größenordnung war diesmal eine andere; die ausgeklammerte Natur wie schon bei Oetinger voll mithereinbezogen; die alten Götter einbeschlossen. Nicht umsonst hatten sie seit Generationen ans Stift geklopft: Dionysos trat zum jüngeren syrischen Bruder Jesus.

Eine Utopie, an der Hölderlin zerbrechen sollte; eine Blasphemie in den Augen der Frommen, verhüllt durchs Dunkel der dichterischen Verheißung. Tief christlich aber bleibt bei Hölderlin dieses: der neue Bund hatte keinen Sinn und Wert, wenn der alte nicht in ihm inbegriffen war; ohne die Mutter, die Schwester, den Bruder war die versprochene Geistesgemeinschaft keine Gemeinschaft mehr. Das ist jener oft verkannte ethische Grundzug in Hölderlin, die Feinheit seines Empfindens, die Rechtlichkeit seines Denkens, der evangelische Sinn für die Letzten, die die Ersten sein sollen. Hölderlin ist nicht der Wortmagier, der nornenverschworen Merseburger Zaubersprüche vor sich hinraunt. Das Strömende in seinem Werk

strömt aus einer Menschlichkeit, die allen Qualen offenstand – den seelichen und geistigen, aber auch den ganz realen Qualen der Entrechteten, der Beleidigten und Erniedrigten, wie Bettina sie später genannt hat.

Die Rolle Sinclairs tritt hier in ein besonderes Licht. Sinclair ist so geheimnisvoller Abkunft wie die Prinzen in den Romanen Jean Pauls: Sohn eines schottischen Adligen, vielleicht aber auch in verschwiegener Verwandtschaft mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg, dessen Vertrauensmann er bis zum plötzlichen Tod auf dem Kongreß von Wien geblieben ist trotz aller offen demokratischen Betätigung. Im Beisein Hölderlins hat Sinclair auf dem Rastatter Kongreß von 1798 mit Vertretern der schwäbischen Stände den Franzosen das Projekt einer schwäbischen Republik unterbreitet, die auch Teile der Schweiz umfaßt hätte. Zum erstenmal seit Generationen waren die Dinge wieder im Fluß. Hölderlin hat aus nächster Nähe die Möglichkeit einer radikalen Neugestaltung im Sinn der republikanischen Konstitution aus dem Jahr III der Französischen Revolution miterlebt.

Aber die Würfel in Paris waren längst gefallen, das Direktorium und Talleyrand steuerten einem neuen Cäsar-Monarchismus zu, für den die Franzosen immer wieder anfällig sind, der ihrem gallischen Geltungsbedürfnis schmeichelt und es aufpeitscht – auch heute unter der sogenannten fünften Republik. Sinclair kam für ein paar Monate als Hochverräter in Haft auf das Schloß Solitude beim Asperg; die Gunst des Landgrafen blieb ihm aber auch weiterhin gewahrt, er avancierte zum Geheimrat, wurde 1802 auf den Regensburger Kongreß delegiert und nahm wiederum Hölderlin mit: Selten ist ein deutscher Dichter so unmittelbar von der politischen Aktualität, von ständigem politischem Fluidum umgeben gewesen wie Hölderlin – und das hat die Forschung übersehen, wenn sie es nicht als Durchbruch des Dichters zu germanischer Sippenverbundenheit travestierte.

Reinhard, der ältere Stifter und einstige Hauslehrer in Bordeaux, hatte inzwischen als französischer Zivilkommissar die Toskana regiert, während Hölderlin von Griechenland träumte, war zwei Monate französischer Außenminister und dann fast vierzig Jahre lang bis zu seinem Tod 1837 der rechte Arm Talleyrands. Wie diesen, hat ihn kein Regierungswechsel zu Fall gebracht, sondern jeder eine Stufe höher: Baron unter Napoleon I., Graf unter Ludwig XVIII., Großkreuz der Ehrenlegion unter Karl X., Pair de France unter Ludwig-Philipp, dazu Mitglied der Akademie und Präsident der lutherischen Kirche: eine mustergültige Verpflanzung ehrbaren, leicht schlitzohrigen Schwabentums nach Frankreich, als Comte de Reinhard ein Fels des Fleißes, des Phlegmas und der Verlässlichkeit in den

Wirren einer unverlässlichen Zeit, ein treuer und geliebter Korrespondent Goethes, der Hölderlin seinerzeit kaum eines Blickes gewürdigt – wie töricht und genial erscheint Hölderlins Jugend und sein freiheitlicher Geist gegenüber diesen arrivierten, wenn auch sehr hintergründigen Exzellenzen! Das gerade hat den Dichter der Jugend und Jugendbewegung vor dem ersten Weltkrieg so unmittelbar nahe gebracht in einem allerdings gefährlich mythisierenden Sinn, der vom wahren politischen Denken Hölderlins überhaupt nichts mehr wußte, weil Politik für diese Generation etwas ebenso Inexistentes war, wie sie für die Stifter von 1790 eine Lebensnotwendigkeit bedeutet hatte.

Unter dem Verdacht des Jakobinismus ist Hölderlin noch 1801 beim Überschreiten des Rheins 14 Tage lang von der Straßburger Polizei sistiert worden, wie Pierre Bertaux nachgewiesen hat, von dem noch ganz andere Enthüllungen zu erwarten sind. Über die Auvergne, nicht über Paris, durfte der suspekte Fremde schließlich nach Bordeaux weiterreisen. Daß unersetzliche Dokumente über den dortigen Aufenthalt – wie über die spätere Tübinger Zeit – verschleudert oder entfernt worden sind, weiß man allmählich.

Zwei Elementarphänomene wurden vom Dichter in den letzten Jahren hereingeholt: die Alpen und der Ozean. Beide waren der französischen Literatur schon durch Rousseau und Chateaubriand einverleibt worden und hatten die Prosa des 18. Jahrhunderts eruptiv gesprengt. Hölderlins Hymnen sprengen die klassische Prosodie. Das Hin und Her zwischen Auflehnung gegen eine Zeit, deren Bleilast sich nach jener Morgenröte der Freiheit dem Dichter immer schrecklicher offenbarte, und Flucht in die Stille des Wortes jenseits aller unmittelbaren Kommunikation gibt dem Spätwerk – dem Werk eines Dreißigjährigen! – die ungeheure Spannung und verschiebt, um mit Adorno zu reden, das ganze dichterische Gefüge von der klassischen Synthesis zur abrupten Parataxe.

Hölderlins eigene Kommentare zu den letzten Dichtungen erhellen und verdunkeln sie zugleich. Unbeachtet bleibt meist der warme Bronzeton, der die Briefe aus dem Süden durchglüht. Hölderlin war hier nicht nur *einer* griechischen Gestalt in stilisiertem antiken Dekor begegnet wie Diotima in Frankfurt. Er hatte ein ganzes Volk kennengelernt in seinem Leben unter dem Feuer des Himmels, aber auch in seiner Stille, er hatte das Athletische der südlichen Menschen bewundert in den Ruinen des antiken Geistes. Winckelmann, Goethe, Heinse haben in Italien und Sizilien die gleiche Begegnung mit der Antike erlebt und vor ihnen Claude Lorrain, der junge, stille, kraftvoll-sensible Bauernsohn von den Moselwiesen, dessen gewal-

tige und zugleich zauberhafte lichtdurchflossene Gemäldekompositionen später Goethe durch die Thüringer Nebel anschimmerten und aufrichteten. Das harte Licht des Südens hat Hölderlin allerdings viel stärker im Sinne Cézannes empfunden, der das Sommerglück eines Monet, eines Renoir hingab, um in strengem Kalkül zu festeren Fundamenten vorzudringen – und bisweilen im apokalyptisch lodernden Sinn van Goghs, schwarze Sonne über verbrannter Erde.

Hölderlins Erfahrung ist aber auch hier vom Politischen mitbestimmt. Er sieht die Freiheitskämpfer, das Wilde, Männliche, Kriegerische an ihnen, ihre patriotischen Zweifel in der Vendée, ihren Tod, den Hunger der Frauen und Kinder, die geschwärzten Hütten. Die politischen Hinweise sind in ihrer Kargheit so präzise verlässlich wie die landschaftlichen auf die Ufer der Garonne, die Wiesen der Charente. Freilich genügen jetzt Hölderlin im Gegensatz zu den frühen Elegien ganz wenig äußere Elemente: der Adler schwingt sich von ihnen auf zu raumdurchstoßender Gesamtschau, bringt in fabulöser Geographie Hesperien und Kolonien, Indien, Kaukasus, Orient und Okzident zusammen. Die Spuren verwirren sich für uns, der Flug selber ermattet, sinkt ab – doch von „vaterländischer Kehre“ und Bekehrung gerade in jener Zeit zu sprechen, wo Hölderlins Weltfahrt beginnt, überträgt modernes nationalistisches Denken auf einen Dichter, der wie alle europäischen Dichter des 18. Jahrhunderts der Heimat ganz selbstverständlich zugehörte und ebenso selbstverständlich Kosmopolit war; den es aus der Enge immer wieder in die Weite zog und der, kaum draußen, zurückstrebte in die vertraute Nähe, wie es ihn im Geist nach Griechenland und den Orient trieb und wieder heim ins Vaterland. Die drohende Vergewaltigung des Vaterlands durch den neuen Cäsar tat ein Übriges, ohne daß Hölderlin nun für immer das „heilig Herz der Völker“ sakralisiert hätte – sein Blick für den barbarischen Untergrund im Menschen und im Deutschen hat sich im Gegenteil noch geschärft: diese elementare Dialektik übersehen zu wollen, heißt ihn von vornherein verfälschen.

Für die Germanisten der Hohenzollernzeit war die Französische Revolution Massenhysterie, die in ebenso blutiger Militärdiktatur endete. Ein äußerst komplexes Gebilde wurde auf die simpelste Formel gebracht, die reale Einheit zerstört, auseinandergerissen die Dioskurenpaare rechts und links vom Rhein: enthusiastische Männer der Tat auf der einen Seite, Dichterdenker auf der andern; beide derselben Wurzel entsprungen, der ungeheuren gedanklichen Vorarbeit des ganzen 18. Jahrhunderts. Die Parole Vernunft, Freiheit, Reich Gottes deckt sich mit den Proklamationen

der Menschenrechte, dem bürgerlichen Gesetzbuch und der messianischen Erwartung der Revolutionäre in den großen Gestalten des Anfangs.

Daß sie Opfer wurden – Opfer ihrer Feinde und ihrer selbst, verbissen in gegenseitigen Kampf um die Realisierung der großen Utopie – hat auch Hölderlin mit zum Opfer gemacht. Nicht länger konnte er das Heil vom Weimarer Klassizismus erwarten noch von jenem deutschen Idealismus schlechthin, den die späteren Forscher so dreist naiv als positive Aufbauarbeit des Geistes gegenüber der revolutionären Destruktion in den Himmel erhoben und von der Kuppel des Bismarckreiches gottesfürchtig überwölben ließen. Aber das Reich Bismarck ist genauso schnell ein Trümmerfeld geworden wie das Reich der Revolution und Napoleons I. Was den deutschen Idealismus betrifft, so haben sich seine Väter und Söhne, Brüder und Vettern mit der gleichen Erbitterung verfeindet, verleumdet, bis aufs Blut bekämpft wie die sich selbst verzehrenden Giganten der Französischen Revolution: ein geistiges Waterloo, die Truppen der Klassik wie der Romantik verfeindet und versprengt. Hölderlin im Turm, mit grausamer Unmenschlichkeit von den Erzfreunden Hegel und Schelling längst aufgegeben als noch gar nichts aufzugeben war; Hegel und Schelling ihrerseits in wüste Kämpfe verstrickt, die übers Grab des älteren hinausreichen und an das keuchende Ringen der beiden alten Bauern auf der Brücke in Kellers 'Romeo und Julia' erinnern. Dahin war es gekommen mit der Fraternitas von 1792. „Unter wilde Tiere bin ich geraten, in ein Hetztheater bin ich eingeschlossen“, hatte Johann Valentin Andreae, der Verfasser der ersten großen schwäbischen Fraternitas, am Schluß seines Lebens als Hofprediger in Stuttgart gejammert.

Simplifizierend hatte schon die Jugendbewegung Hölderlin als deutschen Parsifal und Gegenstück zum Bamberger Reiter gesehen und seit 1914 als Bruder von Rilkes Cornet. Der Soldatentod Norbert von Hellingraths – eines genialen Georgeschülers wie Gundolf – und die zahllosen andern heroischen Opfer auf dem Schlachtfeld erklären die affektgeladene Vehemenz der Identifikation mit dem Kämpfer für Deutschland. Stefan George selbst hat nach 1918 sein Hölderlinlied im Sinn vaterländischer Erneuerung durch Blut, Opfertod und elitäres Führertum weitergestaltet bis zu einer gefährlichen Grenzscheide hin, die nach 1933 massiv und skrupellos von andern überschritten wurde. Und wenn der Dichter „ungezählten Ungenannten oder auch Bekannten“ ein Helfer gegen die Zeit wurde und dem George-Schüler Graf Stauffenberg zuletzt die Waffe in die Hand gab – wie viele sahen nichts, hörten nichts, ließen Bücher verbrennen, Juden verbrennen, eine ganze Kultur abbauen und schwelgten in Hölderlin.

Ein führender Philosoph war vorangegangen mit wiederholten, ausführlichen, rückhaltlosen Bekenntnissen zum Führer, die nicht nur politisches, sondern geistiges und sprachliches Engagement sind. Derselbe Mann, dessen Philosophie wie keine andere vom Wort her lebt, hat nie das geringste Wort an seinen Auslassungen auch nur zu erklären für nötig erachtet, wohl aber aus früher Enttäuschung über die Politik sich in philosophierende Poetik geflüchtet und dabei das gleiche autokratische Denkschema auf Hölderlin übertragen. Wo 1933/34 „der Führer selbst und allein als die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz“ gegolten hatte, wo nicht länger – predigte Heidegger den Studenten und verführte sie damit – „Lehrsätze und Ideen die Regel des politischen Seins bleiben durften, sondern schicksalhafte Hingabe an den Führer“ war seit 1936 Hölderlin zum alleinigen deutschen, ja abendländischen Geistesführer aufgewachsen, der aus der Seinsentfremdung durch die Vernunft zu den Ursprüngen zurückführe und „dessen Denken anfänglicher und deshalb zukünftiger (sei) als das blasse Weltbürgertum Goethes“. Wo Hölderlin derart auf Goethes Kosten vergötzt wird, wenden wir uns ab, wie groß auch die poetologischen Aufschlüsse gewesen seien, die andere – nicht nur in Deutschland – in diesen Exegesen gefunden haben.

Die eigene Fehlleistung der vaterländisch-nazistischen „Kehre“ wurde von Philosophen in den Dichter projiziert, das „Einfache“ scheinbar zeitlos erschaut, tatsächlich aber zeitgebunden Volk und Boden mythifiziert, in einer aufdringlichen und dumpfen, Wortschollen zusammenklaubelnden Sprache verschwarzwäldert wie einst im Manifest über Schlageter und wie noch in der ‚Hegel-Rede‘. Verschwunden die Sonne, der Äther, das lautere himmlische Licht rinnend vom offenen Himmel, „Suevien, der Schwester Lombarda drüben gleich, von hundert Bächen durchflossen“. Selbst wenn wir an den Philosophen höchste Maßstäbe anlegen wollten – wir tun es nicht – bliebe die Erkenntnis: Hölderlin, von Fichte interpretiert, wäre vergewaltigter Hölderlin.

Das sind rauhe Töne – aber eine Hölderlin-Gesellschaft ist nicht auf gepflegten Geibel-Ton abgestimmt und kann sich nicht damit begnügen, die rauhe Sophokles-Übertragung des Dichters nur aus ästhetischem Raffinement zu genießen, Politik aber als unvornehmen Gesprächsstoff abzuweisen, wo Politik die Welt bestimmt und politisches Denken für Hölderlin mit im Vordergrund stand.

Der Feind der Priester war in die Hände der Hohepriester gefallen. Innerhalb eines halben Jahrhunderts ist Hölderlin sakralisiert und zugleich Ware geworden, kämpferisch untermalt zur Zeit von ‚Mein Kampf‘, schicksalhaft auswattiert seither. Literaturgeschichten für Schule und Bür-

gerhaus haben den Kriegsschmuck stillschweigend abgelegt, walten als Raumpflegerinnen – Hölderlin, Rilke, Trakl ihre Lieblingsobjekte. Schopenhauer, Heine müßten in diese Salbadereien vernichtend dazwischenfahren. Aber was kennt der Schüler von Schopenhauer, was kennt er gar von Heine, dem ersten großen Dichter des Industriezeitalters, dem Meister des ‚Romanzero‘, dem Verfasser des ersten grandiosen Kulturgemäldes der Goethezeit, verspielt heiter und prophetisch Abgründe der kommenden Barbarei anleuchtend; seinen Namen zu nennen, profaniert schon das Heiligum, als ob nicht Aristophanes auch zur griechischen Literatur gehörte wie Voltaire, Swift zur französischen und englischen. Sie bleiben das Gegengift gegen die Opiate einer mißbrauchten Innerlichkeit, wie Heinrich Mann, wie Alfred Döblin, der schon auf dem Berliner Gymnasium den ‚Hyperion‘ im zerrissenen Reclam-Bändchen mit sich herumtrug, der in der Pariser Emigration als erstes Elegien Hölderlins vorlas und dessen immer noch verkannten hymnischen Romane ohne Hölderlin überhaupt nicht zu denken sind. Daß schließlich gewisse Aspekte des ‚Hyperion‘ und des ‚Empedokles‘ von der scharfsinnigen Marxschen Studie über den ‚Achtzehnten Brumaire des Louis-Napoléon‘ her besser zu verstehen sind als von rein schönggeistigen Erörterungen oder gar von Wagners Mythologien, weiß heute auch die Hölderlin-Forschung.

Sie reduzierte sich nie auf die Auswucherungen. Selbst unter den Henkern und Spitzeln lief daneben immer eine ganz andere Art der Betrachtung weiter, deren Faktizität schon Wohltat, deren ruhiges Abwägen Protest war. Nach dem Krieg haben die Studien und Meditationen sich gehäuft und auf die Welt übergreifen. Endlose Streitgespräche haben sich bisweilen erhoben, bei denen viel Spreu flog, aber auch fundamentale Erkenntnisse über die Besonderheit des dichterischen Wortes zutage traten.

Aus dem Zusammenspiel zwischen einer Hölderlin-Kritik, die die Texte gesichtet, ergründet und in große Zusammenhänge gebettet hat, und Hölderlin-Lesern von hohem Anspruch ist das Bild des Dichters zur Entfaltung gekommen. Deutschland hat mit ihm den Weg zu langverschütteter eigener Tradition gefunden und den Pionieren der gesamten neueren Lyrik – Baudelaire, Mallarmé, Rimbaud – einen Ahnherrn gegeben. Begeisterung, bohrende Treue, kritischer Verstand haben das Wiedersehen in Falun zustande gebracht.

Kommen wir zum Schluß, dem Idealprogramm. Es heißt: Chronologie und Chiliasmus. Damit stehen wir wieder am Anfang, bei den Schwabenvätern, den Lehrern von Hölderlins Lehrern.

Die Bibel, schreibt Bengel, sei kein Erbauungsbuch im Sinn des Halle-schen Pietismus, in dem man nach Belieben däumeln könne, um Losungen daraus zu ziehen (wieviel fragwürdige Losungen sind nicht auch aus Hölderlin gezogen worden). Die Bibel sei ein „zusammenhängend System“ und müsse zunächst ganz nüchtern als überlieferter Text in ihren verschiedenen Schichten – den asiatischen, den afrikanischen – gelesen, geprüft und von Einschiebseln gereinigt werden. Eine revolutionäre wissenschaftliche Forderung, die schon 1734 zur kritischen Ausgabe des Neuen Testaments führte und auf Ferdinand Christian Baur's Exegesen vorausweist.

Der gleiche nüchterne Rechner Bengel berechnete aber auch mystisch versonnen den Anfangspunkt der messianischen Zeit und las aus der Bibel mit präzisen Einzelheiten die stufenweise Entfaltung des Herrn in der Welt heraus – Hegels Offenbarung des Weltgeistes ist die Weiterführung der gleichen Grundidee und Hölderlin steht in derselben Tradition.

Chronologie und Chiliasmus auch bei Oetinger, dem Schüler und Freund Bengels. Er verwirft Zinzendorfs Blut- und Wundenschwelgerei: nicht genug Mißtrauen gegen das Herz; Zinzendorf wolle nur den Kern des Evangeliums haben, aber nicht den Butzen, den Stiel und die Schale. Es dürfte kein Zufall sein, daß gerade die schwäbische Hölderlin-Forschung mit wohltuendem Sinn für Realien auch den Butzen, den Stiel und die Schale seines Werks endlich massiv mit hereinbezogen hat durch Sicherung des Textes und Fundierung der Biographie.

Chiliasmus aber bedeutet in seiner säkularisierten Form Sinn für das Wunderbare und das Geheimnis, Ehrfurcht vor dem Leben, sittliches Gefühl des Ewigen.

An Hölderlin, den die größten Dichter seiner Zeit geprüft und verworfen oder verlacht haben, erleben wir staunend die posthume stufenweise Offenbarung des Genius, das Wunder der Multiplikation der Brote. Was reif in diesen Zeilen stand, speist jetzt Zehntausende.

Manche machen sich allzu breit an der Tafel, wir haben sie im Streitgespräch allzu scharf zurechtgewiesen, aber – schreibt Oetinger schon ganz hegelianisch in seiner *‘Theologia ex idea vitae deducta’* –: „Das Leben ist Beides, ein Streit und ein Band der Kräfte, Zwiespalt und Versöhnung, Bewegung der Gegensätze durch Einheit.“

Nichts von dem, was hier vorgetragen wurde, hätte Form werden können ohne die zahllosen genauen oder geistvollen, tief sinnigen, die weit-ausholenden oder bedachtsam ins Einzelne vordringenden Arbeiten, Studien, Meditationen über Hölderlin.

Seine Herrlichkeit ist durchquollen von Säften, und wie er selber immer wieder alles aufs Einfache bezieht, und vor ihm die Schwabenväter auf

die „gemeine Bauernphysik Adams, Abels und Noahs“, so lassen wir zum Schluß einen schwäbischen Bauerndichter zu Wort kommen, Christian Wagner aus Warmbronn, der mit ungelenten Worten 1894 sein Lebensideal definierte und damit zugleich inniger als viele andere Wesenszüge Hölderlins mit umrissen hat: „Natarsinn, Rechtssinn, Billigkeitssinn, Schönheitssinn und das Erbarmen.“ In seinem Gedicht *‘Blühender Kirschbaum’* aber, einem Lieblingsgedicht Hermann Hesses, wird der Kirschbaum zum Festsaal, in den auch wir eintreten zusammen mit den andern:

*Ungezählte frohe Hochzeitsgäste,  
Groß und kleine, einfach und betrefte,  
Herrn und Frauen, Edelfräulein, Ritter,  
Ungezählte Väter wohl und Mütter,  
Ungezählte Kinder, Großmatronen,  
Jägerinnen viel und Amazonen,  
Freche Dirnen wohl mit Ernten, Frommen  
Auf dem Edelhof zusammenkommen.*

*Ungezählte Schalen mit Getränken,  
Ungezählte Köche wohl und Schenken,  
Ungemeßner Raum zu freiem Walten  
In dem Hochzeitshause ist enthalten.*

Der Landmann, der so oft durchs Gedicht von Hölderlin schreitet, das Feld zu bestellen – hier zieht er nochmals leibhaftig an uns vorbei in einem rührend naiven Gebilde, das als primitiver Vorklang zur *‘Friedensfeier’* erscheinen mag. Auf der höchsten Stufe der Reflexion und Weltdurchdringung inkarniert und transzendiert ihn Hölderlin, hingetrieben zur Stille und zerrissen vom Geist der Unruhe, stammelnd und zuletzt mit Schweigen geschlagen, in dem doch immer wieder gesangbuchartig die alte leise Weise mitschwingt von „Harmonien und ewgem Lohn und Frieden“.

Im vorletzten Brief an die Mutter heißt es: „Die Zeit ist allbarmherzig und buchstabengenau.“ Die Zeit – nicht Gott; aber diese Zeit ist messianische Zeit, zwar nicht im engen Sinn der pietistischen „Buchstäbler“, aber doch im strengen des Gesetzes, das freilich münden wird ins Reich der Barmherzigkeit und Liebe.

In den armseligen paar Worten aus der Zeit der Zerstörung ruhen so nochmals friedlich gebunden Grundworte Hölderlins nebeneinander, die im Werk dann explodierend wie ein Feuerwagen auffahren und unsere Zeit erleuchten.

## DIE AUFNAHME HÖLDERLINS IN ENGLAND\*

VON

MICHAEL HAMBURGER

Jede Beschäftigung mit dem Einfluß oder der Aufnahme eines Dichters bedeutet schon, daß man sich sehr weit von seiner Dichtung selber entfernt. Der Einfluß und die Aufnahme gehören zur Geistesgeschichte, nicht zur Literaturkritik. Wenn es noch dazu um die Aufnahme eines Dichters in einem fremden Lande geht, wird es unvermeidlich, ein Stück der Geistesgeschichte des aufnehmenden Landes zu umreißen. Aber selbst abgesehen von den besonderen Hindernissen und Schwierigkeiten, die jedem fremdsprachigen Dichter im Wege stehen, ist die Aufnahme der Dichtung etwas, worüber man eigentlich kaum etwas weiß. Jedem Dichter muß es im Laufe seines Lebens klar werden, daß er von der Aufnahme seiner Werke höchstens unbedeutende Äußerlichkeiten erfahren kann – Besprechungen und Rezensionen, die von wenigen Kollegen oder Berufskritikern verfaßt werden und oft etwas ganz anderes bezeugen, als die Wirkung des besprochenen Werkes, oder auch Statistik über die Anzahl der verkauften Bücher, dazu vielleicht noch einige Leserbriefe. Aus allem diesen läßt sich aber noch lange nicht schließen, was zwischen dem Werk und der Leserschaft – oder auch nur den einzelnen Lesern – vorgegangen ist. Dieser Vorgang ist so rätselhaft und unfaßbar wie die Beziehungen zwischen Menschen, auch nicht weniger wandelbar. Daß sich das Schicksal der Bücher auf die Nachwelt erstreckt, ändert nichts an der Rätselhaftigkeit und Unfaßbarkeit des Vorgangs, fügt sogar noch weitere Komplikationen und Mißverständnisse hinzu.

Dieser Sachverhalt erschwert nicht nur die Bemühungen der Wissenschaft, die Wirkung eines Dichters genau zu bestimmen, sondern auch das Leben der Dichter selber. Wenigstens in der Neuzeit ist er von dem *malheur d'être poète* nicht wegzudenken. „Denn Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln.“ Diese Worte sind von Rilke, dessen 'Buch der Bilder' eine ganze Reihe Gedichte enthält, welche aus der unvermeidlichen Einsamkeit an einen unbekanntem, imaginären, geistesverwandten Mitmenschen appellieren. Noch herzerreißender war die Klage Hölderlins darüber, als er Rousseau als „einsame Rede“ kennzeichnete oder in der Ode 'An die

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 8. Juni 1965 in Tübingen.

Deutschen', in der er die Kennzeichnung Rousseaus auf sich selber bezog, ein Bild prägte, welches später, in der Person Baudelaires, ganz wörtlich verwirklicht wurde, weil es der Wahrheit über die Wirkung des modernen Dichters entspricht:

*Klanglos,                   ists in der Halle längst,  
Armer Seher! bei dir, sehnend verlischt dein Aug'  
Und du schlummerst hinunter  
Ohne Namen und unbeweint.*

Auch Baudelaires Lesesaal in Belgien war nicht ganz leer, doch konnte er nicht wissen, zu wem er sprach und noch nach dem Tode sprechen würde. In dieser Ungewißheit kann ein Dichter nur hoffen oder verzweifeln – wie schon Hölderlin, der sich nur zeitweise mit dem Glauben an die Zukunft trösten konnte, dem Glauben an „das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte“. Spätere Dichter mußten selbst ohne diesen periodischen Glauben auskommen, weil sie wußten, daß die Enkel nicht besser als die Großväter sind. Beständig blieb nur die Unmöglichkeit, zu erfahren, für wen man schreibt – und nicht nur wer einen lesen wird, sondern auch wo und wie, mit welchen Absichten, zu welchem Zweck, mit welchen Voreingenommenheiten, mit welchem Bedürfnis nach Bestätigung und Bekräftigung der eigenen Meinungen.

So viel mußte gesagt werden, ehe ich mich den Äußerlichkeiten und Fakten zuwenden konnte. Hölderlin wurde in Großbritannien und Amerika erst bekannt, nachdem die glücklichste und fruchtbarste Phase der deutsch-englischen Beziehungen vorüber war. Diese begann auf englischer Seite zu Hölderlins Lebzeiten, mit den Dichtern von William Blake, Coleridge und Wordsworth bis Byron und Shelley und dem auch für England entscheidenden Buch 'De l'Allemagne' von Mme. de Staël, welches 1813 in London – bei John Murray, dem Verleger Byrons – erschien, nachdem die zehntausend Exemplare der ursprünglichen Erstausgabe in Frankreich zerstört worden waren. Etwa ein halbes Jahrhundert lang gehörte dann die deutsche Literatur der Klassik und Romantik zur maßgebenden Lektüre eines großen gebildeten Publikums in Großbritannien und den Vereinigten Staaten: Carlyle, Emerson, Thackeray, George Eliot, G. H. Lewes, Matthew Arnold, Longfellow sind einige der wichtigsten Vertreter dieses Zeitalters. Nach der Schlacht von Sedan nahm das Interesse an der deutschen Literatur wieder ab. Der Tod Thomas Carlyles im Jahre 1881 kann als endgültiger Abschluß dieser Phase gelten. Erst nach dem ersten Weltkrieg gab es eine neue, aber meistens oberflächliche Berührung:

Christopher Isherwood, W. H. Auden, Stephen Spender und John Lehmann „entdeckten“ ein sehr verändertes Deutschland, Rilke und Thomas Mann wurden für manche englische Dichter vorbildlich, Georg Büchner wurde gespielt, Ernst Toller als Verbündeter der jüngeren, anti-faschistischen Schriftsteller aufgenommen. Auch die Aufnahme Hölderlins begann während dieser zweiten Phase.

Schon vor dem Weltkrieg hatte der schottische Germanist Marshall Montgomery einen Artikel über Hölderlin und Diotima in einer Fachzeitschrift veröffentlicht, aber diese Arbeit drang so wenig durch, wie sein späteres, unvollendetes Buch 'Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic Movement' (1923). Zur gleichen Zeit veröffentlichte aber der Lyriker und Kritiker Edwin Muir – der später auch als Übersetzer von Kafka und Broch bekannt wurde – seinen ersten Aufsatz über Hölderlin in der amerikanischen Zeitschrift 'The Freeman'. Ein Vierteljahrhundert lang folgten andere Aufsätze und Übersetzungsversuche von Edwin Muir. Seine unveröffentlichten Briefe an den Romanschriftsteller Stephen Hudson (Sidney Schiff) bezeugen aber auch, auf welchen Widerstand seine Bemühungen stießen. So wurden seine längeren Aufsätze jahrelang von den englischen Zeitschriften – darunter auch T. S. Eliots Zeitschrift 'The Criterion' und dem 'Times Literary Supplement' – abgewiesen. Muir mußte eine eigene Zeitschrift herausgeben, um seinen Aufsatz 'Hölderlin's „Patmos“' – die erste englische Würdigung dieses Gedichts – 1935 veröffentlichen zu können. Ebenso erschien sein in den zwanziger Jahren geschriebener Aufsatz 'Friedrich Hölderlin' erst 1949 in dem Buch 'Essays on Literature and Society'.

Dieser Widerstand ist bezeichnender, als die nun fortwährende Beschäftigung der Germanisten mit Hölderlin, weil die Veröffentlichungen der Germanisten von der allgemeinen und selbst literarisch maßgebenden Leserschaft kaum beachtet wurden. Das notorische Urteil T. S. Eliots über Goethe – 1933 veröffentlicht, von dem sehr einflußreichen Literaturkritiker F. R. Leavis als „one of Mr. Eliot's potent critical asides“ begrüßt und erst 1955 in Eliots Hamburger Goethe-Rede, im Zusammenhang mit Hölderlin, widerrufen – bleibt für diese Phase charakteristisch. Es lautete: „Von Goethe muß man wohl sagen, daß er sowohl in Philosophie wie in der Dichtung ein Dilettant war (eigentlich „dabbled“, fuschte) und auf beiden Gebieten keinen großen Erfolg hatte; seine wahre Rolle war die eines Weltmannes und Weisen wie La Rochefoucauld, wie La Bruyère, wie Vauvenargues.“ Auch das 1935 veröffentlichte Buch der Germanistin E. M. Butler 'The Tyranny of Greece over Germany' konnte zu Hölderlins Ruhm sehr wenig beitragen. Drei Jahre später folgte Professor Ronald

Peacocks ausführliche und zuverlässige Hölderlin-Studie, 1942 die schon weit beachtete Hölderlin-Auswahl von Professor August Closs. Aber noch 1943, in seinem in der Zeitschrift 'Horizon' veröffentlichten Aufsatz 'Hölderlin, Goethe and Germany' schrieb Stephen Spender:

„Wir haben in unserer modernen Literatur einige gute Kenner der deutschen Dichtung (German scholars), besonders Edwin Muir, J. B. Leishman, Edward und Victoria Sackville-West und C. M. Bowra, denen es gelungen ist, einige deutsche Namen bekannt zu machen. Aber die literarische Bewegung, welche man der Bequemlichkeit halber als 'Bloomsbury' bezeichnet, und welche die zwanziger Jahre beherrschte, stand völlig unter französischem Einfluß. Was die dreißiger Jahre betrifft, obwohl Auden und Isherwood von Berlin fasziniert waren, erstreckte sich ihr Interesse nicht sehr weit über die unmittelbaren und zeitgenössischen Aspekte Deutschlands hinaus.“

Unter den von Spender genannten „German scholars“ befindet sich kein einziger Germanist. J. B. Leishman war Anglist, C. M. Bowra ist Altphilologe, die anderen waren Dichter oder Schriftsteller, wie auch Spender. Selbst Edwin Muir bezog sich nie auf irgendeine wissenschaftliche Arbeit über Hölderlin. Inzwischen war aber Hölderlin trotzdem schon in die englische Literatur und Dichtung eingedrungen, wenn auch nur als eine noch undeutliche Gestalt.

Zu den Verworrenheiten der Wirkung gehört es, daß schon 1925 in Amerika, und zwar in Kansas, eine Übersetzung von Gedichten Hölderlins erschienen war, von einem gänzlich unbekanntem und verschollenen Verfasser, Pierre Loving. Die Veröffentlichung selber hatte auch keine Wirkung – insofern eine Wirkung überhaupt greifbar und erkennbar ist. Der Name Hölderlins stand auch auf dem Titelblatt des Essay-Buches 'The Sense of Glory' von Herbert Read, mit einem 'Hyperion'-Zitat, und das schon 1929. Wieder handelt es sich um einen Autor, der wie Edwin Muir weder Germanist noch Sachverständiger war, aber durch eine Geistesverwandtschaft zu dem unbekanntem deutschen Dichter hingezogen wurde. Edwin Muir und Herbert Read bezeugten diese Geistesverwandtschaft auch in eigenen Gedichten über Hölderlin.

Noch seltsamer ist der Fall des Lyrikers David Gascoyne, der ohne Deutsch zu verstehen 1938, kaum über zwanzig Jahre alt, sein Buch 'Hölderlin's Madness' veröffentlichte. In dieser Sammlung von Übersetzungen später Hölderlin-Fragmente – Gascoyne durch die französische Übertragung von Pierre Jean-Jouve bekannt – und eigener, surrealistischer Gedichte vollzog sich eine scheinbar ganz unvorbereitet plötzliche „Berührung der Sphären“. Die englische Romantik und der französische Surrealismus verschmolzen mit den visionären Bruchstücken Hölderlins. Gewiß erreichte auch dieses Buch nur sehr wenige Leser; aber diesen wenigen waren

nicht nur der Name und die Gestalt Hölderlins, sondern auch einige seiner Bilder und Gedankengänge vermittelt worden. In den nächsten Jahren, während des Krieges, konnte dann Hölderlins Werk allmählich in das Bewußtsein eines größeren englischen und amerikanischen Publikums eindringen.

Im viktorianischen Zeitalter hatten sehr viele gebildete Engländer – und besonders die literarisch tätigen oder interessierten – die deutsche Sprache beherrscht. Während der späteren Phase wurde zwar an den Universitäten Germanistik gelehrt, aber – wie Spender bemerkte – die Wissenschaft vermochte nicht, eine tiefwurzelnde Entfremdung zu überbrücken. Auch die deutsche Sprache beherrschte nun nur noch eine ganz geringe Minderheit. Darum lag es zum Teil an den neuen Übersetzungen, daß Hölderlin in den vierziger Jahren allmählich neben Rilke in England zum meistgelesenen deutschen Lyriker wurde. 1943 erschien in Amerika die kleine englische Hölderlin-Auswahl von Frederic Prokosch, in England die größere von Michael Hamburger mit einer längeren Einleitung. Schon 1944 folgte die Übersetzung von J. B. Leishman. Zur gleichen Zeit erschien die englische Hölderlin-Biographie von Agnes Stansfield, die auch einige Gedichtübersetzungen enthielt, 1945 E. L. Stahls Studie über Hölderlins Symbolismus. Damit war Hölderlin hundert Jahre nach seinem Tode zu einem lebendigen Einfluß auf die englische Literatur geworden. Meine Übersetzung konnte 1952 in einer verbesserten und ergänzten Fassung neu aufgelegt werden, zwei Jahre später die Übersetzung Leishmans. 1961 wurde Hölderlin als erster deutscher Dichter in die Taschenbuchreihe *‘The Penguin Poets’* aufgenommen, noch vor der entsprechenden Goethe-Auswahl, die 1964 erschien. Wieder war die Auswahl erheblich erweitert worden, enthielt auch zum erstenmal eins der *‘Empedokles’*-Bruchstücke. Mit einiger Sicherheit kann nun festgestellt werden, daß mehr als zehntausend Engländer und Amerikaner mit einem beträchtlichen Teil der späteren dichterischen Werke Hölderlins bekannt sind. Eine neue, wieder verbesserte und erweiterte Ausgabe meiner Übersetzungen wird zur Zeit vorbereitet und soll meine Bemühungen abschließen<sup>1</sup>. Inzwischen erschien 1962 eine kleine Auswahl der alkäischen Oden Hölderlins in der Übersetzung von Elizabeth Henderson. Was noch fehlt, ist der *‘Hyperion’*<sup>2</sup>, wie auch die Aufsätze und Briefe. Von Hölderlins Jugendgedichten sind ebenfalls nur ganz wenige übersetzt worden.

<sup>1</sup> Inzwischen erschienen: Hölderlin, *Poems and Fragments*. London 1966; Ann Arbor, Michigan 1967.

<sup>2</sup> Eine Übertragung des *Hyperion* von Willard R. Trask ist 1965 als Taschenbuch (New York: Signet Books) erschienen.

Der lebendige Einfluß Hölderlins macht sich besonders in Gedichten *über* Hölderlin bemerkbar. Dazu kommen einige Experimente – zum Beispiel von W. H. Auden und Vernon Watkins – mit den von Hölderlin erneuerten klassischen Odenformen. Eine amerikanische Zeitschrift *‘Quarterly Review of Literature’* konnte 1959 ohne äußeren Anlaß eine ganze Nummer dem Werk Hölderlins widmen, mit Übersetzungen und Gedichten von Vernon Watkins und englischen Fassungen der Hölderlin-Würdigungen von George und Rilke, Hellingrath und Heidegger.

1950 schrieb P. M. Mitchell im Hölderlin-Jahrbuch: „Im großen und ganzen war Hölderlin den amerikanischen und englischen literarisch Gebildeten – abgesehen von einigen Lehrern der deutschen Literaturgeschichte – bis über ein Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg unbekannt geblieben. Die Begeisterung, die während der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts sein Werk in Deutschland hervorrief, hatte in den angelsächsischen Ländern wenig Aufmerksamkeit gefunden. Ein britischer Kritiker sei als Beweis für den allgemeinen Mangel an Verständnis für die deutsche Hölderlin-Renaissance angeführt: *‘German critics add a third name to those of Goethe and Schiller – that of Friedrich Hölderlin... It is a curious example of the divergence of literary estimates... the very name of this poet is unfamiliar’*.“

Die zitierten Worte sind einem 1930 veröffentlichten Buch von Norman MacLeod entnommen. Das darin ausgesprochene Urteil über Hölderlin ist indessen fast zum Nachteil Goethes und Schillers umgekehrt worden. Schon 1943 schrieb C. M. Bowra: *‘Hölderlin may well claim to be the most inspired of all German poets.’* In seiner Hamburger Goethe-Rede sagte auch T. S. Eliot: *‘In ähnlicher Weise – aber hier spreche ich mit aller geziemenden Zurückhaltung – kann man wohl sagen, daß Hölderlin in manchen Augenblicken stärker inspiriert war als Goethe; doch auch er kann niemals im selben Grad eine europäische Gestalt sein.’* Damit vergleicht Eliot die Weisheit Goethes mit der Inspiration Hölderlins und Wordsworths; und es ist auffallend, daß Hölderlin selbst nach dem Durchbruch immer wieder mit seinen Zeitgenossen, den englischen romantischen Lyrikern, verglichen wird.

In dem schon zitierten Aufsatz von Stephen Spender aus dem Jahre 1943 heißt es: *‘Hölderlin ist in einer Hinsicht viel tiefer als Shelley: er begreift, daß für den Dichter die Revolution in der Gesellschaft mit dem Wort beginnt und endet, und nichts mit politischen Programmen zu schaffen hat. Der Dichter gibt der Gesellschaft eine ideale Vision des Lebens.’*

Er setzt einen Samen in den Boden. Ob die politischen Gärtner den Boden so behandeln, daß der Same aufgeht, ist eigentlich nicht seine Sache.“ Das ist freilich weniger ein literarischer Vergleich, als ein Glaubensbekenntnis Spenders. Der Durchbruch Hölderlins in England ereignete sich nämlich zu einer Zeit, da die politisch engagierte Lyrik der dreißiger Jahre von einer neu-romantischen Bewegung abgelöst wurde. Spender hatte wie W. H. Auden zu den politisch engagierten Lyrikern gehört, sah aber nun in Hölderlin die Möglichkeit, eine reine Lyrik mit humanistischen Bestrebungen zu versöhnen. Darum konnte er auch am Anfang desselben Aufsatzes erklären: „Wenn in Deutschland eine geistige Umkehr zustande kommt, so muß sie durch das Mittel der größten deutschen Lehrer verwirklicht werden. Einige dieser sind Beethoven, Mozart, Goethe, Heine, Schiller und Hölderlin.“

In einer Besprechung von Leishmans Hölderlin-Übersetzungen in der von F. R. Leavis herausgegebenen Zeitschrift 'Scrutiny' schrieb der junge Lyriker D. J. Enright unter anderem: „Es ist seltsam, wie aufgeblasen (pompous) die philosophischen Betrachtungen Wordsworths im Vergleich mit jenen Hölderlins wirken.“ Hier deutet der Vergleich mit einem englischen romantischen Dichter auf eine sprachliche Eigenschaft Hölderlins, der gerade dieser jüngeren Generation von englischen Lyrikern besonders sympathisch war. Enright gehört jetzt zu einer Gruppe von Lyrikern, welche die Wendungen der Umgangssprache auch in Gedichte aufnehmen. Tatsächlich ist ja die Sprache des späteren Hölderlin trotz aller Gehobenheit und Intensität ausgesprochen schlicht; und die Sprache Wordsworths, der im Volkston dichten wollte, immer in Gefahr, in die poetische Rhetorik des achtzehnten Jahrhunderts zurückzufallen. Enright zielt auf etwas Ähnliches, wenn er in der gleichen, 1944 erschienenen Besprechung bemerkt: „Man muß immer wieder betonen, welcher wesentliche Unterschied zwischen Hölderlins Gefühl für die Natur und der dilettantischen Idyllik (von englischen Lyrikern wie Dyer, Akenside und Warton) besteht.“ Die Schlichtheit der Sprache bezeugt für diese jüngeren englischen Lyriker die Echtheit des Gefühls.

Noch 1952 nannte Stephen Spender in einer Rezension Hölderlin „den größten aller romantischen Dichter“. Man muß aber bedenken, daß selbst Goethe und Schiller in England – außer in germanistischen Kreisen – als romantische Dichter empfunden wurden. Da zur englischen Klassik nie die Nachahmung antiker Formen gehörte, wurde auch Hölderlin auf Grund seines Weltgefühls in die Nähe der englischen Romantiker gerückt, mit denen er auch bei weitem mehr gemeinsam hat, als mit vor-romantischen englischen Lyrikern wie Dryden oder Pope. Der amerikanische

Lyriker Kenneth Rexroth hob in einer Besprechung den Hellenismus Hölderlins hervor, verglich ihn deswegen mit André Chénier in Frankreich und Walter Savage Landor in England, fügte aber hinzu: „Anders wie diese fand Hölderlin aber in der griechischen Kultur nicht eine formale Disziplin oder eine Weltweisheit, sondern ein orakelhaftes Sehertum. So wurde er einer der ersten und glühendsten Romantiker.“

Edwin Muir, der nicht nur zu den frühesten, sondern auch zu den verständnisvollsten britischen Hölderlin-Kennern zählt, ließ sich von den literarhistorischen Kategorien nicht verwirren. Für ihn war die Kunst Hölderlins zeitlos und einzigartig: „Hölderlin ist ein sonderbarer Dichter“, schrieb er noch 1952; „aber ihn als schwierig zu bezeichnen – wie das Wort zur Zeit verstanden wird – würde einen falschen Eindruck machen. Seine Aussage ist eine wundererregende Kombination von Einfachheit und Geheimnis.“ Ein ganz junger Lyriker, der 1953 mit Hölderlins Gedichten bekannt wurde, schrieb darüber: „Einige der Zeilen könnten gestern entstanden sein oder vor fünfhundert Jahren.“ Mit diesem Urteil von Gordon Wharton ist das wesentlichste über die Aufnahme Hölderlins in England gesagt – nämlich daß Hölderlin zu den verschiedensten Menschen und Künstlern sprechen konnte, weil seine „Sprache des Herzens“ weder an Zeit noch Ort gebunden ist. So gehört Hölderlin auch zu den Lieblingsdichtern des Komponisten Benjamin Britten und zur seit mehr als zwanzig Jahren immer wieder aufgenommenen Lektüre von Arthur Waley, dem bahnbrechenden englischen Übersetzer chinesischer und japanischer Texte.

Ob klassisch oder romantisch, klassisch-romantisch oder auch so modern, wie er in den Übersetzungen David Gascoynes erscheint, wird nun Hölderlin in allen englisch-sprechenden Ländern gelesen. Wie der walisische Germanist und Dichter Idris Parry mit Recht geschrieben hat, „entwirft das zwanzigste Jahrhundert jene Kategorie, in welche Hölderlin hineinpaßt“. Daß diese Kategorie nicht konstant bleibt, ergibt sich aus der Beschaffenheit der Wirkung und des Ruhms, dazu aber auch aus dem Umstand, daß viele der britischen und amerikanischen Leser Hölderlins auf Übersetzungen seiner Werke angewiesen sind. Selbst die sinngetreueste Übersetzung eines dichterischen Textes verwandelt ihn, indem sie ihn deutet und in einer Sprache wiedergibt, die andere Gesetze, andere Traditionen, andere Assoziationen als die Sprache des Originals besitzt. Schon die Versmaße der Oden und Elegien Hölderlins bleiben in jeder englischen Übertragung exotisch; sie können – und müssen – zwar wiedergegeben werden, schaffen aber eine Distanz zu jeder englischen Konvention, die Hölderlins Gedichte gewissermaßen naturalisieren würde. Doch konnte gerade diese Distanz, diese Fremdheit, produktiv werden, indem sie eng-

liche Dichter auf neue rhythmische und metrische Möglichkeiten auch des englischen Gedichts aufmerksam machte. Die gleiche Distanz und Fremdheit verhinderte, daß man die Einzigartigkeit Hölderlins übersehen konnte.

Ich habe schon angedeutet, daß ich die Einordnung Hölderlins in eine literaturhistorische Kategorie nicht für wichtig halte. Ein so kluger und kenntnisreicher Dichter wie W. H. Auden zitierte einen Teil der Ode 'Der Mensch' im Vorwort zum vierten Band seiner Anthologie 'Poets of the English Language', welcher die romantischen Dichter von Blake bis Poe enthält, und zwar als Beispiel der „romantischen Definition des Menschen“. Diese formuliert Auden so:

Im späten achtzehnten Jahrhundert – Rousseau ist eines der frühesten Symptome – kündigt sich eine neue Antwort an. Das göttliche Element im Menschen wird nun nicht mehr als Macht oder Willensfreiheit oder Vernunft aufgefaßt, sondern als Bewußtsein der eigenen Identität. Wie Gott, und anders als die sonstige Natur, kann der Mensch „ich“ sagen: sein „Ich“ setzt sich von seinem „Selbst“ ab, welches das Ich als einen Teil der Natur ansieht. In diesem Selbst sieht er Möglichkeiten; es und alles kann er sich anders vorstellen, als sie sind; er überholt sich selber; er sieht seinen eigenen Tod voraus... Wenn das Bewußtsein der eigenen Identität und die Fähigkeit, Möglichkeiten zu begreifen, das göttliche Element im Menschen sind, dann ist der Held, den der Dichter feiern soll, niemand anders als er selber, da das einzige ihm zugängliche Bewußtsein sein eigenes ist.

Wenn Hölderlin im Sinne dieser Definition der Romantik – oder auch der Moderne – zugeordnet wird, geschieht ihm meines Erachtens kein Unrecht. Ich selber schrieb in der Einleitung zur 'Penguin'-Auswahl: „Wir können Hölderlin als klassischen oder romantischen Dichter bezeichnen, je nachdem, ob wir seine Kunst meinen oder seine Situation.“ Auden meinte Hölderlins Situation, wie ebenso viele andere englische Kritiker, welche Hölderlin oder Goethe als romantische Dichter behandelten. Dagegen erklärt sich D. J. Enright's Vergleich mit englischen Naturidyllikern daraus, daß Leishman in seiner Übersetzung die konventionell rhetorischen Elemente der Sprache Hölderlins hervorhebt, also Hölderlin ins englische achtzehnte Jahrhundert versetzt. Gascoyne, der sich auf späte Fragmente in freien Rhythmen beschränkte, stellte Hölderlin als einen durchaus modernen, sogar avantgardistischen Dichter vor; und in der Tat ist es erstaunlich und bemerkenswert, wie gerade die skizzenhaften Fragmente Hölderlins den Stil moderner Lyriker vorwegnehmen, zum Beispiel jenen Ezra Pounds in den 'Cantos'. Als ich das Bruchstück 'So Mahomed, Rinald' in englischer Übersetzung zitierte, fragte mich ein beleesener Verlagsdirektor ausdrücklich, ob es von Hölderlin oder Pound sei. Darum ist es auch weniger verwunderlich, daß in England und Amerika Hölderlin immer wieder mit Rilke verwechselt oder für einen Dichter

des zwanzigsten Jahrhunderts gehalten wird. Was meine Übersetzungen und Auswahl betrifft, habe ich mich bemüht, Hölderlin weder als Naturidylliker des achtzehnten Jahrhunderts noch als Imagisten oder Surrealisten darzustellen, obwohl ich dazu neigte, eine schlichte, unliterarische Diktion zu setzen. Vor allem sollten die Übersetzungen durchsichtig sein – ein gläsernes Gefäß, worin sich etwas von Hölderlins eigenem Geist und Leben bewahrt.

Über die spezifischen Probleme der englischen Hölderlin-Übertragung habe ich schon gesprochen und geschrieben, möchte darum hier nur das Nötigste wiederholen. Es ist die seit Jahrhunderten immer wieder ausgesprochene Überzeugung der englischen Kritiker und Theoretiker, daß die klassischen Versmaße im Englischen nicht wiedergegeben werden können. Schon im 16. Jahrhundert waren die englischen Dichter nach verschiedenen Experimenten zu dem Schluß gekommen, daß die klassischen Versmaße im englischen Gedicht ihre Entsprechung nur in jambischen und gereimten Formen finden könnten. Das gilt auch für die maßgebenden Übersetzungen – für Chapmans Homer, für Drydens Vergil, auch noch für den Homer von Alexander Pope im 18. Jahrhundert. Selbst William Cowper, der zu den Wegbereitern der Romantik gehört, wählte für seine Ilias-Übertragung den jambischen Blankvers. Zur gleichen Zeit gab es freilich wieder Versuche, die klassischen Odenformen nachzuahmen oder zu adaptieren – so jene von Isaac Watts und von William Collins. Ähnliche Experimente kamen noch im 19. Jahrhundert vor – eine alkäische Ode von Tennyson, eine sapphische von Swinburne, die bahnbrechende Hexameter-Erzählung 'Amours de Voyage' von Arthur Hugh Clough, die eine merkwürdige Brücke von Goethes Epen und 'Römischen Elegien' zur modernen englischen Lyrik schlägt – doch galten alle diese Versuche als exzentrische Spielerei oder antiquarische Rekonstruktionen, noch nicht als sehr ernst zu nehmende Anschläge auf die Tyrannei des jambischen Rhythmus, welcher noch heute auf die englische Lyrik eine immer wieder vergeblich bekämpfte Macht ausübt.

Zu den Bekämpfern des Jambus gehörte im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts der amerikanische Dichter Ezra Pound, der sich für die freien und organischen Rhythmen einsetzte. Seit Ezra Pound und Arthur Waley erstreckt sich die metrische Freiheit auch auf den Übersetzer von Gedichten; zugleich aber auch eine andere Freiheit, jene des zu einem hohen Grade unabhängigen und eigenwilligen Nachdichtens. Diese Freiheit hat sich, besonders unter Übersetzern, die zugleich eigene Gedichte schreiben, zu einer Orthodoxie versteift. So konnte mir ein englischer

Lyriker und Übersetzer erklären, daß es doch für einen Übersetzer von Gedichten ein Hindernis sei, die Sprache des Originaltextes zu beherrschen, da ihn eine solche Vertrautheit zur Pedanterie verleiten müsse. Die Freiheit des Übersetzers bewähre sich doch am sichersten, wenn er den Sinn des übersetzten Gedichts nur erraten könne. Darauf gibt es nur eine Antwort: nämlich, daß es verschiedene Arten der Übersetzung gibt, die schon längst erkannt und klassifiziert worden sind – etwa von Goethe, von August Wilhelm Schlegel oder auch schon im 17. Jahrhundert von dem englischen Dichter, Kritiker und Übersetzer John Dryden, der, wie mehrere der Theoretiker, drei verschiedene Übersetzungsgattungen konstatierte: die ganz wörtliche Metaphrase, die weniger pedantische Paraphrase und die ganz freie Imitation oder Nachdichtung. Ob die letzte überhaupt noch als Übersetzung gelten sollte – jedenfalls da, wo das Original vom Nachdichter nur als Sprungbrett benutzt wird – ist eine andere Frage. Was Hölderlin betrifft, kam jene Freiheit des Nachdichters für mich nie in Betracht; auch nicht die von der Tradition geheiligte Freiheit, die im englischen Gedicht weniger exotischen Formen und Versmaße zu wählen. Der gereimte Jambus hätte nämlich Hölderlins Gedichte so glatt geplättet, daß von ihrer einzigartigen Dynamik so gut wie nichts übriggeblieben wäre. Die englischen Hölderlin-Übersetzer hatten nur die Wahl zwischen den Originalformen und den völlig ungebundenen Rhythmen. Diese wählte ich – auch für die Oden und Elegien – in meiner ersten, noch sehr unbeholfenen Fassung, sah aber bald ein, daß dadurch die für Hölderlin ebenso wesentliche Spannung zwischen Maß und Freiheit eingebüßt worden war. Der Mittelweg Drydens, die Paraphrase, erforderte also in diesem Falle die Wiedergabe der Originalversmaße und den Anschein der Pedanterie.

Seltsamerweise sind durch die englischen Hölderlin-Übertragungen mehrere zeitgenössische Lyriker dazu angeregt worden, eigene Gedichte in der alkäischen Odenform zu schreiben, oder wenigstens die rhythmischen Bestandteile dieser Odenform zu übernehmen. Was die griechischen und lateinischen Dichter nicht vermochten, scheint Hölderlin und seinen Übersetzern gelungen zu sein: die englischen Dichter auf rhythmische Möglichkeiten ihrer eigenen Sprache hinzuweisen, welche durch den seit Jahrhunderten vorherrschenden Jambus verdeckt worden waren. Auch das gehört zu der geheimen und rätselhaften Wirkung Hölderlins im englischen Sprachbereich, wenn es sich auch bis jetzt nur um Ansätze handelt, die der Literaturkritik übrigens entgangen sind.

Wie die antiken Versmaße im Englischen klingen, kann nur durch Beispiele vermittelt werden. Darum lese ich eine kurze alkäische Ode

‘An die Parzen’ in meiner Übersetzung, dann den Anfang der Elegie ‘Brod und Wein’, zuletzt noch das Ihnen ebenso vertraute späte Gedicht in freien Rhythmen ‘Hälfte des Lebens’.

#### TO THE FATES

*One summer only grant me, you powerful Fates,  
And one more autumn only for mellow song,  
So that more willingly, replete with  
Music's late sweetness, my heart may die then.*

*The soul in life denied its god-given right  
Down there in Orcus also will find no peace;  
But when what's holy, dear to me, the  
Poem's accomplished, my art perfected,*

*Then welcome, silence, welcome, cold world of shades!  
I'll be content, though here I must leave my lyre  
And songless travel down; for once I  
Lived like the gods, and no more is needed.*

Sie werden bemerkt haben, daß ich mich vor allem bemühe, Hölderlins „Sprache des Herzens“ wiederzugeben, ohne aber die konventionell-rhetorischen Elemente seiner Diktion ganz preiszugeben oder durch modernen Jargon zu ersetzen. Die Ode wird weder ins englische 18. Jahrhundert noch ins englische 20. Jahrhundert versetzt. Sie soll sich in einem ihr eigenen Raum bewähren.

Das elegische Versmaß – wie übrigens auch die asklepiadische Odenform – läßt sich, schon wegen der Zäsur, im Englischen kaum bewältigen, d. h. zum Fließen bringen. Trotzdem habe ich versucht:

#### BREAD AND WINE

To Heine

*I  
Round us the town is at rest; the street, in pale lamplight, grows quiet  
And, their torches ablaze, coaches rush through and away.  
People go home to rest, replete with the day and its pleasures,  
There to weigh up in their heads, pensive, the gain and the loss,  
Finding the balance good; stripped bare now of grapes and of flowers,  
As of their hand-made goods, quiet the market stalls lie.  
But faint music of strings comes drifting from gardens; it could be  
Someone in love who plays there, could be a man all alone*

*Thinking of distant friends, the days of his youth; and the fountains,  
 Ever welling and new, plash amid fragrance from beds.  
 Church-bells ring; every stroke hangs still in the quivering half-light  
 And the watchman calls out, mindful, no less, of the hour.  
 Now a breeze rises too and ruffles the crests of the coppice,  
 Look, and in secret our globe's shadowy image, the moon,  
 Slowly is rising too; and Night, the fantastical, comes now  
 Full of stars and, I think, little concerned about us,  
 Night, the astonishing, there, the stranger to all that is human,  
 Over the mountain-tops mournful and gleaming draws on.*

In der Ode und in der Elegie mußte ich mir einige kleine Freiheiten erlauben. Mit jedem neuen Versuch, 'Hälfte des Lebens' zu übersetzen, rückte ich dagegen dem Original näher, ging also wörtlicher, scheinbar pedantischer vor. Am Anfang glaubte ich nämlich, das Gedicht gewissermaßen deuten, es verständlicher machen zu müssen. Das erklärt auch den Titel, 'the middle of life' statt 'half of life', den ich auch in der spätesten Fassung nicht mehr ändern wollte. Alle anderen Änderungen dienten aber dazu, was Syntax, Rhythmus und Sinn des Gedichts betrifft so wenig wie möglich zu verschieben. Freilich konnte die Zweideutigkeit des Wortes *Fahnen* nicht bewahrt werden.

#### THE MIDDLE OF LIFE

*With yellow pears the land  
 And full of wild roses  
 Hangs down into the lake,  
 You lovely swans,  
 And drunk with kisses  
 You dip your heads  
 Into the hallowed, the sober water.*

*But oh, where shall I find  
 When winter comes, the flowers, and where  
 The sunshine  
 And shade of the earth?  
 The walls loom  
 Speechless and cold, in the wind  
 Weathercocks clatter.*

Gegen die Transsubstantiationen, die jedes Gedicht allein durch Aufnahme im Originaltext erfährt, gibt es keinen Schutz; und ganz beson-

ders der Übersetzer kann nicht umhin dazu beizutragen. Er beginnt selber als Leser des Gedichts, darum notwendigerweise auch als Deuter, und verläßt sich dann auf Wörter und Wendungen, die einer anderen Umwelt als jener des Dichters entstammen. Auch weiß er so wenig wie der Dichter selber, an wen er sich richtet, was alles man dem Gedicht entnehmen, was in es hineinlesen wird. Mit jeder Übersetzung eröffnet sich ein neues Kapitel in der Geschichte der Mißverständnisse, wie auch mit jeder Veröffentlichung eines Originaltextes. Da es aber zum Wesen der dichterischen Werke gehört, daß sie mehrdeutig und – wie Goethe sagte – inkommensurabel sind, beweist gerade die Verschiedenheit der englischen und amerikanischen Hölderlinbilder, daß sein Werk eine ganz außerordentliche Anziehungskraft besitzt. Die Wirkung Rilkes war, wie es scheint, zu einem sehr viel höheren Grade zeitbedingt; in den letzten zwanzig Jahren hat sie, trotz weiterer Veröffentlichungen, sehr merkbar abgenommen, wie auch die englische neoromantische oder apokalyptische Bewegung, mit der sie zusammenfiel. Die Wirkung Hölderlins hat diese Zeitspanne überdauert; obwohl das geistige Klima des gegenwärtigen Englands keinem visionären Dichter günstig ist, bewährt sich seine heilignüchterne Kunst auch in diesem ungünstigen Klima. Darum hatte Hölderlin recht, als er seine Hoffnung auf Keime richtete, die in einem künftigen Zeitalter aufgehen würden. Das mag vielleicht nicht für die humanistischen Ideale gelten, welche er mit dieser Hoffnung verband, auch nicht für die religiösen seiner späteren Jahre; aber es gibt sehr wenige Dichter, deren Werke so viele Möglichkeiten und Ansätze zu späteren Entwicklungen bieten. Eine einzige Gedanken- oder Bildassoziation des späten Hölderlins enthält oft den Keim eines ganzen Stils, eines ganzen Systems. Inwiefern und auf welche Weise die Dichtung ins Leben übergreifen kann und soll, muß hier – wie für Hölderlin selber in den zwei Oden 'An die Deutschen' – eine Frage bleiben. Die Keime sind jedenfalls vorhanden; was aus ihnen wird, hängt, wie Spender sagt, nicht von dem Dichter ab, sondern von den politischen und erzieherischen Gärtnern, dazu aber auch von jedem Individuum, das für den Keim empfänglich ist.

Die späteren biographischen und kritischen Arbeiten über Hölderlin, die in Großbritannien und Amerika erschienen sind, sollen hier nicht behandelt werden, weil ein Forschungsbericht noch weniger über die Aufnahme Hölderlins aussagen würde, als die Zeugnisse von Dichtern, Rezensenten und anderen Lesern, die nicht zum Fach gehören. Freilich haben Germanisten wie L. S. Salzberger – mit ihrer kurzen Hölderlin-Monographie – zur allgemeinen Kenntnis des Dichters beigetragen. Aber

VON

BERNHARD BÖSCHENSTEIN

ein für die Forschung so wichtiges Buch wie Lawrence Ryans 'Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne' – welches ja nicht zufällig deutsch geschrieben und in Deutschland veröffentlicht wurde – ist selbst für die Mehrzahl der englischen Studenten der Germanistik zu anspruchsvoll. Als Lehrer an britischen Universitäten stößt man immer wieder auf einen Widerstand gegen überwiegend theoretische Abhandlungen. Meistens beschränkt sich die Aufnahmefähigkeit auf die Texte selber, auf biographische Fakten – besonders solche, die das Verhältnis des Dichters zur Gesellschaft und Umwelt berühren – und bestenfalls auf genaue Textanalysen. Ein Interesse für allgemein ästhetische Fragen ist so selten wie ein Interesse für die Bestimmung der Gattungen. Überhaupt wird die Möglichkeit einer streng methodischen Literaturwissenschaft – oder auch deren Gültigkeit – immer wieder in Frage gestellt.

Wenn nun Hölderlins Gedichte einer größeren Anzahl von britischen und amerikanischen Lesern zugänglich sind, liegt es also noch immer vor allem an der Faszination, welche die Gedichte selber – wenn auch nur in Übersetzungen – ausüben. Wie weit das Verständnis der Gedichte reicht, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Zu jeder Zeit gibt es wohl überhaupt nur ganz wenige Menschen, die einen Dichter wie Hölderlin so zu lesen vermögen, wie er gelesen werden sollte. Wenn sich aber die Wirkungsgeschichte der Dichtung nur auf diese erstreckte, würden die Dichter mit Recht verzweifeln. Auch die unerfüllten Möglichkeiten, die niemals erfüllten, gehören wie die Mißverständnisse und Verirrungen dazu. Sonst wären die vom Dichter gesäten Keime nicht lebendig, die Dichtung nicht verwandlungsfähig, wie alles Lebende. Auch für manche Dichter der Neuzeit ist es außerordentlich schwer, die Ungewißheit und Unübersehbarkeit der Wirkung nicht mit Wirkungslosigkeit zu verwechseln. Je gewagter das Werk, desto größer die Ungewißheit – aber auch die Möglichkeit – der Wirkung. Hölderlin hat mehr als andere Dichter gewagt, mehr als andere Dichter unter der Ungewißheit gelitten, zugleich aber auch die Unübersehbarkeit der Wirkung tiefer begriffen. Sein Werk erfüllt das einzige greifbare und begrenzte Erfordernis, welches die Kunst mit anderen Beschäftigungen und Tätigkeiten gemeinsam hat – nämlich das technische. Darüber hinaus bleibt es offen und inkommensurabel, voll unerfüllter Möglichkeiten.

„Doch reiner ist nicht der Schatten der Nacht mit den Sternen, wenn ich so sagen könnte, als der Mensch, der heißet ein Bild der Gottheit.“ (Gr. Stg. A. II, 372, 20 ff.)<sup>1</sup>

In dieser Bestimmung wird die doppelt negierte Gegenwart des Tages zum Zeichen einer Imitatio dei. Der dreiteilige Gesang 'In lieblicher Bläue', dem sie entstammt und den wir nur aus Waiblingers 'Phaëthon' kennen, endet in einer Zusammenfassung von Oedipus' tragischem Schicksal. In der Schlußformel „Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben“ wird mit anderen Worten nochmals gesagt, was in den Anmerkungen zur Übersetzung der Sophokleischen Tragödie als grenzenloses Eineswerden von Gott und Mensch und darauffolgendes grenzenloses Scheiden dargestellt war. Oedipus sieht den Gott Apoll erst als Erblindeter. Das Leben des zu Anfang des Dramas wie ein Gott verehrten thebanischen Herrschers ging zugrunde; doch aus diesem Tod erwuchs die Schicksalsfrömmigkeit des Oedipus auf Kolonos: „auch ein Leben“. Mit dem früheren Leben hat es nur noch so viel zu tun wie der Schatten der Nacht mit dem ihm vorausgegangenem Tag.

Hölderlin hat den „König Oedipus“ des Sophokles im Bewußtsein übersetzt, ein verwandtes Schicksal zu erleiden. Zwischen dieses Werk und seine letzten Gedichte muß wohl der Gesang gerückt werden, der an beiden Zuständen teilhat und vielleicht das einzige sie überbrückende Zeugnis darstellt. Er beginnt mit der Schilderung einer Kirche, wie sie, in knappen Umrissen, nur in den sehr späten, zeitlich sicher benachbarten Entwürfen zu 'Griechenland' erscheint. Die Abgeschiedenheit des Menschen, der unter der Glocke die Treppen herabgeht, umfassen von „einem stillen Leben“, und innen einen „ernsten Geist“ findet, weist auf die späteren Gedichte des Umnachteten voraus, nicht nur thematisch, sondern vor allem durch die Scheu, anders als in demütiger Nachahmung die ihm erscheinenden Bilder zu nennen. „So sehr einfältig aber die Bilder, so sehr heilig sind die, daß man wirklich oft fürchtet, die zu beschreiben.“ Mit diesem Wort sind nicht

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 9. Juni 1965 in Tübingen.

<sup>1</sup> Alle Zitate werden nach der Großen Stuttgarter Ausgabe gegeben; bei den Angaben, die sich auf den zweiten Band beziehen, fällt die Zahl des Bandes fort.

nur die spätesten Gedichte charakterisiert, sondern auch die Haltung der Forschung ihnen gegenüber. Sie kann sich darauf berufen, daß der Abstand jener letzten fünfzig Gedichte zum früheren Werk unüberbrückbar sei und daher nur eine phänomenologische Beschreibung der neuen Merkmale zulasse<sup>2</sup>. Ehe ich selber diesen Weg der Resignation einschlage, möchte ich doch den entgegengesetzten gewagt haben: auch in einigen dieser spätesten Zeugnisse Denkformen der großen Hymnen wiederzufinden und, wo immer möglich, eine sinnvolle Folge gesetzmäßig verbundener Vorstellungen zu erkennen. Ich bin mir bewußt, daß eine solche Betrachtungsweise dem Verdikt der meisten bisher mit dem kranken Hölderlin befaßten Psychiater verfele. Nun sind aber deren Untersuchungen in der Regel von dem Vorurteil abhängig, die Dichtungen eines Geisteskranken könnten nicht anders denn als Zeugnisse geistigen und sprachlichen Zerfalls gedeutet werden<sup>3</sup>. Unser Versuch geht aber von der an Beispielen moderner Dichter gewonnenen Einsicht aus, daß Geisteskrankheit und gültige Poesie einander keineswegs auszuschließen brauchen. Überhaupt hat uns die Gewöhnung an Bilderfolgen, denen auf den ersten Blick keine sinngebende Steuerung mehr anzumerken ist, gelehrt, einem zunächst befremdenden Zusammenhang seine eigene Gesetzlichkeit zu entringen. Indem dies am Gedicht 'Die Zufriedenheit' versucht wurde, ergaben sich mannigfache Verbindungen zur Welt der großen Hymnen<sup>4</sup>. 'Die Zufriedenheit' ist wahrscheinlich zwischen 1825 und 1830 entstanden<sup>5</sup>.

<sup>2</sup> Bisher hat nur Ulrich Häussermann: Hölderlins späteste Geschichte. Germanisch-Romanische Monatsschrift, N. F., Band XI (1961), S. 99–117, die spätesten Gedichte wissenschaftlich untersucht. Dieser – trotz einer gewissen Sentimentalität durchaus sachbezogene – Aufsatz fragt weniger nach der Aussage als nach dem in verschiedenen Schichten wahrgenommenen Stil der Gedichte, die auch im Zusammenhang mit der „gemüthhaften Materie“ des Dichters betrachtet werden. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich der Autor mit der Erörterung des Bildcharakters der angeschauten Dinge. Treffende Einzelbeobachtungen ergeben sich aus sinnvoll zusammengestellten Wortlisten.

<sup>3</sup> Diese These vertritt auch Rudolf Treichler in seiner Tübinger Dissertation von 1937: Die seelische Erkrankung Friedrich Hölderlins in ihren Beziehungen zu seinem dichterischen Schaffen. Doch werden hier ausnahmsweise die spätesten Gedichte einer genauen und kohärenten Untersuchung gewürdigt, deren Ergebnisse der Erforschung sowohl der Krankheit des Dichters als auch des Stils seiner letzten Produkte zugute kommen.

<sup>4</sup> Wilhelm Michel scheint als einziger auf den Zusammenhang zwischen dem Bau dieses Gedichts und dem der Hymnen aufmerksam gemacht zu haben, in: Das Leben Friedrich Hölderlins, Bremen 1949, S. 513.

<sup>5</sup> Die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Dokumente erlauben keine gründliche Diskussion der von Beissner vorgeschlagenen Chronologie. Unsere Versuche zu einer Unterteilung in zwei Hauptgruppen und zu weiterer Differenzierung innerhalb der

*Wenn aus dem Leben kann ein Mensch sich finden,  
Und das begreifen, wie das Leben sich empfindet,  
So ist es gut; wer aus Gefahr sich windet,  
Ist wie ein Mensch, der kommt aus Sturm' und Winden.*

*Doch besser ists, die Schönheit auch zu kennen,  
Einrichtung, die Erhabenheit des ganzen Lebens,  
Wenn Freude kommt aus Mühe des Bestrebens,  
Und wie die Güter all' in dieser Zeit sich nennen.*

*Der Baum, der grünt, die Gipfel von Gezweigen,  
Die Blumen, die des Stammes Rind' umgeben,  
Sind aus der göttlichen Natur, sie sind ein Leben,  
Weil über dieses sich des Himmels Lüfte neigen.*

*Wenn aber mich neugier'ge Menschen fragen,  
Was dieses sei, sich für Empfindung wagen,  
Was die Bestimmung sei, das Höchste, das Gewinnen,  
So sag' ich, das ist es, das Leben, wie das Simmen.*

*Wen die Natur gewöhnlich, ruhig machet,  
Er mahnet mich, den Menschen froh zu leben,  
Warum? die Klarheit ist's, vor der auch Weise beben,  
Die Freudigkeit ist schön, wenn alles scherzt und lachet.*

*Der Männer Ernst, der Sieg und die Gefahren,  
Sie kommen aus Gebildetheit, und aus Gewahren,  
Es geb' ein Ziel; das Hohe von den Besten  
Erkennt sich an dem Seyn, und schönen Überresten.*

*Sie selber aber sind, wie Auserwählte,  
Von ihnen ist das Neue, das Erzählte,  
Die Wirklichkeit der Thaten geht nicht unter,  
Wie Sterne glänzen, giebt's ein Leben groß und munter.*

*Das Leben ist aus Thaten und verwegen,  
Ein hohes Ziel, gehaltener's Bewegen,  
Der Gang und Schritt, doch Seeligkeit aus Tugend  
Und grosser Ernst, und dennoch lautre Jugend.*

ersten Gruppe stehen nicht im Widerspruch zu der von Beissner vermuteten Reihenfolge der Gedichtentstehung.

*Die Reu, und die Vergangenheit in diesem Leben  
Sind ein verschiednes Seyn, die Eine glücket  
Zu Ruhm und Ruh', und allem, was entrücket,  
Zu hohen Regionen, die gegeben;*

*Die Andre führt zu Quaal, und bitterm Schmerzen  
Wenn Menschen untergehn, die mit dem Leben scherzen,  
Und das Gebild' und Antlitz sich verwandelt  
Von Einem, der nicht gut und schön gehandelt.*

*Die Sichtbarkeit lebendiger Gestalt, das Währen  
In dieser Zeit, wie Menschen sich ernähren,  
Ist fast ein Zwist, der lebet der Empfindung,  
Der andre strebt nach Mühen und Erfindung. (278 f.)*

Dieses Gedicht schreitet in entschiedenen Gegensätzen fort, welche sich teilweise durch alle Strophen hindurch erhalten. Es beginnt, wie ein Drittel der spätesten Gedichte, mit der Konjunktion „wenn“, deren temporale oder konditionale Richtung neutralisiert wurde, derart, daß die Beschreibung eines Sachverhalts und seine verallgemeinernde Auslegung sich in der Mitte treffen. Das bedeutet, daß in diesen Gedichten keine Schilderung eines Menschen- oder Naturzustands um ihrer selbst willen stattfindet, sondern jeweils als Zeichen einer allgemeinen, zyklisch erfahrenen Gesetzmäßigkeit, die durch das gegebene Bild hindurch angeschaut wird.

In unserm Beispiel ist weit mehr vom Menschen als von der Natur die Rede. Diese beiden Themen kommen in den spätesten Gedichten meist in ihrem gegenseitigen Bezug zur Sprache, oft aber so, daß der Mensch oder die Natur beinahe ausschließlich behandelt werden, wobei dann meist der Schlußvers den heimlich mitgedachten Partner um einer in jedem Gedicht von neuem angestrebten Vollständigkeit willen ergänzend einbezieht.

Die an der Art des Eingangs schon festgestellte höchste Allgemeinheit der Aussage bestätigt sich durch die Formel „ein Mensch“. Vom Menschen schlechthin spricht Hölderlin in den spätesten Gedichten beinahe ebenso oft wie in den mehr als fünfmal so umfangreichen früher entstandenen Gedichten nach 1800, wobei auch dort schon eine bedeutsame Zunahme des Worts von der Zeit der 'Friedensfeier' an auffällt.

Zu dieser fundamentalen Perspektive stimmt der ebenso häufige Gebrauch der freilich vorher genau so zentralen Begriffe „Leben“ und „Geist“, deren Vielschichtigkeit in den spätesten Gedichten erhalten bleibt. Gott dagegen wird in ihnen überhaupt nicht mehr genannt, der in den Gedichten nach 1800 weitaus am häufigsten gegenwärtig war; mit ihm

verschwinden das Heilige und die Liebe; alle drei kommen in äußerst spärlichen Belegen nur noch in den ältesten Gedichten der Gruppe vor<sup>6</sup>. Die Gegenwart einer Gottheit im Gedicht setzt den von Hölderlin oft umschriebenen „Dichterberuf“ voraus, der dem Ich der früheren Gedichte eine gespannte Teilnahme an der Kontinuität des Werkes der göttlich regierten Geschichte zusprach.

Diesen Beruf übt der Verfasser der spätesten Gedichte nicht mehr aus, er hat gleichzeitig aufgehört, der Geschichte anzugehören, ja, Geschichte überhaupt noch wahrzunehmen. Dennoch wäre der Schluß allzu summarisch, von der dialektisch aufeinander angewiesenen Trinität der Töne naiv, heroisch, idealisch bleibe nun allein der erste übrig. Das Heroische, in der Lehre vom Wechsel der Töne durch energische Dissonanzen, drängende Bewegung, ungelöstes Streben gekennzeichnet, hört auf, als aktualisierte Ausdrucksform zu bestehen, nicht aber als Thema der Reflexion.

Die für diese spätesten Gedichte oft betonte Einfalt der Sprechweise, zumal der Gedankenverknüpfungen, soll keineswegs geleugnet werden. Aber die Erkundung geistiger Zusammenhänge, deren Wiederkehr sich nicht nur pathologisch, sondern auch als Folge eines abgeklärten Verhältnisses zum Dasein deuten läßt, darf sich durch eine solche Diktion nicht beirren lassen.

Die erste Strophe des Gedichts zeigt den Menschen in der Distanz zum Unmittelbaren. Er betrachtet das Leben in seinem Selbstvollzug; das Leben erscheint als eine Gefahr, der zu entkommen gut ist. Sich so von den Ereignissen fernzuhalten, die dem Menschen die stille Betrachtung verwehren, scheint zum Charakter der spätesten Gedichte zu stimmen. Nun wird aber in den folgenden Strophen von immer neuem Ansatz her der eindringenderen Teilnahme am Lebendigen ein höherer Rang zuerteilt. Das Kennen der Schönheit wird der Erkenntnis der Erhabenheit des ganzen Lebens gleichgeordnet. Die „Mühe des Bestrebens“ scheint eine Voraussetzung der Schönheit zu bilden.

Merkwürdig ist an diesen Bestimmungen der Schönheitsbegriff. Er scheint in der heroischen Lebensweise zu gründen, diese selbst sich in der Sichtbarkeit schöner Einrichtung niederzuschlagen. Erinnern wir uns, daß in den Gedichten nach 1800 das Prädikat „schön“ sehr oft auf Griechisches bezogen wird, auf griechische Tempel, Städte, Inseln, auf den einstigen Brauttag der Griechen oder auf den künftigen, wo griechische Schönheit wieder zu ihrem Recht kommen wird. Diese ist aber in Hölderlins Auffassung untrennbar von den Heroen, die ihr ein Wohnrecht

<sup>6</sup> Gott: 264,2; 265, 1; 268,3 – heilig: 262,8; 269,5 – Liebe: 261,1 – lieb: 266,4.

geschaffen haben. Die Heroen und Halbgötter, Herakles, Dionysos, auch Christus, wollen die Einrichtung des Menschen auf Erden. Ihre Tätigkeit gibt ein Beispiel für die Mühsal, die jener voraufgeht.

Fortan behält der Dichter diesen Zusammenhang vor Augen, er wird bis zum Ende des Gedichts von entgegengesetzten Möglichkeiten abgegrenzt.

Eine davon ist das Leben aus der Natur. Es erscheint wie ein erhöhender Schmuck in den Gipfeln der Bäume und in den Blumen. Das Verhältnis des außen und oben schön Erscheinenden zum Grund, aus dem es hervortreibt, dem Baum, dem Stamm, der Natur als ganzer wird angedeutet, parallel zum Blick auf die Schönheit, Einrichtung, Erhabenheit und Freude, die der Mühsal des Bestrebens entstammten. Es ist für die spätesten Gedichte durchweg charakteristisch, daß sie das Erscheinende, auf dem der Blick des Dichters verweilt, als aus dem Grund des Lebendigen entstanden betrachten. Doch nicht allein die Herkunft aus der Tiefe, ebenso der Durchlaß des Lichtes der Höhe wird in den Erscheinungen offenbar<sup>7</sup>. So heißt es hier, Baum, Gipfel, Blumen seien ein Leben, „weil über dieses sich des Himmels Lüfte neigen“. Der Himmel ist der Spender von Glanz und Luft, durch welche der umfassendere Geist sich äußert. In ihm wird die Trennung von Natur und Mensch, die die Gedichte durchzieht, jeweils aufgehoben. Gleich ursprünglich leiten sich beide vom Geist der Höhe her. Dieser wird immer wieder gezeigt, wie er sich zu den Menschen neigt. In solcher Bewegung liegt die vollendende Gebärde dieser Gedichte zutage, die auf „Vollkommenheit des Lebens“ (298,8) zielt. Nicht nur der Herbst, nicht nur der Abend bezeichnen in ihnen das Zuendekommen der Zeit. Fast jeder Gedichtschluß wölbt einen sentenziösen Bogen der allgemeinsten Eintracht des Menschen mit dem Geist.

Die folgende Strophe setzt gegen die Schönheit der Natur, die unwillkürlich erscheint, wieder das Engagement des Menschen, der die Empfindung nicht passiv hinnimmt als „Einigkeit mit allem, was lebt“ (IV, 267, 34), wie Hölderlin in der Zeit der Homburger Aufsätze formuliert hätte, sondern sich in der Art des Empedokles opfert, damit sie den andern Menschen mitteilbar werde.

Diese Lebensform wird zum drittenmal durch ein ihr entgegengesetztes Verhalten eingegrenzt, das die Naivität der sich selber genügenden Natur nun auf die Menschenwelt überträgt. Frohes Leben, Freudigkeit, Scherzen,

<sup>7</sup> Dadurch befestigt sich der Zusammenhang mit der um und nach 1800 entstandenen Dichtung, deren Struktur stets Grund, Zeichen und Geist zu unterscheiden erlaubt, wie Wolfgang Binder in: Dichtung und Zeit in Hölderlins Werk, Habil.schrift Tübingen 1955 (Masch.schr.), S. 649 ff. nachweist.

Lachen bezeichnen die unheroische Sphäre des Menschen, dessen Leben sich von der Ruhe der Natur bestimmen läßt. Daß die Weisen davor erbeben können, wird angesichts der Wendung der spätesten Gedichte zur Einfachheit und Festigkeit des jahreszeitlichen Verlaufs aufschlußreich. Dieser naive Zustand wird nun ein drittes und letztes Mal vom heroischen abgelöst, dessen Zusammenhang mit der Antike diesmal unmittelbar ausgesprochen wird: die Männer sind, wie in den Gedichten nach 1800, als Helden zu verstehen. Ihr Werk stammt aus dem griechischen Schicksalsgang, der mit Homer den Weg der Athletentugend und feststehender Gestalt einschlägt. Es ist der Weg zum Sein, das nach Hölderlinischer Terminologie die Halbgötter und die Liebenden auszeichnet, den übrigen Menschen aber erst am Brautfest zukommen wird. Vorher lautet der Bescheid: „nicht, daß ich seyn sollt etwas, sondern / Zu lernen“ (170, 172 f.). Das Sein, das die Besten kennbar macht, rückt in die Nähe der schönen Überreste, als welche die antiken Trümmer, Bilder, Verse und Gedanken gemeint sind. Vielleicht ist die abermalige Verschwisterung der Schönheit und des Gebildeten mit dem heroischen Leben im Rückblick auf Hölderlins Vertiefung in Sophokles zu verstehen, der die Gestalt der Heroen mit Hilfe gesetzlichen Kalküls in seinen Tragödien festzuhalten vermochte. Außer Sophokles haben Homer und Pindar dem Dichter das höchste Muster dieser Allianz gegeben.

Die weiteren Strophen verharren bei den Helden selber, die in den Mythen überleben. Genauer könnte das Wort *μῦθος* nicht übersetzt werden als durch „das Erzählte“. Als bleibende Welt stehen die Überlieferungen fortan am Himmel der Nachgeborenen. Allgemeiner gefaßt, losgelöst von seinen heroischen Repräsentanten, wird dieses Leben als „gehaltener's Bewegten“ gefaßt, eine Formel, die an die in Eile zögernde, geschwungnere Bahn der Irdischen erinnert, die dem Willen der Götter gehorchen, indem sie dem Drang nach vorzeitiger Rückkehr in den Ursprung zu begegnen vermögen. Gang und Schritt zeugen von der Gelassenheit derer, die den Menschen ein Beispiel geben durch die Herrschaft über ihr göttlich elementares Teil. Tugend hat hier den antiken Sinn der *virtus*, die im zweiten Brief an Böhlendorff, bei der Beschreibung der kriegerischen Unruhen in der Nähe der Vendée, als Virtuosität, sichtbar im Augenblick des Todes, bezeichnet wird. Das Zusammengehen von Ernst und Jugend erinnert an homerische Helden, zumal an Achill.

Während diese Heroen zu den Sternen entrückt wurden und als berühmte weiterleben, gibt es andere, deren Antlitz entstellt wird, weil ihnen der Ernst im Befolgen des Schicksals fehlte. Sie handelten nicht im Sinne der *καλοκἀγαθία*. Ob hier an die Selbstmörder gedacht werden darf, die am

Ende von 'Mnemosyne' auftreten: „Und es starben / Noch andere viel. Mit eigener Hand / Viel traurige, wilden Muths, doch göttlich / Gezwungen, zuletzt“ (194, 45 ff.)? „Traurig“ heißt dort, wer, wie hier steht, „nicht gut und schön gehandelt“. Auch hier bedarf der Dichter wieder einer Folie, von der die bleibenden Gestalten der Helden sich abheben. Ihre Sichtbarkeit entspricht dem „Bleiben“ der die Nacht der Gottferne überdauernden Heroen. Es setzt die Mühe großen Bestrebens, die Erfindung, τέχνη, voraus, die ein Werk zustandebringt, und bleibt getrennt von der anderen, in der fünften Strophe evozierten Lebensform dessen, der im Einklang mit der freudigen Natur lebt. Bis zuletzt kämpft der Dichter also um eine Wesensbestimmung des heroischen Daseins. Bis zuletzt gewinnt er diese aus dem Gegensatz zu anderen Lebensweisen, der des Betrachters, der Natur, des Naiven, des unschön Handelnden. Der Hauptakzent liegt auf dem Zusammenhang von mühseliger Tat und daraus resultierender schöner Gestalt, die über die Zeit triumphiert. Wie diese Anschauungen bis ins einzelne mit denen der Gedichte nach 1800 zusammenhängen, ist bedenkenswert angesichts der bisher vorgetragenen Meinungen, die spätesten Gedichte stellten sich ausschließlich als ein Rückzug in monotone idyllische Beschränkung dar. Mehr als zwanzig Jahre nach dem vollständigen Ausbruch der Krankheit ist der Dichter noch imstande, den Ort, den seine Gedichte des letzten Jahrzehnts ausfüllen werden, in das Spannungsfeld größerer Zusammenhänge einzuordnen: ich meine mit diesem Ort die Sphäre der dritten Strophe, die die späteren Verse vorwegnimmt:

*Der Baum, der grünt, die Gipfel von Gezweigen,  
Die Blumen, die des Stammes Rind' umgeben,  
Sind aus der göttlichen Natur, sie sind ein Leben,  
Weil über dieses sich des Himmels Lüfte neigen.*

Von den Anschauungen der übrigen Strophen lassen sich einige Verbindungen zu anderen Gedichten ziehen. So umgibt in dem viel früher, noch vor 1811 entstandenen Gedicht 'Der Ruhm' der „Wohllaut“, der den Berühmten geleitet, ein groß und klar zutage liegendes Leben, das durch seinen Ruhm mit der Sphäre des Ewigen verknüpft bleibt. Die Nähe zur Vorstellung der Auserwählten, deren Taten die Ewigkeit der Sterne einholen, drängt sich auf. Von hier gibt es auch eine Verbindung zu der auf alle Menschen bezogenen Funktion der Erinnerung, wie sie im Gedicht 'Aussicht', das zeitlich in die Nähe der 'Zufriedenheit' gehört, dargelegt wird. Die Erinnerung lebt dort, wie hier die Taten der Helden, als weitererzählte unter den Menschen fort und begründet unter ihnen den Zusammenhang in der Zeit und im Raum.

*Erinnerung ist auch dem Menschen in den Worten,  
Und der Zusammenhang der Menschen gilt die Tage  
Des Lebens durch zum Guten in den Orten... (281, 9 ff.)*

Außer diesen Betrachtungen über das Leben der Tradition versagen sich die Gedichte aus der Umnachtungszeit das Thema heroischer Existenz. Die Mühsal, der die bleibende Gestalt entspringt, würde der in ihnen immer deutlicher zutage tretenden Harmonie zwischen Mensch und Natur eine individuelle und partielle Konzentration in den Weg stellen, die den ungestörten, gleichmäßigen Verlauf der Zeitbilder gewaltsam unterbrechen müßte.

Wer das halbe Hundert der Gedichte aus der Umnachtungszeit in chronologischer Reihenfolge vornimmt – die freilich lange nicht für alle Texte gesichert ist –, der wird eine zunehmende Einschränkung des Anschauungshorizonts feststellen. Worin die erste Hälfte, die etwa bis zu dem im Dezember 1837 entstandenen Gedicht 'Der Sommer' reicht, sich von der späteren unterscheidet, dies ist erst auszumachen, wenn feststeht, was beiden gemeinsam eignet. Dazu ist aber zunächst die ausschließliche Untersuchung der spätesten Gruppe notwendig, die von der früheren vorbereitet wird, während die frühere noch über Anschauungen, Themen, Bilder und sprachliche Formen verfügt, die der späteren abhanden gekommen sind. Die spätere Gedichtgruppe lasse ich mit dem ersten „Scardanelli“ unterzeichneten und mit einem Phantasiedatum versehenen Beispiel 'Der Frühling' beginnen. Dieses Gedicht wird frühestens 1838 entstanden sein, fünf Jahre vor dem Tod. Von den 27 Texten, die aus diesem Zeitraum erhalten sind, manche erst Wochen, ja Tage vor dem Tod verfaßt, sind zwei Drittel mit der Bezeichnung einer Jahreszeit überschrieben. Unter ihnen gibt es nur wenige, die den Menschen gänzlich aussparen. Umgekehrt sind fast alle übrigen Gedichte dieser Gruppe mit dem Menschen befaßt, wobei er aber auch fast immer in seinem Verhältnis zur Natur gewürdigt wird.

Ich verwende Bezeichnungen wie „Jahreszeit“, „Natur“. In welcher Weise dürfen diese Texte aber als Jahreszeitengedichte gelten? Es geht ihnen keineswegs darum, einen Landschaftsausschnitt vorzustellen. In ihnen gibt es kein Verweilen auf Einzelnem, nichts Individuelles besitzt in ihnen ein Recht. Man dürfte noch weiter gehen und behaupten, in ihnen werde nichts angeschaut. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob der Name der betreffenden Jahreszeit dem Inhalt des Gedichts jeweils ganz entspricht. In all diesen Gedichten geht es um den Vorübergang der Zeit. Man könnte zuweilen an den antiken Reigen der Horen denken, die eine vorgezeichnete

Jahreszeit mit ihrer vorübergehenden Gegenwart ausfüllen, ehe sie wie von einer Bühne verschwinden und den neuen Zeitbildern Platz machen. Die Zeit ist in diesen Gedichten mit Schmuck, Zierde, Pracht ausgestattet, mit dem, was *erscheint*; sie läßt kaum je vergessen, daß sie Verkleidung des Ewigen ist, dessen Heiligkeit als reine, leere Dauer dahinter faßbar bleibt.

Im Frühling, dem die meisten Jahreszeitengedichte gelten, zeigen sich, wenn überhaupt Konkretes ins Gedicht tritt, vornehmlich die Blüten und das Grünen der Felder und Bäume.

*Mit Blüthen scheint, dem Zeichen froher Tage,  
Das grosse Thal, die Erde sich zu füllen...* (286, 6 f.)

Der Dichter sieht die Blüten im Gefolge der Herabkunft des Tages, welcher aus der Höhe, wo der Geist wohnt, für eine Zeit sich den Menschen zuneigt, begleitet von festlichen Zeichen.

*Das Jahr erscheint mit seinen Zeiten  
Wie eine Pracht, wo Feste sich verbreiten...* (288, 5 f.)

So wird der neue Anbruch der Zeit in einem anderen Frühlingsgedicht zusammengefaßt. Die Erscheinungen – „erscheinen“ ist ein Schlüsselwort dieser Gedichte<sup>8</sup> – haben etwas Ausladendes, etwas über die Erde Ausgeweitetes an sich, das vom vollen Jahr (wozu, im Einklang mit antikem Zeitempfinden, nur Frühling, Sommer und Herbst rechnen) wie eine Bekleidung mitgebracht wird.

*Der Frühling aber blüh't, und prächtig ist das Meiste,  
Das grüne Feld ist herrlich ausgebreitet...* (292, 2 f.),

später:

*Die Berge stehn bedeket mit den Bäumen...* (ebd. V. 5).

Der Blick des Dichters haftet nie an einem Zustand. Er schaut durch jede Jahreszeit hindurch das Ganze des Zeitumlaufs, so daß alles, was sich ihm zeigt, auch sein eigenes Nochnicht- oder Nichtmehrdasein verrät.

So wenig organisch im Sinn der früheren, von Grund auf gotterfüllten Natur, die ohne Spinozas Pantheismus undenkbar schien, sind jetzt deren Manifestationen, daß von den Blüten allein die Farbe, das Weiß, am Strom herunterglänzt und daß die „Blüthenbäume sind, als wie mit Kränzen“ (307, 6), flüchtig hergestellter Schmuck für einen festlichen Moment

<sup>8</sup> erscheinen: 285,1; 288,5; 294,14; 294,16; 296,3; 296,7; 299,1; 303,7; 304,8; 306,4; 308,2; 308,3; 312,4 – Erscheinung: 294,5; 360,9.

des Jahres. „Pracht“, „prächtig“ kommen denn auch in den spätesten Gedichten weit häufiger vor als in den früheren Gedichten nach 1800.

Wenn der Frühling die neue Niederkunft der erscheinenden Tageswelt bringt, der sich oft eine parallele Bewegung aus der Tiefe, „aus der Thale Grunde“, zuordnet, so entfaltet sich im Sommer, in besonders hervorgehobener Kontinuität, die Pracht des Frühlings. Der Sommer bringt die Erscheinung zu ihrer vollen Gegenwärtigkeit. Es heißt von ihm, daß er selber, wie ein reicher Kranz, „um das Jahr sich windet“. Jetzt ist die Zeit, wo „sich das Feld mit Pracht am meisten zeigt“. Darin ist schon die Neige des Herbstes vorweggedacht. Denn dieser Zustand

*Ist, wie der Tag, der sich zum Abend neiget...* (293, 6)

Was für jede Jahreszeit gilt, nimmt im Sommer eine erhöhte Dringlichkeit an: das Weiterreilen der Zeit, das sich oft vor dem Hintergrund der Ständigkeit des Jahres ereignet.

*Wie so das Jahr verweilt, so sind des Sommers Stunden  
Und Bilder der Natur dem Menschen oft verschwunden.*  
(ebd. V. 7 f.)

Derselbe simultan erblickte Kontrast zwischen dem transitorischen Charakter des Sommers und dem bleibenden des Jahres, die beide in denselben Erscheinungen sichtbar werden, als entgegengesetzte Aspekte desselben Bildes, kommt noch deutlicher in einer anderen Sommerstrophe zum Ausdruck:

*So zieht der Tag hinaus durch Berg und Thale,  
Mit seiner Unaufhaltsamkeit und seinem Strale,  
Und Wolken ziehn in Ruh', in hohen Räumen,  
Es scheint das Jahr mit Herrlichkeit zu säumen.* (297, 5 ff.)

Im Maße, wie die Pracht der sommerlichen Erscheinungen hervortritt, wird dem Dichter der Verzehr der Zeit offenbar.

*So glänzt darob des schönen Sommers Sonne,  
Daß fast zu eilen scheint des hellen Tages Wonne...*  
(300, 5 f.)

Andererseits ist kein Moment des Jahres so sehr dazu ausersehen, ein greifbares Abbild des fundamentalen Charakters des Jahres darzubieten, der als ständige Anwesenheit allem Erscheinenden zugrunde liegt.

Die Vollendung des Jahres, die der Herbst bringt, wird also bereits in den Sommergedichten vorweggenommen. Dem Herbst selber gelten nur

die wenigsten Gedichte. Die Vollendung der Zeit findet darin ihre Entsprechung im Raum. In beiden Herbstgedichten wird das „Erdenrund“ als Ganzes vorgestellt, angetan mit dem Schmuck der zeitlichen Schätze. In beiden wird der Bildcharakter des Erscheinenden noch mehr betont als in den übrigen Jahreszeitengedichten, da jetzt erst die Bilder, die immer durch den Gang der Zeit konstituiert werden, ihre Vollkommenheit erlangt haben. Gleichzeitig wird deutlich, daß dem Dichter nur darum das Erscheinende zum Bild gerann, weil er stets etwas im Auge hatte, was dieses Erscheinende überstieg. Jetzt, wo die Bilder sich zu *einem* Bild gerundet haben, wird dieses andere, das nie im Bild aufzugehen vermag, sichtbar. Es ist im Eingangsvers des zweiten Herbstgedichts ausgedrückt:

*Das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen...* (299, 1)

Jetzt, wo das Bild vollendet vor ihm steht, wird der Dichter auf seine Bedeutung gewiesen. Daß diese noch nicht an das eigentliche, das höhere Erscheinen reicht, verrät sich dadurch, daß sie ihrerseits zu einem, wenn gleich geistigeren, Bild zusammenschießt:

*Der ganze Sinn des hellen Bildes lebet  
Als wie ein Bild, das goldne Pracht umschwebet.*

(ebd. V. 11 f.)<sup>9</sup>

Auf diesen Zustand folgt der bilderlose des Winters, wo sich endlich einrichten kann, was immer schon hinter den Erscheinungen der erfüllten Jahreszeiten bestand: die Anwesenheit des höheren Geistes im Glanz der reinen Leere und Dauer.

*Wenn ungesehn und nun vorüber sind die Bilder  
Der Jahreszeit, so kommt des Winters Dauer,  
Das Feld ist leer...* (303, 1 ff.)

Von den sechs Wintergedichten gilt der Vers in dem späten Gedicht „Zeitgeist“, das der gleichbenannten Homburger Ode nicht strenger entgegengesetzt sein könnte: „So wie der Wechsel ist, ist übrig vieles Wahre“ (310, 3). Es scheint, als ob erst im Winter anschaulich würde, was dem spätesten Hölderlin als Wahrheit erkennbar geworden ist. Die erfüllte Leere des Winters ist fast in allen Gedichten menschenlos. Vom Menschen ist in den spätesten Gedichten fast immer nur im allgemeinsten

<sup>9</sup> Häussermann (aaO, S. 108) vereinfacht den Sinn dieser Verse in unzulässiger Weise, wenn er die Verwandlung des Sinns des in diesem Gedicht gegebenen Bildes in ein Bild rückgängig machen möchte mit der Begründung „grammatischer Unsicherheit“.

Sinne die Rede. Er wird zu den Bildern der lebendigen Jahreszeiten in geistige Beziehung gesetzt, den Bildern selber gehört er kaum je an. Im Winter ist selbst diese Beziehung noch so weit verallgemeinert, daß sie als „Geistigkeit“ überlebt. Darin sind Mensch und Natur aufgehoben. Ihre geisterhafte Unsichtbarkeit scheint die gültige Entsprechung zur Entwirklichung des dichterischen Subjekts zu sein. Dieses hat auch den unscheinbarsten Anteil an der Zeitlichkeit seines Sprechens ausgelöscht. Die Regelmäßigkeit der Metren und Reime, die den Verzicht auf rhythmische Gliederung einschließt, spiegelt sich in Eigentümlichkeiten der Sprache, zu denen vornehmlich die Alleinherrschaft des Präsens und einer zugleich perfektischen und passiven Zeitform gehört, welche den Einfluß des Sprechenden auf seine Beobachtungen gänzlich ausschließt.

*Der Wälder Schatten sind* (und nicht *sieht*, wie fast alle Ausgaben fälschlich schreiben) *umhergebreitet...* (301, 5)<sup>10</sup>:

dies ist weder Aktion noch Zustand, oder beides zu einer neutralen Mitte hin ausgeglichen.

Dem entspricht die Vorliebe für das Medium, das ebenfalls den Verzicht auf eine Veranlassung und Führung der Handlung voraussetzt:

*Das Leben findet sich aus Harmonie der Zeiten...* (309, 5):

es kommt zu sich, es reiht sich dem Vollendungsgang allen Geschehens ein; es hilft mit, die von jeher vorgesehene Eintracht von Mensch und Natur im Zeichen des alles gewährenden Geistes zu stiften.

In dieser Welt tut sich alles von selber, dem Menschen ist kein Eingriff, keine eigene Wirkung eingeräumt. Er fügt sich der Weisheit, die er im Gang der Natur am Werk sieht. Die winterliche Szene aber betritt er kaum, da in ihr der Geist selber sich in seiner Transparenz kundtut. Dieser läßt das wenige an Sichtbarem, das noch verbleibt, deutlicher, unterschiedener sich einprägen. Hölderlin legt mehrmals den Ton auf die neue Art der Sichtbarkeit, die der Winter gestattet. Es ist, als ob der Unterschied als solcher schon eine Sprache spräche, die ungegenständliche Sprache des reinen Geistes. Der Glanz und die Ruhe werden zum Zeichen seiner Anwesenheit, die Sterne dehnen die Helligkeit des Wintertags über die Nacht hin aus, so daß der volle Tageskreis zum Bild der sichtbaren Dauer wird. Der Einerleiheit des Raumes entspricht so diejenige der Zeit. Einerleiheit aber wird zum Signum des Wahren, das jenseits aller Veränderungen gilt.

<sup>10</sup> Die richtige Lesung gibt Wilhelm Böhm im 3. Band der 1924 erschienenen 4. Auflage der „Gesammelten Werke“.

Zu solcher Totalität gehört, daß sie auch die Epochen einbezieht, die außerhalb ihrer selbst liegen. Was schon bei den Sommergedichten angedeutet werden konnte, jenes Drängen über den eigenen Moment hinweg, gilt in erhöhtem Maße von den Wintergedichten. In ihnen ist manchmal auch der Frühling, ja der Sommer gegenwärtig als von ferne mit erkennbarer Zustand, denn zum Winter gehört die Ferne der Aussicht: da keine erfüllte Zeit den Blick auf sich lenkt, ist ihm eine Sicht bis zu den künftigen und übernächsten Erscheinungsweisen des Jahres gewährt.

*Wenn bläicher Schnee verschönert die Gefilde,  
Und hoher Glanz auf weiter Ebne blinkt,  
So reizt der Sommer fern, und milde  
Naht sich der Frühling oft, indeß die Stunde sinkt. (294, 1 ff.)*

Unterschiedener als in jeder anderen Epoche des Jahres werden durch die Transparenz des Raums und der Zeit hin die nachfolgenden Gezeiten angeschaut. Dieselbe Unterschiedenheit kann den Menschen aus dem Gang der Natur herausnehmen, so daß er seiner selbst innerwerden kann. Als der Getrennte, der Übriggebliebene sieht er zu, wie das Jahr gleichmäßig vorübergeht. Die harmonische Übereinstimmung des Menschen mit dem Zustand der Natur, die meist am Ende der Gedichte betont und in einem höheren, beide überwölbenden geistigen Prinzip verankert wird, scheint in dem Gedicht, auf das ich mich hier beziehe, in ihr Gegenteil gewendet. Es gilt nun zu verstehen, wie die eine Sicht die andere bedingt. Das Gedicht lautet:

*Wenn aus sich lebt der Mensch und wenn sein Rest sich zeigt,  
So ist's, als wenn ein Tag sich Tagen unterscheidet,  
Daß ausgezeichnet sich der Mensch zum Reste neiget,  
Von der Natur getrennt und unbeneidet.*

*Als wie allein ist er im andern weiten Leben,  
Wo rings der Frühling grünt, der Sommer freundlich weilet  
Bis daß das Jahr im Herbst hinunter eilet,  
Und immerdar die Wolken uns umschweben. (302)*

Hier wird die Voraussetzung zu jener passiven Betrachtung der Sukzession der Jahreszeiten offenbar, die uns bisher entgegengetreten ist. Der Mensch, der ihnen zuschaut, ist in sie nicht mehr einbezogen. Er lebt in der Abgeschiedenheit, ja aus ihr, er klammert sich unbewußt an der Trennung fest, die er im Betrachten der von ihm wesensverschiedenen Natur aufrecht erhält. Hier zeigt sich die entschiedenste Veränderung gegenüber der früheren Dichtung an. Dort war der Dichter Zögling der Natur, war er darauf

vorbereitet, ihren Zustand zu spiegeln, mit ihr künftiger Offenheit entgegenzuharren. Die zweite Strophe der Feiertagshymne sprach es am deutlichsten aus:

*So stehn sie unter günstiger Witterung  
Sie die kein Meister allein, die wunderbar  
Allgegenwärtig erzieht in leichtem Umfangen  
Die mächtige, die göttlichschöne Natur.  
Drum wenn zu schlafen sie scheint zu Zeiten des Jahrs  
Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern  
So trauert der Dichter Angesicht auch,  
Sie scheinen allein zu seyn, doch ahnen sie immer. (118, 10 ff.)*

Diese und alle späteren Hymnen sind denn auch Zeugnisse solchen Wechselbezugs, ihr Vorgang begreift an jeder Station den ihm zugeordneten Dichterberuf mit ein. Die Hymnen zeigen den Augenblick, da sie gesprochen werden, dem Leser in jedem Vers vor. Davon sind die spätesten Gedichte gänzlich entrückt. Und doch ist eines ihrer Hauptthemen der Zusammenhang des Menschen mit der Natur. Aber die immer wiederkehrende Bestätigung ihres Einklanges ist selber ein Zeichen, daß er sich nicht mehr vollzieht. In den Frühlinggedichten durchdringt derselbe Tag Menschen und Täler. Angesichts des Lebens in der Natur vergesse der Mensch, was ihn in seine Einsamkeit sperrt, Zweifel, Gram, einseitige Wendung nach innen, „die Sorgen aus dem Geiste“, er finde sich zum Leben, er lasse die Offenheit auf sich wirken, er werde von der neuen Pracht des Jahres zu eigener Tätigkeit beflügelt, er erkenne den Sinn seiner eigenen Existenz, indem sein Geist ihn zur Erkenntnis des gemeinsamen Sinns alles Lebens lenke, er sei wieder imstande, an den Stunden, wo der in Natur und Geschichte sich manifestierende Geist sich der Welt verschenkt, teilzunehmen, er füge sich in den Vollendungsgang der Zeit ein, ja er werde selber zum Ursprung neuen, der Wiedergeburt der Natur analogen Lebens und fördere und vollziehe die harmonisch sich ründende Vollkommenheit mit, durch und durch von der Gunst des überall sichtbaren Geistes beschenkt.

So sagen es die Gedichte der zweiten Gruppe immer von neuem. Aber wenn etwas an diesen Gedichten auf Krankheit weist, so ist es die gleichmäßige Wiederkehr solcher Bestätigung. Sie ist ein Zeichen äußerster Selbstentfremdung. Die Abgeklärtheit, die Zufriedenheit, die Übereinstimmung ist von vornherein gegeben und uneingeschränkt gültig, für die Menschen, die Menschheit, den Menschen schlechthin. Die Begriffe Leben, Geist, Geistigkeit, Sinn, Höchstes, Bestes, Vollkommenheit, die sein Einschwingen in den vorgezeichneten Gang der offenbarten Harmonie bezeichnen, sind, im

Gegensatz zu ihrer Erwähnung im Kontext der Natur, nicht faßbar, weil der Mensch kein von ihm getrenntes Gegenüber mehr kennt, auf das er wirkt oder von dem er geprägt würde. Der Mensch dieser Gedichte ist einerseits von Grund auf von seiner Umgebung verschieden, andererseits ihr in allem entsprechend. Beide Bestimmungen lassen ihn ungreifbar erscheinen, bestätigen seine Zeit- und damit Geschichtslosigkeit ebenso wie sein Gestaltloses, das ihn hindert, als ein individuelles Wesen verkörpert zu sein. Der hier beschworene Mensch ist Betrachter und oft Teilhaber geistiger Kräfte, deren neues Auftauchen in der Welt immer wieder vermerkt und deren Dauer so immer neu bestätigt wird. Sein Leben korrespondiert dem frühlinghaften Beginn sowie der Vollendung geistiger Präsenz in der Welt, das ist seine einzige Wirklichkeit in diesen Gedichten.

Solche Stereotypie ist indes nicht nur auf der Seite des Menschen, auch auf der des Naturbilds zu beobachten. Gleichgültig, um welche Jahreszeit es sich handelt, gibt es in mehreren jener allerspätsten Gedichte eine fast unveränderliche Gruppierung der immergleichen Landschaftselemente. Sie entsprechen der Aussicht vom Zimmer des Dichters aus auf den Neckar, auf die Wiesen jenseits des Flusses, auf das Steinlachtal, auf die schwäbische Alb. Daß der Dichter den Umkreis dieses Zimmers in seinen letzten Jahren nicht mehr verlassen haben soll, mag zur Gleichförmigkeit dieser Landschaftsbilder beigetragen haben. Feld, Bach, Berg: das Feld ist jedesmal mit Pracht ausgebreitet, der Berg wie in den früheren Dichtungen als Gegenwehr zum Bach gesetzt, welcher immer nur als hinuntergleitender die eilends sich verzehrende Zeit in Erinnerung ruft.

Die bis in den Wortlaut feststellbare häufige Wiederkehr unterscheidet diese Gruppe am deutlichsten von der älteren Hälfte der spätesten Gedichte. Die Einheit und Einförmigkeit der Darstellung der Zeit sowie der Beziehung des Menschen zur Natur gilt noch kaum für diese. Ihre Verbindung zur Epoche der reifen Dichtung hat die Analyse der 'Zufriedenheit' gezeigt. War dort das Weiterleben der Heroen geschildert, so gibt es, in einem 'Herbst' überschriebenen Gedicht, eine noch umfassendere Fortsetzung des früheren Geschichtsdenkens. Im früheren Werk hatte es sich niemals von der Entsprechung zum Gesetz zyklisch erfahrener Naturoffenbarung emanzipiert. Dieser Zusammenhang wird nun zum Thema der beiden ersten Strophen gemacht. Die Natur verbürgt das Weiterleben des geschichtlich Gewesenen, das sich ihrem Rhythmus von Gegenwart und Ferne eingliedert hat:

*Die Sagen, die der Erde sich entfernen,  
Vom Geiste, der gewesen ist und wiederkehret,*

*Sie kehren zu der Menschheit sich, und vieles lernen  
Wir aus der Zeit, die eilends sich verzehret.*

*Die Bilder der Vergangenheit sind nicht verlassen  
Von der Natur, als wie die Tag' verblassen  
Im hohen Sommer, kehrt der Herbst zur Erde nieder,  
Der Geist der Schauer findet sich am Himmel wieder.*

(284, 1 ff.)

Wie im 'Archipelagus' bringt der Herbst die längst zur Sage gewordene griechische Gegenwart der Götter auf Erden in neuer Gestalt wieder. Dies läßt sich aus der Unbeirrbarkeit des Naturgangs ablesen. Die Antike wird hier bezeichnenderweise erinnert, ohne genannt zu werden. Aus der späteren Hälfte der Gedichte verschwindet sie, mit Ausnahme des einen Titels 'Griechenland', zu dem nur der unseren Strophen nah verwandte Vers stimmt:

*Mit Geistigkeit ist weit umher die alte Sage. (306, 6)*

Die Sage nur noch aus den Erscheinungen der Natur herauszulesen, entspricht der durchweg phänomenologischen Einstellung, die auch das Wesen der Tradition als anschaulichen Zusammenhang zwischen den Menschen erfährt, der gar ihren Siedlungen den notwendigen Zusammenhalt verleiht. Die Antike erscheint im Vergleich des Schreinermeisters Zimmer mit Dädalus, vielleicht im Gedanken an den Wunsch des Dichters, von ihm einen holzgeschnitzten Tempel zu erhalten. Vor allem lebt sie aber in der Reduktion des einstigen Gewittermythos auf ein Miniaturgemälde fort, das den Dichter von den Leiden an der Kunst und am Denken heilen soll:

*Die Gottheit freundlich geleitet  
Uns erstlich mit Blau,  
Hernach mit Wolken bereitet,  
Gebildet wölbig und grau,  
Mit sengenden Blizen und Rollen  
Des Donners, mit Reiz des Gefilds,  
Mit Schönheit, die gequollen  
Vom Quell ursprünglichen Bilds. (276, 17 ff.)*

Im Maße, wie der Quell des ursprünglichen Bilds sich von seinen Abkömmlingen entfernt hat, wird deren gebauter Charakter offener. Wenn die Gottheit nicht mehr unmittelbar aus den Erscheinungen spricht, entsteht – räumlich und zeitlich – eine Distanz zwischen ihr und dem, was nun als ihr feststehendes Werk von ihr abgelöst ist. Die vorpantheistische

Vorstellung des objektiven Weltenerbauers, wie sie noch aus den Gedichten der von Hölderlin damals bevorzugten Hagedorn, Gleim, Zachariae, Cronegk spricht, tritt übrigens bereits in den hymnischen Fragmenten, natürlich in ganz verwandelter Gestalt, immer deutlicher hervor: die Natur steht zum Lernen offen, sie läßt Linien und Winkel erkennen, der Himmel wird zu einer Schule, die Wolken offenbaren das Gesetz ihrer sicheren Gestimmtheit, Gott verbirgt sich im Gewand der Zeitlichkeit, sein irdisches Werk tritt in seiner „ausdrücklichen Bauart“ hervor, der Dichter spricht vom „Geseze“ der Gärten und vom „bevestigten Gesang von Blumen“ – ganz zu schweigen von den vielen Hinweisen auf den sicheren Bau des Alpengebirgs oder auf den Bau der Meeresküsten.

Der weite Weg vom Zeus der Feiertaghymne, der im Blitz des Vaterlandstages die Seele des Dichters traf, zur ersten Gruppe der „Spätesten Gedichte“ führt über die immer strengere Auffassung der Zeichenhaftigkeit alles Erscheinenden.

... Die Blize nemlich

*Der Zorn sind eines Gottes. Jemehr ist eins  
Unsichtbar, schiket es sich in Fremdes. Aber der Donner  
Der Ruhm ist Gottes. (210, 3 ff.)*

Solche Entäußerung des Vaters in erscheinende Eigenschaften hat sich in der Stufe des 'Spaziergangs' zu einer viel weitergehenden Mittelbarkeit entwickelt. Die Gottheit, die in den Gedichten sonst nicht mehr genannt wird, kann hier sogar mit anwesend sein, so spielerisch stehen ihr ihre einstigen Erscheinungsweisen jetzt als reizvoller Schmuck zu Gebote. Daß sie selber der „Quell ursprünglichen Bilds“ ist, wird vom Dichter nicht mehr nachvollzogen, so daß zwei ganz verschiedene Formen, das Göttliche zu begreifen, ungestört nebeneinander erscheinen können. Hölderlin sagt es im selben Gedicht, er werde jetzt

*Durch süße Ruhe bezahlt  
Für jeden Stachel im Herzen,  
Wenn dunkel mir ist der Sinn,  
Den Kunst und Sinnen hat Schmerzen  
Gekostet von Anbeginn. (276, 4 ff.)<sup>11</sup>*

Hier ist die Brücke zur Vergangenheit geschlagen, hier ist das Heilmittel in dem von ihrem Quell abgelösten Bildcharakter der Naturerscheinungen eigens ausgesprochen. So erscheinen denn die Wälder als gemalte, so wird

<sup>11</sup> Häussermanns Konjektur, wonach in Vers 7 „denn“ statt „den“ stehen sollte, banalisiert den Sinn des Verses (aaO, S. 116, Anm. 73).

ein Ort mit grünen Bäumen dem Schild einer Schenke verglichen und „der Sonne Tag“ zu einem „hohen Bild“ für das Streben der Menschen, ja, ganze Landschaftsgedichte entstehen als ein „Bildnis“, das sich als Beispiel für die freudige Gestimmtheit des menschlichen Herzens gibt. Der Unterschied zwischen dieser Gedichtgruppe und der späteren besteht darin, daß uns hier immer wieder Durchblicke auf die Genese dieser neuen Dichtungsweise, auf ihren Zusammenhang mit dem früheren Hölderlin möglich sind, während wir es später mit unverrückbar gegebenen Anschauungsformen zu tun haben.

Dazu stimmt der noch lebendigere Bezug des Menschen zur Natur, der einmal im größeren Reichtum der geschilderten Bilder, zum andern im differenzierteren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beider zum Ausdruck kommt. Das Wort „Gut“ erscheint nur in der früheren Gruppe und bezeichnet das Geschenk der Gottheit an den Menschen.

*Der Erde Freuden, Freundlichkeit und Güter,  
Der Garten, Baum, der Weinberg mit dem Hüter,  
Sie scheinen mir ein Wiederglanz des Himmels,  
Gewähret von dem Geist den Söhnen des Gewimmels. –  
Wenn Einer ist mit Gütern reich beglückt,  
Wenn Obst den Garten ihm, und Gold ausschmücket  
Die Wohnung und das Haus, was mag er haben  
Noch mehr in dieser Welt, sein Herz zu laben? (265, 5 ff.)*

In den späteren Gedichten ist der Mensch nicht mehr imstande, diese Geschenke in Besitz zu nehmen. Es fehlt ihm die Gegenwart, die dazu gehört, Herr über solche Güter zu sein. Daß die irdischen Dinge dem Himmel gehören, wird noch behauptet, nicht mehr gelebt.

Gleiches darf vom Menschen gesagt werden. Eine so eindringende, genetisch herleitende Verknüpfung des Menschen mit der freilich ungenannten Macht, deren Geschenke ihn bestimmen, wie das „dem gnädigsten Herrn von Lebrét“ gewidmete Gedicht, ist in der späten Gruppe nicht mehr anzutreffen. Die von Waiblinger überlieferte „Gewogenheit“, der sich Hölderlin jeweils beim Eintritt in sein Zimmer auf dem Österberg empfahl, ist das Kernwort dieser Verse. Es überträgt, was wir als irdisches Gut kennengelernt haben, auf den Zustand des von Gott begnadeten Menschen:

*Sie aber haben diß in recht gewohntem Leben,  
In der Gewogenheit, von der sich Menschen ehren,  
Das ist den Würdigern als wie ein Gut gegeben,  
Da viele sich in Noth und Gram verzehren.*

*So unverlierbar diß, so geht es, hoch zu gelten,  
Aus der Gewogenheit; die Menschen leben nimmer  
Allein und schlechterdings von ihrem Schein und Schimmer.  
Der Mensch bezeugt diß und Weisheit geht in Welten.*

(282, 5 ff.)

Daß der Angeredete, den Hölderlin gut gekannt hat, sich nicht einsam zu verzehren braucht, daß er sich vielmehr eines Wohlwollens bei den Menschen erfreut, ist der Abglanz der Gunst, in der er bei seinem himmlischen Vater steht. Schein und Schimmer stehen hier für das vom Wesen getrennte, dieses eher verdeckende Gebaren, das nicht auf den Quell der Erscheinungen zurückweist. Als Zeuge dieses Quells wird der Mensch hier gewürdigt, davon wird seine Geltung unter den anderen Menschen abhängig gemacht. Nicht daß diese Geschöpflichkeit des Menschen später zurückträte, im Gegenteil. Sie wird zur ständig verfügbaren Formel verallgemeinert und besiegelt als Voraussetzung zur Vollkommenheit des Ganzen der Welt den Verlauf der späteren Gedichte. Aber darin sahen wir eher das Zeichen, daß der Bezug des Menschen zum umfassenden Geist abgestorben ist.

In einem der frühesten Frühlingsgedichte bestätigt sich die Differenziertheit dieser Analogie in letzten Spuren der Möglichkeit ihrer Aktualisierung. Der Mensch vermag der Offenheit des Himmels durch die Sehnsucht seines Herzens zu antworten – das Wort „Herz“ verschwindet nach 1832 endgültig –, und er hört „die Vögel singen, zum Gesange schreien“. Solche Intensivierung des Natureindrucks bildet ein weiteres Indiz zur Unterscheidung der früheren Gruppe, die ebenso noch „nakte Höhen“, „mit Eichen bedeket und seltnen Tannen“ wahrnimmt, „sanfte Gestalt“ der Berge, „Duft an wilden Heken“, „wo die verborgenen Veilchen sprossen“, Meere und „mit neuen Farben“ „geschmückt der Gärten Breite“: lauter Anblicke, die der Transparenz und Allgemeinheit der späteren Landschaftselemente entgegenstehen. Auch das Motiv des Steges, das in der früheren Gruppe häufig erscheint, verschwindet später gänzlich. Der Steg bezeugt, daß der Mensch sich auf der Erde eingerichtet hat:

*... und über Wasser gehet  
Der Mensch zu Örtern dort die kühn erhöhten Stege.*

(281, 7 f.)

In seinen letzten Gedichten fällt der Blick des Dichters nicht mehr auf die konkreten irdischen Spuren menschlicher Kultur, die Besitznahme der Erde scheint ihm nichts mehr zu bedeuten. Zu Beginn der

Krankheit unterscheidet er noch die Stände, da treten noch, in überlegter Reihenfolge,

*... der Herr, der Burgersmann und Künstler (261, 5)*

auf. Und es heißt:

*Es geht der Mensch zu Fuße oder reitet (265, 4),*

vielleicht im Gedenken an die so lange in ihrem gegenseitigen Verhältnis erwogene naive und heroische Welt.

Am meisten aber verlor sich in der späteren Gruppe die Fähigkeit, bei *einem* konkreten Zusammenhang zu verweilen, „eignes Leben“ und Geist *einer* sinnlich verbundenen Sphäre darzustellen. Wie dies in der früheren Gruppe noch gelingen konnte, dafür ist 'Der Kirchhof' vielleicht das hervorragendste Beispiel. Hier wird die Geburt von Trakls Poesie faßbar, ihre rätselhaft von einem Ganzen her gesteuerte Parataxe setzt den Regreß des späten Hölderlin voraus. Die Dichte, die hier den irdischen Dingen zuwächst, ist verschieden vom Geist der magischen Konkretheit der hymnischen Fragmente. Sie glüht nicht aus den mühsam niedergerungenen titanischen Feuern, sie setzt eine fundamentale Beschwichtigung voraus. In ihr gründet die Kontinuität des Schauens und Sagens, die vorher von der Nähe drohender Gefahr aufgesprengt war. Jetzt fällt der Blick wie in einen Spiegel auf die Sphäre christlicher Gegenstände, in denen die Tradition eines fraglos hingenommenen geordneten Abhängigkeitsverhältnisses des Menschen zur Gottheit angeschaut werden kann. Das späteste hymnische Fragment, 'Griechenland', leitete diese Möglichkeit ein, der erste Teil von 'In lieblicher Bläue' begründete sie in umfassende Rückschau haltenden Reflexionen. Im 'Kirchhof' genügt die reine Aufzählung, da der Dichter sich der von ihm unabhängigen Sprache der Dinge zum erstenmal ganz gebeugt hat. Zum ersten- und auch zum letztenmal. Die künftigen Gedichte verraten ja, daß fortan die Kraft, in sichtbaren Gegenständen die Erscheinung des Geistes einige Verse lang durchgängig festzuhalten, nicht mehr gegeben war.

Die dritte Strophe des 'Kirchhofs' lautet:

*Wie still ist's nicht an jener grauen Mauer,  
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;  
Mit schwarzen thauigen, und Laub voll Trauer,  
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt. (277, 9 ff.)*

Die Vollendung leitet sich hier doppelt her: von der herbstlichen Zeit des Jahres und vom Ende eines Menschenlebens; sie gebietet künftig, jedes

Gedicht wie in ein vorgezeichnetes Himmelsgewölbe einzutragen, auf daß dieses immer neu bestätigt werde. Im Maße, wie dann das Leben der Erde an Gegenwart einbüßt, zehrt sich auch die Trauer der Vergänglichkeit auf.

*Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.* (284, 16)

## HÖLDERLINS DICHTUNG IM ZEITALTER DES IDEALISMUS

VON

WOLFGANG BINDER

Unter Liebhabern und Kennern ist heute die Meinung verbreitet, Hölderlins Dichtung lasse sich nicht aus historischen Bedingungen ableiten, seine Werke überflügelten ihre wie jede Zeit und seien nur in ihrer unvergleichbaren Einzigkeit zu begreifen. Darin spricht sicherlich ein richtiges Gefühl. Auch der nüchterne Literaturhistoriker muß zugeben, daß schon das Drama 'Empedokles' wenig mit dem dramatischen Stil seiner Zeit gemein hat, die späten hymnischen Dichtungen aber oder die Übertragungen Sophokleischer Stücke sich dem Vergleich mit der zeitgenössischen Dichtung gänzlich entziehen.

Indessen kann ein Dichter seiner Zeit nur entwachsen, wenn er in ihr wurzelt. Diese Wurzeln sind bekannt. In Namen wie Rousseau und Herder, Klopstock, Heinse und Schiller oder in geistigen Medien wie dem schwäbischen Pietismus und der philhellenischen Atmosphäre des Tübinger Stifts nennt man die Klimata, in denen sich Hölderlins Dichtung gebildet hat. An Bedeutung und formender Kraft überragt sie alle die Philosophie des deutschen Idealismus, deren Werden der junge Hölderlin miterlebt und in einigen Stücken mitgeprägt hat. Diese Beziehung hat man auf zweierlei Weise aufzuhellen versucht. Die ältere, mit den Untersuchungen Diltheys und Cassirers beginnende Forschung war von der geistesgeschichtlichen Frage geleitet, wie sich idealistisches Denken in der Gedankenwelt der Hölderlinischen Dichtung widerspiegle, etwa im Ideenkult der frühen Tübinger Hymnen oder in den Reflexionen des Romans 'Hyperion', die, einer Sitte der Zeit folgend, bisweilen die Gestalt philosophischer Abhandlungen annehmen. Trotz reicher Ergebnisse könnte man auf diesem Feld noch mancherlei finden; im ganzen erbrächte man wenig mehr als Bestätigungen dessen, was grundsätzlich bekannt ist. Auch ist nur im Licht der Zeit gesehen gerade das Eigentümliche Hölderlins schwer zu erkennen. Dieser Weg soll hier nicht verfolgt werden.

Einen anderen hat die jüngere und jüngste Hölderlin-Forschung eingeschlagen. Sie nimmt sich mit Energie der philosophisch-ästhetischen Aufsatzfragmente Hölderlins an, die seine Spielart des idealistischen Philosophierens darbieten, und sucht Theorie und Dichtung wechselseitig zu erhellen. Ihr geht es jedoch nicht um geistesgeschichtliche Beziehungen, sondern um das Kunstwerk, seinen Aufbau, den „Wechsel seiner Töne“,

seinen „gesetzlichen Kalkül“, um die Anwendung der Hölderlinischen Poetik also, der diese Begriffe entnommen sind. Diese Betrachtung ist gewiß nötig und in einer Zeit angebracht, welche Dichtung als Dichtung ernst nehmen und die Literaturwissenschaft im Blick auf den ihr zustehenden Gegenstand neu begründen möchte. Im Falle Hölderlins birgt diese Methode aber auch Gefahren, die in einigen Schriften dieser Art schon offenkundig geworden sind. Denn nicht nur enthalten seine ästhetischen Texte große Schwierigkeiten sachlicher und terminologischer Art. Die eigentliche Gefahr liegt in ihrer Anwendung. Das starre Hineinsehen der poetischen Theorie in die Poesie verführt beinahe notwendig zur Vorstellung einer Gedichtmontage, die das Verfahren einiger moderner Lyriker erklären mag, einem Zeitgenossen Fichtes, Schellings und Hegels aber nicht gerecht wird. Das Problem des poetischen Machens ist ein Problem des poetischen Geistes, und dieser ist im Zeitalter des Idealismus etwas a limine anderes als eine Ansammlung poetischer Verfahrensprinzipien, auch wenn sich ein Dichter einmal solche aufgezeichnet hat.

Wer in dieser Lage nach Hölderlins Idealismus fragt, muß wohl einen Weg zwischen den Extremen dieser unhistorischen Formalisierung und jener geistesgeschichtlichen Relativierung suchen. Er hat Hölderlins Zeitgenossenschaft Rechnung zu tragen, ohne darum das Besondere und Einmalige seiner dichterischen Form aus den Augen zu verlieren. Idealistisches Denken lenkt Hölderlins dichterisches Bilden aber nur eine Zeitlang. Auf der Höhe seiner Entwicklung, in seiner Akmé, löst er sich von dessen Voraussetzungen und begründet ein hymnisches Spätwerk, das nun in der Tat als ein Phänomen sui generis, jenseits von Idealismus und Realismus zu gelten hat. Es gehört seiner Gegenwart nicht mehr an und scheint – ein „Gipfel der Zeit“ – seine Verwandten in jenen aller historischen Kausalität entrückten Alterswerken zu besitzen, die wir in Rembrandts oder van Goghs letzten Gemälden, in den späten Streichquartetten Beethovens oder in Faust II und den Dornburger Gedichten kennen.

Diesem Weg folgend möchte ich versuchen, an zwei Werken, dem 'Hyperion' und dem 'Empedokles', Aneignung und Krisis des Idealismus in Hölderlins Dichtung darzustellen, und mit einem Ausblick auf seine Überwindung im Spätwerk schließen. Nur die Grundkräfte der poetischen Gestaltung können dabei zur Sprache kommen, und so auch mehr der Geist des idealistischen Denkens als der Buchstabe seiner Systeme.

In Hölderlins Entwicklung treten früh zwei Kräfte hervor: ein philosophischer Drang nach dem Absoluten und ein überzarter Sinn für die Bewegungen des eigenen Gemütes. Sie ergänzen und erläutern sich wechselseitig. Das Absolute nimmt die Farbe des Gemüts an, so daß sich die abstrakte Idee des allbedingenden Unbedingten in der Sehnsucht nach einem Zustand leidferner Reinheit, unendlicher Lebensfülle und harmonischer Präsenz aller Wesenskräfte begreift. Und das Gemüt nimmt die Form des Absoluten an; im Steigen und Sinken des Lebensgefühls erfährt es den Rhythmus eines Weltgesetzes, das in ihm zu sich selber kommt. Denn als eine Schnittstelle metaphysischer Prozesse ist Hölderlins Mensch konzipiert, nicht als naturhaft-personale Einheit, wie Goethe sie kennt. In dem Maße aber, wie sich diese beiden Kräfte ineinander erfüllen, erschweren sie ihrem Besitzer das Verhältnis zur Wirklichkeit. Denn ein Absolutes, das nicht theoretisches Prinzip, sondern gefühlte Realität ist, macht einen höheren Wirklichkeitsanspruch geltend als die Wirklichkeit und wird ihr Richter und Feind. Und ein Gemüt, in dessen Bewegungen Weltkräfte spielen, findet in sich selbst gültiger Wirkliches vor als im Wirklichen draußen, im Einzelnen, Zufälligen und Bedingten. Die Existenz des Realen – der Menschen, der Sitten, des Jahrhunderts – tut sich fast nur in der Form des Widerstandes kund, gegen das stille Leben des Unendlichen und gegen den höheren Rang der Seele.

Eine dritte Kraft tritt hinzu, die Sprachkraft des Lyrikers. Ist die Sprache des Epikers dem Gegenstand zugewandt, den sie beschreibend und deutend im Bild existent werden läßt, so ist die Sprache des Lyrikers – wenigstens in dieser Zeit – sich aus sich selbst vollziehender Ausdruck. Was sie sagt, existiert in ihrem Sagen nicht eigentlich als Gegenstand, sondern als „Entstand“ und vergeht mit ihm. Im Sprache-Werden gewinnt es aber eine Wirklichkeit eigener Art, die keine geringere Verbindlichkeit besitzt als die dargestellte Wirklichkeit des Epikers. Dieser lyrischen Verwirklichung ist Hölderlin seit den frühen Gedichten in wachsendem Maße fähig, und sie zeigt ihre Kraft gerade im Ausdruck dessen, was ihm ohnehin wirklicher als das Wirkliche erscheinen mußte, der Welt der Seele und des Unendlichen. Aber damit entfernt ihn seine Kunst noch weiter von der Realität. Die Tübinger Hymnen an die Schönheit, die Liebe, die Harmonie und ähnliche Mächte erbauen in Wort und Bild ein Reich transrealer Wirklichkeiten. Und die Naturlyrik, die ihnen in der Zeit der 'Hyperion'-Vorstufen folgt, gilt nicht den „herbis et lapidibus“ Goethes, sondern dem

Frieden und der Heilkraft einer Natur, die nur ein anderer Name für das Absolute ist.

Wenn Hölderlin in dieser Situation einen Roman beginnt, so ist keine Wendung zur Realität zu erwarten. Er spricht von einem „griechischen Roman“. Das kann nur bedeuten, daß es von Anfang an nicht um die Wirklichkeit des neuen, sondern um die Wirklichkeit des alten Hellas ging, welcher jene bloß zur Folie dienen sollte. Denn wie die Natur ist Griechenland in Schönheit, Götterinnigkeit und Gemeingeist eine Inkarnation des Absoluten und jedenfalls nichts weniger als eine historische Erscheinung. Man darf sagen, der griechische Stoff sei der einzig mögliche gewesen, weil er Hölderlin erlaubte, mit einem Minimum an Realität ein Maximum an Vergegenwärtigung idealen Seins zu erreichen. Sein Auge ist nach innen gewandt. Natur und Körperliches, wiewohl in reinen Gestalten und zarten Übergängen gesehen, sind in Paradiesesfarben getaucht, nicht anders die Heldentaten von Marathon und Thermopylä oder die Visionen der Tempel und der Tore, „wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten“. Ein Kernsatz der Preisrede auf Athen lautet: „Die Natur war Priesterin und der Mensch ihr Gott, und alles Leben in ihr und jede Gestalt und jeder Ton von ihr nur Ein begeistertes Echo des Herrlichen, dem sie gehörte.“ Ein zweifach aufschlußreicher Satz. Denn die idealistische Umkehrung der Wirklichkeit – die Natur ist das Echo des Menschen, nicht dieser das Echo der Natur – und die Stilisierung der Sprache zu melodischer, fast rhythmischer, gleichsam durchsichtiger und dennoch genauer Form bedingen einander. Beide dienen der entwirklichenen Vergeistigung, die alle Romaninhalte erfaßt.

Indessen ist der ‚Hyperion‘ ein Roman und kein Gedicht, und alle Vergeistigung wäre nicht imstande, die nun einmal nötige stoffliche Erfindung zu tragen, wenn sich nicht irgendwo ein Faktum befände, das Stoff und Geist aneinander bindet. Es ist vorhanden: „Ich hab’ es Einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinauschieben bis ans Ende der Zeit, die hab’ ich gegenwärtig gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!“ Diotima also und in ihr: Gegenwart der Vollendung. Ihr Wesen war in Hölderlins Dichtung vorausentworfen und konnte die wirkliche Diotima ohne Zwang in sich aufnehmen. Aber die Existenz eines solchen Wesens ist das Faktum, an dem Hölderlin gewahr wird, daß das Absolute *ist* – nicht regulative Idee, nicht eschatologische Hoffnung, nicht Traum der Sehnsucht, sondern Wirklichkeit, die sich in der Existenz eines wirklichen Menschen zu erkennen gibt. Sie tritt ihm darum in der Weise der Epiphanie einer Gottheit entgegen: „Ich hab’

es heilig bewahrt! Wie ein Palladium hab’ ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien!“

In einem wirklichen Menschen erscheint das Absolute. Nicht sowohl, was er ist, als daß er ist, verzeichnet Hölderlin als das sinngebende Faktum. Daraus folgt ein Doppeltes für den Roman. Was immer Hyperion begegnet, wird am Maßstab des Seins gemessen, welches Diotima lebt. Zugleich wird alles auf das Dasein dieser Instanz bezogen; die Welt, in der es gibt, ist nicht mehr, was sie zuvor war. Von dem einen Sinnfaktum Diotima gleichsam aufgesogen, verwandelt sie sich, im doppelten Sinne des Worts, in Schein: nur noch scheinbar aus sich existierend, aber zum Scheinen gebracht von jenem Zentralfeuer. Mit anderen Worten: Seiendes und Gedachtes, Reales und Ideelles nehmen die Wesensart des Ästhetischen an. Diese Ästhetisierung erschöpft sich jedoch nicht in Verschönerung, wiewohl der Zug zum gegenständlich Schönen unverkennbar ist und in den Sehnsuchtsbildern der ägäischen Küsten- und Inselwelt willkommene Nahrung findet. Sie betrifft das Ding-Sein der Dinge und erstreckt sich auf jeglichen Gegenstand des Romans bis hinauf zu den Göttern. Auch Hyperions Götter leben nur von erborgtem Licht. Und den neuen Staat, den er im Kampf gegen die Türken vergeblich zu gründen hofft, nennt er ausdrücklich die „Kopie“ von Diotima.

Wie ist eine Gestalt zu verstehen, die alle Wirklichkeit auf sich zieht, weil in ihrer individuellen Person die Wirklichkeit des Absoluten erscheint? In Hölderlins späterer Dichtung gibt es nur eine Person dieser Art, den Gott. Sein Wesen läßt sich in dem Satz aussprechen: Der Gott ist das reine Sein, welches die Gestalt eines bestimmten Seienden angenommen hat. Darum ist er stets mehr als das, was er tut; er ist „größer denn sein Feld“, heißt es in der ‚Friedensfeier‘. Dennoch kann er inmitten des Seienden erscheinen, aber dieses verliert in der Gegenwart des Gottes seine selbständige Wirklichkeit und empfängt dafür die vom Sein des Gottes ausgehende Sinnfülle. Eben das ist die Wirkung Diotimas. In ihrer Gestalt präfiguriert Hölderlin das Wesen des Gottes, er erprobt gleichsam das Element, in dem sich seine künftige Dichtung der Götter bewegen wird.

Nun ist Diotima aber ein Mensch. Wiewohl Hölderlin sie über Menschenmaß zu erhöhen sucht, muß er ihr soviel konkrete Menschheit belassen, daß die Fiktion möglicher Realität gewahrt bleibt. Eine Vergöttlichung innerhalb der Grenzen der Menschennatur scheint die Aufgabe zu sein; leicht zu bewältigen, wenn man sich der Schillerschen Ästhetik erinnert, worin der Gedanke: Vollendete Menschheit ist Gottheit, und diese ist Schönheit, bedeutsam hervortritt. Hölderlin zitiert ihn sogar in dem Satz:

„Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.“ Und wirklich zeichnet er eine Gestalt, die sich nicht durch einzelne Handlungen und Eigenschaften als Individuum, sondern durch ihr ganzes, in jedem Augenblick ruhig gegenwärtiges Sein als Mensch äußert und also schön ist.

Aber Diotimas Schönheit genügt nicht, um das Problem zu lösen. Denn nach Hölderlins Worten ist sie gerade nicht der absolute Mensch, sondern das Mensch gewordene Absolute, und in ihren Wirkungen spricht nicht die metaphorische Göttlichkeit des schönen Menschen, sondern echte Gottheit, welche das schlechthin Andere des endlichen Menschen ist. In diesem und in einigen anderen Zügen weist Diotima noch vor Empedokles auf die Hölderlinische Christusgestalt voraus. „Es war in der Welt“ kann er darum mit Joh. 1, 10 von ihr sagen. Nicht Vergöttlichung, sondern Vermenschlichung war also die wirkliche Aufgabe. Und jene Begründung aus Schillers Ästhetik verdeckt sogar den wahren Sachverhalt. Sie gehört zu mancherlei unbewältigten Resten fremden Denkens, die sich im Roman finden.

Die Aufgabe scheint unlösbar, ein gottmenschliches Wesen in der Wirklichkeitswelt eines modernen Romans anzusiedeln. Hölderlin löst sie nicht eigentlich, sondern er umgeht sie, indem er das Medium eines Erzählers einschleibt. Ob Diotima Gott oder Mensch und in der Welt möglich sei, ist sozusagen keine Frage mehr, wenn sie für *Hyperion* zugleich Gott und Mensch und in der Welt da war. Das Erlebnis vereint Unvereinbares, seine Autorität ist die Bedingung der Möglichkeit auch des Unmöglichen. –

Wir waren vom entwirklichenden Zug zum Absoluten ausgegangen. Dann sahen wir, daß es eines zugleich absoluten und dennoch wirklichen Wesens bedurfte, um diesen Zug, ohne ihn zu verleugnen, ans Wirkliche zurückzubinden. Jetzt sehen wir, daß ein dergestalt gottmenschliches Wesen nur in der Einbildungskraft des Autors bestehen kann, der sich somit als den Erzähler seiner Geschichte in diese einführen muß.

Die Ichform des Romans ist also von der Sache geboten. Desgleichen die Briefform; sie fingiert die gemeinsame Sphäre der Herzen, der so innig empfundene Begebenheiten allein anvertraut werden können. Der Bericht aus der Rückschau endlich erlaubt dem Erzähler, sich des Ganzen deutend zu vergewissern; denn die zu erzählende Vergangenheit ist beim Beginn der Erzählung abgeschlossen. Im ständigen Gegenüber eines Erzählers *Hyperion* und eines erzählten *Hyperion* entsteht so eine Integration der Zeit derart, daß das Einst als die reale Voraussetzung des Jetzt und dieses als die geistige Voraussetzung der Darstellung des Einst sich wechselseitig erläutern.

Diese Anlage hat Folgen, die uns nun die historische Stellung des Romans erklären. Denn in dem zuletzt genannten wichtigsten Merkmal weicht sie von der des ‚Werther‘ und des englischen Briefromans ab. Daran erkennt man, daß nicht diese, sondern Denkstrukturen der idealistischen Philosophie den erzählerischen Aufbau zum Sinngebilde geformt haben. Daß außerdem *im* Roman idealistisch philosophiert wird, hat geringere Bedeutung, zumal sich hier Unstimmigkeiten zeigen, die uns noch beschäftigen werden.

Der Roman gleicht einem dreigeschichteten Gefüge, da er *Hyperions* einstige Erlebnisse, seinen jetzigen Bericht über diese Erlebnisse und seine allgemeinen Reflexionen anlässlich dieses Berichts seiner Erlebnisse mitteilt. Jedes Faktum hat daher schon die Form des Bewußtseins, und dieses ist ein Bewußtsein des Bewußtseins von Bewußtsein – der Reflexionen über den Bericht von Erlebnissen. Der künstlerische Aufbau des Romans bildet also das vor, was Hegel später das „Sichselbstwissen des Wissens“ oder das „absolute Wissen“ nennt. Auch die darin enthaltene „doppelte Negation“ Hegels kehrt im Roman wieder. Denn die unmittelbare Empfindung – Glück und Schmerz des Freundes und Liebenden – ist in die wissende Trauer des Erzählers ebenso aufgehoben, wie sich beide in die metaphysische Gelassenheit des Reflektierenden aufheben, der sich dem „einigen, ewigen, glühenden Leben“ des Alls überantwortet.

Man erwartet von einem Roman der Goethezeit, etwa nach Art des ‚Wilhelm Meister‘, eine mehr oder minder vollständige Darstellung der Weltwirklichkeit, wenigstens in symbolischer Repräsentanz durch Charaktere, Gesellschaftsformen, Kulturgebiete und dergleichen. Die Wirklichkeiten des ‚Hyperion‘, arm an Fakten, liegen ganz und gar innen, und ihre Totalität besteht nicht in stofflicher Vollständigkeit, sondern in der dialektisch erschöpfenden Gliederung dieser Innenwelt. Sie ist es, vermöge deren der Roman ein poetisches Analogon der werdenden idealistischen Philosophie des Geistes genannt werden kann – das einzige, welches die deutsche Literatur hervorgebracht hat. Und zwar, um es zu wiederholen, nicht, weil der Verfasser Ideen ausspräche, und nicht, weil er idealistisch urteilte, sondern weil in seinem Kunstgebilde Idealismus „geschieht“.

Die Romanstruktur läßt sich noch von einer anderen Seite beleuchten, wobei ich einen Kantischen Gedanken benütze, nicht um eine unmittelbare Abhängigkeit Hölderlins zu erweisen, die sogar möglich wäre, sondern nur, um die geistesgeschichtliche Situation zu charakterisieren. Kant versteht die Zeit als die „Form des inneren Sinnes“; ich werde meiner selbst nur im Horizont der Zeit – der Erinnerung, der Erwartung und des gegenwärtigen Anschauens – gewahr. Die Zeit bildet also die Form des Selbstbewußt-

seins vor, nur durch ihre Erstreckungen hindurch erfasse ich mich als Ich. Im Ich-Roman sucht auch ein Ich sich als Ich zu erfassen, indem er von sich erzählt. Ist nun einmal erkannt, daß diese Selbsterfassung auf dem Wege der Zeit erfolgt – das wird in den Manifesten der Sturm-und-Drang-Dichter gefühlt und von Kant philosophisch formuliert –, so kann sich das Ich des Romans nur noch im Aspekt der Zeit thematisieren. Aber, wie es scheint, auf zweierlei Weise. Es kann das einzelne Erlebnis zum in sich gültigen Augenblick formen, und es kann die Folge der Erlebnisse zur Ordnung ausbilden, deren Ganzheit erst den Sinn des Einzelnen bestimmt. Das erste scheint vornehmlich der Fall des 'Werther', das zweite der des 'Hyperion' zu sein. Werthers Briefe, aus dem Moment geschrieben, bilden die „Augenblicke“ des Romans, Hyperions Briefe, Fortsetzungen eines Gesamtberichts aus der Rückschau, folgen einer Zeitordnung, worin vor dem Blick des Erinnernden sich jedes Geschehen, es sei freudig oder schmerzlich, als notwendiges Moment eines zyklischen Werdens begreift, das aus dem ewigen Ursprung kam und in ihn zurückführen wird.

Diese temporale Struktur und den zuvor geschilderten dreischichtig-dialektischen Aufbau des Bewußtseins würde ich als die Elemente bezeichnen, an denen man, deutlicher als an den Romaninhalten, den geschichtlichen Ort des 'Hyperion' einerseits zwischen Sturm und Drang und Klassik, andererseits zwischen Kant und Hegel ablesen kann.

## 2

Wir gehen zum Empedokles-Drama über und fragen zunächst nach dem Zusammenhang beider Werke. Motivische Verwandtschaften, auf die man hingewiesen hat, genügen nicht, um die innere Notwendigkeit der neuen Dichtung zu erklären. Auch hier müssen wir die Grundkräfte der poetischen Gestaltung zu erkennen versuchen. Gewisse Unstimmigkeiten im Roman – ich sagte es schon – geben uns erste Hinweise.

Es fällt nämlich auf, daß in Hyperions Pantheon der wichtigste der Götter, der Zeitgott, fehlt, der später so bedeutsam wird, obwohl die Thematik der Zeit den Roman beherrscht: das unheilbare Jahrhundert, die Geschiedenheit vom verklärten Einst, das Zeitlich-Sein überhaupt, all das, worin Hyperions Leiden wurzelt. Wie es um Götter bestellt ist, die in der Natur, aber nicht in der Geschichte wirken, und wie der zugleich naturhaft und geschichtlich existierende Mensch zu ihnen steht, bleibt offen. Aber nicht darum, weil ihre Namen unverbindlicher Redeschmuck wären, wie dies im 18. Jahrhundert naheläge. Die Götter, die er kennt, verehrt

Hyperion als seiende Mächte. Reflektiert er aber, so zeigt sich eine zweite Unstimmigkeit. Denn jetzt erscheinen die Götter plötzlich als Setzungen des Menschen. Der schöngeborene Mensch – so philosophiert er – „will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter.“ So inbrünstig Hyperion alles Heilige umfaßt, so unbestimmt bleibt fast immer, ob er dabei mit Wirklichkeiten oder mit Erzeugnissen seines eigenen Geistes beschäftigt ist. Einmal kommt diese Ungewißheit sogar zur Sprache: „Es ist, als fühl' ich ihn, den Geist der Welt, wie eines Freundes warme Hand, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten.“ Aber das Problem versinkt sogleich wieder, und wir wissen, warum. Die unmittelbare Erfahrung des Göttlichen in Diotima erspart Hölderlin vorläufig die Entscheidung darüber, ob Götter objektivierte Ideale oder personal existierende Wesen sein sollen. Dieselbe Erfahrung verlangt aber eine Entscheidung, sobald ein Werk entsteht, das nicht mehr von der Tatsache getragen ist, daß Diotima existiert.

Vor diesen beiden Fragen – nach dem Zeitgott und nach der Seinsweise der Götter – steht das Empedokles-Drama. Ihre Lösung kann Hölderlins Idealismus nicht unberührt lassen.

In die Entstehungszeit des Dramas fällt der Ausbruch des zweiten Koalitionskriegs, der in Hölderlins Dichtungen als der chaotische Gespenstertanz einer fluchbeladenen Menschheit erscheint, zugleich aber jene unsäglichen Friedensbilder hervorruft, in denen endzeitliche Heilsvorstellungen zu konkret-historischer Naherwartung werden. Andere Gedichte sprechen von den „reißenden Schicksalstagen“, die der Dichter nicht länger „verschweigen“ dürfe, oder von der Natur, die „jetzt mit Waffenklang erwacht“ sei. Die Geschichte ist in Hölderlins Blickfeld getreten, und wir verstehen, warum der Gott des Empedokles Jupiter, der „Herr der Zeit“ heißt. Mit diesem Gott schließt Hölderlin aber nicht nur eine Lücke seiner Mythologie. Sein Zeitverständnis muß sich gewandelt haben, wenn die Zeit, die ihm bisher der Raum des verlorenen Heils war, jetzt zum Element eines Gottes wird. Um es mit einem Wort zu sagen: Hölderlin entdeckt die Faktizität der Zeit, die alle Wirklichkeit und so auch das Wirken des Gottes in ihr an ein konkretes Hier und Jetzt bindet. Damit nimmt er aber das Motiv in sein spekulatives Geschichtsdenken auf, an dem sein Idealismus einmal scheitern wird. Denn das Jetzt kann nicht idealistisch gesetzt werden, weil es vielmehr *geschieht*. Und der Gott, der in diesem Jetzt handelt, entzieht sich der idealistischen Begründung. Folgerecht erscheint er – unter dem Namen des unbekanntenen Gottes – in den späten Hymnen als die Instanz, die alles selbstmächtige Setzen des Menschen zu

Schanden macht. Auf der 'Empedokles'-Stufe aber fassen wir erst die verborgenen Anfänge dieser Entwicklung.

Die zweite Unklarheit des 'Hyperion' betraf die Frage, ob der Mensch durch die Götter oder die Götter durch den Menschen seien. Hölderlin beantwortet sie, indem er sie zum Problem des Dramas macht. Und zwar in der Form einer Verwechslung von Ich und Natur, die Empedokles begeht. Denn was die Götter der Natur – Vater Helios und Mutter Erde – ihm gaben, hält Empedokles für seine Gabe an sie; weil sie ihm sich offenbarten und ihre Kräfte verliehen, verfällt er dem Irrtum, er sei es, der durch sein Wort und seine Erkenntnis die stummen Götter der Natur erst zum Sprechen gebracht und ins Leben des Geistes gerufen habe. Er wechselt eine seiende mit einer von ihm gesetzten Potenz und wirft sich zum Gott auf. Das ist seine Hybris. Sie zu büßen, opfert er sich der beleidigten Natur; er stürzt sich in den feurigen Abgrund des Ätna. Damit ist geklärt, was im 'Hyperion' unklar geblieben war: die Natur und ihre Götter *sind*. Anders jedoch als der Zeitgott. Denn sie sind nicht im geschehenden Jetzt, das dem Subjekt widerfährt, sondern in der Allgegenwart eines Seins, das seinem Zugriff offensteht. Darin liegt ein zweites, ebenso gewichtiges Argument gegen das Prinzip des idealistischen Setzens: Die Faktizität dessen, was ist, begrenzt es, aber die Hybris dessen, der will, ergreift und verfälscht es.

Was daraus folgt, wird deutlicher, wenn wir uns den inneren Vorgang des Dramas vergegenwärtigen, ausgehend von der Frage: Was heißt, die Natur habe sich Empedokles geöffnet? Nur eine dichterische Metapher für das ungewöhnliche Naturverständnis des historischen Empedokles, der Naturforscher, Arzt und Magier war, kann dies nicht sein.

Was Hölderlin im Drama Natur nennt, heißt in philosophischen Texten „das Sein“. Dieses Sein versteht er nicht mehr wie auf der 'Hyperion'-Stufe nur als das allerbefreiende „Hen kai pan“, sondern, ähnlich wie Schelling, mit einem ehemals mystischen Begriff als „Grund“. Aus dem Grund des Seins existiert das Seiende, sofern „existere“ heraustreten und ans Licht kommen heißt. Aber das geschieht nicht einfach, der Grund *will*, daß es geschehe. Sein Wesen ist, wie Empedokles sagt, „Ahnung“ und „Sehnsucht“. Er sehnt sich, in Seiendem sich darzustellen, um an diesem seiner selbst innezuwerden – „sich zu fühlen“, sagt Hölderlin. Der Mittler dieses Gefühls ist das höchste Seiende, der Mensch, aber in zwiespältiger Rolle. Denn als ein Seiender bleibt er dem Sein unterworfen, das er doch kraft des Bewußtseins zu sich selber zu bringen die Macht hat. Knecht und Herr in einer Person, ist er bestimmt, das Sein mit sich zu vermitteln oder, wie Empedokles sagt, den Geist der großen Natur hervorzurufen.

Diese Bestimmung des Menschen versinnbildlicht Empedokles. Als ein Teil des Seins, Natur genannt, fühlt er sich von ihr umschlossen und geborgen. Davon spricht er, und sprechende Bilder wie die Zweige des Baums, die sein Haupt umschlingen, drücken es aus. Aber die Natur will ja in seinem Gefühl sich selber fühlen, sie verlangt seinen Dienst. Diesen ihr zu leisten, lernt er die Naturkräfte, die er fühlte, verstehen und ihre Wirkungen zu lenken – z. B. in der Wunderheilung der Panthea –, ja sie auf das ganze Volk der Agrigentiner zu übertagen, so daß ein neuer Geist einzieht, der dumpfe Traditionalismus und Buchstabenglaube der Hermokratischen Priesterreligion verschwindet und ein alle vereinigender, enthusiastischer Dienst der Natur und ihrer Götter an seine Stelle tritt. Jetzt hätte Empedokles seine Aufgabe erfüllt, wenn ihn seine ungeheure Macht über die Natur nicht zu jener Verwechslung zwänge, worin er rückblickend seinen Frevel erkennt:

*Ich kannt' es ja, ich hat' es ausgelernt,  
Das Leben der Natur, wie sollt' es mir  
Noch heilig sein, wie einst? Die Götter waren  
Mir dienstbar nun geworden, ich allein  
War Gott, und sprach's im frechen Stolz heraus.*

„Mit einer stolzen Silbe“, fügt der Jünger Pausanias hinzu, habe Empedokles „vom Herzen aller Götter sich gerissen“. Die Silbe „ich“ muß gemeint sein, das absolute Ich. Denn so versteht Hölderlin den Vorgang: Wenn ein Gegenstand ganz durchdrungen ist, hört er auf, Gegenstand zu sein, „gegenzustehen“; das Ich wird ihm gegenüber absolut. Aber erst der Anspruch, den es daraus ableitet, ist Hybris. Die Natur ganz zu fühlen, war die Mission des Empedokles; sein Verbrechen ist, daß er sie in *seinem* Namen statt in dem *ihren* fühlte:

*Elender! als die Genien der Welt  
Voll Liebe sich in dir vergaßen, dachtest du  
An dich und wähtest, karger Tor, an dich  
Die Gütigen verkauft, daß sie dir,  
Die Himmlischen, wie blöde Knechte dienen!*

Empedokles tat, was Paulus dem Christen verbietet, er rühmte sich seiner selbst, statt sich der Gnade Gottes zu rühmen, der hier die Gunst der Natur entspricht. Aber der große Bereich biblischer Analogien, der unter das Stichwort „Säkularisation“ fiel, muß beiseite bleiben.

Im Augenblick der Selbstvergöttlichung kehrt sich alles um. Die Natur entweicht in die Unfühlbarkeit, Empedokles bleibt fühllos, ausgestoßen

und tot zurück. Diese Wende versteht Hölderlin so: Kaum denkt das Ich, sich seines Gegenstandes ganz bemächtigt zu haben, so stößt es auf das, wessen es niemals Herr wird, seine reine Faktizität; und in dieser *ist* der Gegenstand. Das Sein entzieht sich und läßt ein leeres Bewußtsein zurück; Empedokles sitzt „seelenlos im Dunkel“, er hat „den Gott aus sich hinweggeschwätzt“. Indessen bleibt ihm eine Erinnerung des vorigen Zustandes, er hofft, die Natur wieder fühlen und wieder sich in ihr fühlen zu dürfen, mit einem Wort: sich mit den Göttern zu versöhnen. Diese Versöhnung fordert aber weder das einst triumphierende noch das jetzt vernichtete, sondern ein dienendes Gefühl, dasselbe, dessen die Natur seit je bedurfte. Die höchste Form des Dienstes ist das Selbstopfer. Darum der Feuertod im Krater als ein Sinnbild der Rückkehr in den Grund des Seins. In Freiheit geleistet gewährt sie Empedokles den höchsten Moment des Bewußtseins.

Wenn dies der innere Vorgang des Stücks, in seinen beiden ersten Fassungen, ist, so liegt das bewegende Moment in der Hybris des Empedokles, die Hölderlin in einer Randnotiz die „Ursünde“, also das peccatum originale der superbia, nennt. Sie ist aber ebenso gemußt wie gewollt, und das unterscheidet sie von der christlichen Sünde. Denn die Natur, die, anders als der christliche Gott, kein Selbst ist, verlangt, daß Empedokles das seine an sie abtrete, damit sie sich fühle. Dieses Ansinnen widerspricht aber dem Wesen des Selbst, das ein solches nur sein und als ein solches nur fühlen kann, wenn es sich behauptet. Empedokles *muß* sich wollen. Das führt auf unsere Grundfrage zurück.

Es scheint, Hölderlin habe in seinem Drama den Höhepunkt, die Krisis und die Überwindung des Idealismus gleichnishaft dargestellt. Da er es selbst ein „kühneres Gleichnis und Beispiel“ seiner „eigenen Erfahrungen“ nennt, sind wir zu einer solchen Deutung berechtigt. Sie ist so gemeint: Die im Menschen sichühlende Natur, das im Bewußtsein zu sich selbst kommende Sein bedeutet den Höhepunkt des Idealismus. Die notwendig daraus folgende Hybris des Menschen gegenüber der Natur, die Entmächtigung des Seins durch das Bewußtsein bezeichnet die Krisis des Idealismus, wobei uns Hölderlins Ringen mit der Fichteschen Philosophie als Hilfsvorstellung dienen kann. Der Sturz des Bewußtseins in die Fühllosigkeit und das Entschwinden des Seins in die Unföhlbarkeit versinnbildlichen den Zusammenbruch des Idealismus. Auch dieser Schritt ließe sich lebensgeschichtlich erläutern; „so eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich“ schreibt Hölderlin nach jener Krisis an Schiller. Der Opfertod des Empedokles schließlich, worin das Bewußtsein ins Sein zurückkehrt, indem es sich ihm unterwirft, ist der Mythos vom Untergang des Idealismus in einem

neuen Seinsverständnis, das nun die dritte Fassung des Stücks und gleichzeitig die Hymne ‘Wie wenn am Feiertage’ zu formulieren suchen.

Denn jetzt erscheint Empedokles nicht mehr als autonomes, geschichtsbildendes Subjekt, sondern als das Werkzeug des Gottes der Geschichte, der sich seiner bedient, um sich zu verkündigen. Von Hybris ist nicht mehr die Rede. Und die Hymne enthält die allbekannten Verse von den Dichtern, die „entblößten Hauptes unter Gottes Gewittern stehn“ und den „Strahl des Vaters“, ihn „reinen Herzens und schuldloser Hände“ empfangend, „ins Lied gehüllt dem Volke reichen“.

Diesem neuen Verständnis liegt die Konzeption eines Seins zugrunde, das nicht mehr des Menschen bedarf, um zu sich selbst zu kommen, sondern das ihn benützt, um sich vernehmen zu lassen, von ihm und durch ihn. War es bisher, um einen Leibnizischen Begriff zu verwenden, als „nisi“ gedacht, als Drang, es selbst zu werden, so nimmt es jetzt die Gestalt der „revelatio“, des Sich-Zeigens und -Offenbarens an. Demgemäß versteht Hölderlin sein Dichten nun nicht mehr als Rede aus der Vollmacht des Geistes, sondern mehr und mehr als Antwort auf das Sich-Zeigen der Dinge, worin sich zuletzt der Herr der Dinge zeigt. Jedoch in Zeichen, in denen er sich ebenso verbirgt wie offenbart, *revelatus* und *absconditus* zugleich. Hölderlins späte Dichtung ist eine mehr idealistische Dichtung der Seinszeichen. Nur unter dieser Voraussetzung konnte die christliche Thematik der Hymnen ‘Friedensfeier’, ‘Patmos’, ‘Der Einzige’ u. a. in sie Eingang finden. –

Wenn die hier vorgetragene Deutung des ‘Empedokles’ zutrifft, besagt sie, daß Hölderlin seinen Idealismus nicht einfach abgestreift, sondern überwunden hat, und zwar mit ihm selbst. Denn die verborgene Dialektik, die er im Urgegensatz von Sein und Bewußtsein entdeckt und im dramatischen Dreischritt gestaltet, ist streng idealistisch gedacht, wiewohl sie dazu dient, den Idealismus ad absurdum zu führen. Das Drama konnte die Überwindung des Idealismus nur dann glaubwürdig darstellen, wenn es das Verfahren des Idealismus bis zu seiner letzten Konsequenz anwandte. Wird aber der Idealismus das Opfer seiner eigenen Dialektik, so erhellt weiter, daß Hölderlin ihn jetzt nicht mehr als ein mögliches Prinzip der Weltdeutung, sondern als ein notwendiges Moment der Weltgeschichte begreift. Darum, und nicht weil es einen historischen Stoff behandelt, ist das Drama ein Geschichtsdrama. Um den Preis seiner fragmentarischen Gestalt macht es den Weg für die späte Dichtung frei, die nur noch der Geschichtlichkeit der Geschichte gilt oder, wie Hölderlin sagt, „das Vaterland oder die Zeit angeht“.

Wir haben die Stelle erreicht, an der sich Hölderlin von seinem Zeitalter trennt. Blickt man von ihr auf seine dichterischen Anfänge zurück, die im pietistisch gefärbten altwürttembergischen Luthertum wurzeln, so scheint seine idealistische Epoche weniger einem Reich als einem Interregnum zu gleichen. Einem solchen freilich, ohne dessen Ergebnisse die Gestalt des Spätwerks nicht zu denken wäre. Aus der Fülle der Fragen, die dieses Spätwerk aufgibt, wird uns Hölderlins rückblickende Deutung seiner idealistischen Vergangenheit am meisten interessieren. Darüber darf ich noch wenig sagen.

Die Deutung vollzieht sich in der Dichtung, also in dichterischer und oft bildlicher Form. Wie schon im 'Empedokles' erscheint daher der idealistische Entwurf als eine menschliche Entscheidung, und zwar gegen den, der den Menschen erst in die Freiheit der Entscheidung versetzt hat. Der höchste Triumph der Freiheit ist, ihn selbst, den Gott zu entwerfen, das Ziel aller idealistischen Systeme. Ihn trifft der Zorn Gottes. Die 'Patmos'-Hymne berichtet: als der Dichter „einmal“ – d. h. in der Zeit seines Idealismus – „von dem Gotte das Bild nachahmen wollt“, da sah er plötzlich „im Zorne sichtbar des Himmels Herrn“. Seinen Dichterberuf erläuternd fügt er hinzu: „nicht daß ich sein sollt' etwas, sondern zu lernen“ – nämlich „Gott rein und mit Unterscheidung bewahren“, wie es an anderer Stelle heißt. Alles Lernen beginnt mit dem Diktat, wie es auch Johannes, gleichsam der geistliche Bruder des Dichters, empfing. Von ihm sagt 'Patmos' in erneuter Wendung gegen die Selbstmacht des Wissens: „Grausam nämlich hasset allwissende Stirnen Gott. Rein aber bestand auf ungebundnem Boden Johannes.“ Der ungebundene Boden ist, wie aus der Fortsetzung hervorgeht, das gnostische Prophetentum der Zeit, Ausdruck derselben Hybris des Wissens. Schließlich wird die Vokabel „Zorn“ zur Chiffre alles eigenmächtigen Wissen-Wollens. Denn nur Gott steht er zu, „Sterblichen geziemet die Scham“, Hölderlins Übersetzung des Wortes „religio“. So heißt es in einem Fragment: „An den Adler“ – den Boten des Vaters – müssen die Dichter sich halten, „damit sie nicht mit eigenem Sinne zornig deuten“. Und dem „Zorn“ verfällt der Sophokleische Ödipus, weil er mehr wissen will, als einem Sterblichen zukommt. Noch im Chorlied der 'Antigone' klingt das Motiv an, wenn Hölderlin das „deinón“ mit „ungeheuer“ übersetzt: „Ungeheuer ist viel, doch nichts ungeheurer als der Mensch“ – es ist nicht geheuer mit ihm. Eine Hymne führt das Chorlied im Hölderlinischen Sinne fort: „Vieles vermag

und bezwinget mit Kunst der Mensch... aber es steht vor Göttlichem der Starke niedergeschlagen.“

Mit Hyperions Göttern, die der Mensch „sich gab“, begann Hölderlins Deutung des Idealismus. Mit dem Gott, der den Menschen niederschlägt, wenn – so heißt es im 'Einzigen' – sein „Entwurf Heiliggesetzes übergeht“, endet sie.

Die alttestamentarische Strenge solcher Worte anerkennt nicht einmal mehr die geschichtliche Funktion des Idealismus, die wir noch im 'Empedokles' fanden. Das versteht man, wenn man bedenkt, wie sich in Hölderlins letzten Gedichten das Bild der Geschichte wandelt. Ihr Nacheinander rückt in eine eschatologische Gleichzeitigkeit zusammen: „Gehäuft sind rings die Gipfel der Zeit.“ Von einer Dialektik der Weltgeschichte, die der zeitlichen Erstreckung bedarf, um auch dem Heillosen noch seinen Ort im Heilsgeschehen zuzuweisen, hören wir nichts mehr. Auch Theodizee ist Idealismus. Nur der Mensch im geschehenden Jetzt und der Gott, der kommt und schon „nah ist“, beschäftigt Hölderlin noch.

Dieses Jetzt, das als ein ständiges Kommen geschieht, erinnert an die Paulinische „Zukunft des Herrn“, die Hölderlin schon früh zitiert, damals aber noch so versteht, als ob einmal in ferner Zukunft, am „Abend der Zeit“ der Herr kommen werde. Zwischen dem Jetzt und der Parusie öffnete sich ihm der weite Raum, der seine idealistische Konstruktion des Weltprozesses aufnehmen konnte. Die in ihm wirkenden Götter waren daher Raumgötter; jeder beherrschte einen bestimmten, ihm zustehenden Raum, der ein Territorium, ein sozialer Bezirk, auch ein Zeitraum, eine Weltperiode sein konnte. Dann aber erschien der Zeitgott, der sie in dem Maße verdrängte, wie er selbst in sein Wesen gelangte. Die spätesten Hymnen kennen nur noch einen anonymen Plural der Götter; mit Namen nennen sie außer dem Vater nur Halbgötter – Christus, Dionysos, Herakles – Mittler also, die den Willen des Herrn der Zeit an diese vermitteln. Die Zeit reduziert sich auf Akte gegenwärtiger Existenz. Damit ist das Schicksal des idealistischen Entwurfs endgültig besiegelt. Ihn ersetzt sinngemäß das unvermutete Gewahrwerden dessen, was einem widerfährt: „Wo die Augen zugedeckt und gebunden die Füße sind, da wirst du es finden.“ An die Stelle des selbstdenkenden Geistes tritt das Finden und weiter das Bewahren des Gefundenen. Was Hölderlin in 'Patmos' von den zurückbleibenden Jüngern sagt, gilt ihm selbst: „Freude war es von nun an, zu wohnen in liebender Nacht, und bewahren in einfältigen Augen, unverwandt, Abgründe der Weisheit.“ –

Der Weg, den wir verfolgt haben, ist nicht der Weg der klassischen oder der romantischen Dichter. Denn entweder bricht dieser, wie in Schil-

lers frühem Tod, auf einem Gipfel der idealistischen Dichtung ab, oder er geht seitwärts, wie Goethes Weg, der stets den Verlockungen des selbstmächtigen Ichs widerstanden hat, oder er endet wie der eines Tieck, Brentano und Eichendorff im Realismus des 19. Jahrhunderts. Was Hölderlin jenseits der Schwelle seines Zeitalters fand, entzieht sich der historischen Einordnung. Darin mag einer der Gründe seiner eigentümlichen Gegenwart liegen, die er seit seiner Entdeckung in unserm Jahrhundert in wechselnden Gestalten, aber gleicher Stärke bewährt hat.

HOLDERLIN ÜBER URTEIL UND SEIN  
Eine Studie zur Entstehungsgeschichte des Idealismus

VON  
DIETER HENRICH

*Für Karl Löwith*

1

*Probleme einer Entstehungsgeschichte des Idealismus*

Für die Chronologie sind die beiden Jahrzehnte am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine verschwindend kleine Spanne Zeit, – kürzer als die, welche seit dem Ende des letzten Krieges verging. Doch das Bewußtsein der Menschheit und die Gedanken der Philosophen sind in ihr weiter vorangekommen als in vielen Epochen säkularer Stagnation. Die Gewißheit, man sei dabei, die Grenzen einer langen Herkunft zur Wahrheit und Freiheit zu überschreiten, beflügelte die produktiven Geister zu kühnen Projekten und zu Leistungen, die in vergleichbarer Dichte nur während der klassischen Perioden von Athen und von Florenz gelungen sind. Wer gegenwärtig versucht, zur Verständigung über die Grundlagen der Moderne beizutragen, kann sich am ehesten an ihnen orientieren. So ist das Interesse am Denken dieser Zeit allgemein, – nicht nur gelehrt oder nur auf überlieferte Bildungsgüter gerichtet. Es gilt auch eigentlich nicht einzelnen Gestalten und Theoremen. Aber die Fülle des Bedeutenden scheint doch zu nötigen, ihm gleichsam paradigmatisch nachzugehen und die Motivationen der Zeit aus irgendeinem ihrer Resultate zu begreifen. Es scheint, daß gute Gründe dafür sprechen, so zu verfahren. Denn zu dem, was sie auszeichnet, gehören Umfang und Schnelligkeit der Kommunikation im literarischen Leben. Jede neue Idee bildete sich im Blick auf alle anderen aus, die eben erst ans Licht gekommen waren. So spiegeln sich in ihr und dem Weg, den sie genommen hat, alle Ideen der Zeitgenossen.

Aber es ist doch nicht möglich, diese Spiegelungen festzustellen, wenn man in ihnen nicht das Bild der Originale zu erkennen vermag. Deshalb ist eine Übersicht über den Gesamtprozeß jener Jahrzehnte eher die Voraussetzung dafür, die Interpretation eines ihrer Denker und seiner Ideen überzeugend zu machen. Dabei gerät man in den Zirkel, das Ganze noch vor seinen Elementen überschauen zu müssen. Er läßt sich nur durch viele noch vorläufige Detailstudien auf recht verschiedenen Gebieten eliminieren.

Und er erklärt den unbefriedigenden Stand unserer Kenntnis gerade der Zeit, um deren Verständnis man sich am meisten bemüht hat. Regionale Forschungszusammenhänge haben sich ausgebildet, die allesamt auf die Voraussetzungen und die Umgebung eines der Großen der Zeit eingehen. Mit beidem sind sie aber in ungenügendem Kontakt. Sie nutzen die Ergebnisse anderer Forschungsregionen, ohne deren Sache aus eigenen Studien hinreichend zu beherrschen. So geschieht es beinahe zwangsläufig, daß Prämissen und Ambiente nur aus dem Blickwinkel dessen gesehen werden, um dessen Interpretation es gerade geht. Nur noch abhängig und somit unproduktiv kann dann die Frage nach dem Zusammenhang des Geschehens der Zeit gestellt werden. Schließlich muß sie sogar verstummen; das Wissen vom Gesamtgeschehen muß zu einer inexpliziten und gar nicht mehr explizierbaren Voraussetzung werden.

Die Geschichte der Zeit Kants und Goethes befindet sich in dieser Verfassung. Man sucht vergeblich nach relevanten Studien, die sich aus der Orientierung durch einen ihrer Denker freigemacht haben. So wissen wir auch nicht, was in dieser Zeit eigentlich geschehen ist. Wir wissen es nicht einmal zu erfragen.

Infolgedessen unterliegen auch die besten der regionalen Studien spürbaren Einschränkungen. Auch in ihnen herrscht häufig Unsicherheit über angemessene Horizonte der Interpretation. Die Abhängigkeiten der interpretierten Texte, die zum Teil 'klassisch' sind, werden nicht konkret und plastisch gesehen. Ihre Quellen und Motive werden nur im beschränkten Bereich benachbarter Klassiker gesucht, für deren Deutung wieder andere Forschungsgruppen zuständig sind, die voneinander isoliert arbeiten. Wichtige Beiträge aus einer Feder zu mehreren dieser Bereiche gehören zu den seltenen Ausnahmen. Im philosophischen Feld hat sich eine treffliche Hegelphilologie weitab von einer Philologie Fichtes entwickelt. Die Schelling-spezialisten folgten ihrem eigenen Weg. Daneben gibt es Anfänge einer Interpretation der frühen Philosophie der Romantiker. Sie hat das Monopol der Deutung Hölderlins bisher nicht angetastet, die sich in einer für alle anderen vorbildlichen und vorerst unerreichbaren Höhenlage bewegt.

Und doch konvergieren die sachlichen Probleme der Werk-Interpretation und der Erkenntnis ihrer Genese ganz offensichtlich. So ist zum Beispiel die Frage nach der Möglichkeit einer Beziehung zwischen Kantischer Philosophie und der Idee von Spinoza für Fichte, Schelling, Novalis, Hölderlin, Hegel und für viele kleinere Geister von gleicher Dringlichkeit gewesen. Daß diese Frage so allgemein wurde, muß historische ebenso wie sachliche Voraussetzungen haben. Man kann sie nicht von einem derer, die sie gestellt haben, allein ableiten. Nur eine solche Interpretation kann

sie finden, die den inneren Zusammenhang der Ideen der Zeit auf einem Wege erreicht, der zugleich die Sache eines jeden kennt und zu deuten versteht. Gehört jene Zeit in die Sphäre einer Selbstverständigung der Moderne, so ist das Problem der Beziehung von Pantheismus und Aufklärung auch nicht von nur historischem Interesse.

Die folgende Studie<sup>1</sup> gehört in den weiteren Rahmen eines solchen Unternehmens. Sie bemüht sich darum, die Konstellation deutlicher zu machen, in der die idealistische Philosophie entstand und in der sie die Überzeugung entwickelte, der Weg der Freiheit lasse sich nur in der Gestalt des Pantheismus vollenden.

Der Aufstieg dieser Philosophie gehört zu den erstaunlichsten Geschehnissen in der Geschichte des abstrakten Gedankens<sup>2</sup>. Kant hatte zehn Jahre gebraucht, um die Kritik der reinen Vernunft auszuarbeiten. Ebensolange benötigte sein Werk, um in Deutschland zu allgemeiner Geltung zu kommen. Aber noch zu seinen Lebzeiten entsprang seinem systematischen Hauptstück eine vielgliedrige Folge neuer Systementwürfe. Im neuen Selbstbewußtsein der deutschen Theorie, das sich von Kant herleitete, und in der eschatologischen Unruhe, welche aus Frankreich kam und Deutschlands Denker ergriff, entstand eine bisher kaum übersehene Anzahl von Konzeptionen, deren wichtigste einander in kurzer Zeit überboten, – bis dieser Stil der Produktion zuletzt maniert wurde und unter der Herrschaft von Hegels Weltphilosophie zur Ruhe kam. In den wenigen Jahren zwischen 1790 und 1798 kamen alle Evidenzen zur Reife, welche auch den späteren Systemen zugrunde lagen. Diese Zeit birgt die Geheimnisse des eigentlichen Sinnes idealistischer Spekulation.

Doch schon ihrem äußeren Entstehungsgang kommt man nur schwer auf die Spur. Trotz ungewöhnlicher Publizität haben besondere Bedingungen erwirkt, daß er sich zum guten Teil im Dunkel persönlicher Verbindungen vollzog. Man weiß seit langem, daß die Lage im Tübinger Stift und an der Universität Jena solche Verbindungen begünstigte und fruchtbar werden ließ. Noch aber läßt sich kaum übersehen, kraft welcher Motive und Abhängigkeiten die idealistische Spekulation aus ihnen hervortrat. Daß hier noch Unsicherheit herrscht, zeigt sich daran, daß für so wichtige Texte wie das sogenannte erste Systemprogramm sowohl Schelling als auch Hölderlin

<sup>1</sup> Sie war zunächst für Karl Löwiths Festschrift und somit nur für philosophische Leser bestimmt. Da dieser Band über das dem Verlag Erwünschte hinaus anwuchs, wurde es möglich, sie im Hölderlin-Jahrbuch und somit einem weiteren Kreis von Freunden des philosophierenden Dichters vorzulegen.

<sup>2</sup> Vgl. Vf., Historische Bedingungen der Philosophie des Deutschen Idealismus, in: Hegelstudien Bd. 3, 276 ff.

und Hegel die Verantwortung zugesprochen bekamen und daß Hölderlins Bedeutung für die Entstehung des Idealismus auch in der hochentwickelten Hölderlinforschung umstritten geblieben ist.

Dreimal hat sich das Urteil über Hölderlins Stellung in der Philosophie gewandelt. Nach Ernst Cassirers<sup>3</sup> frühem, wichtigem Versuch, das Eigentümliche von Hölderlins Denken gegen die dialektische Vermittlung seiner Freunde abzugrenzen, haben Wilhelm Böhm<sup>4</sup> und Kurt Hildebrandt<sup>5</sup> die These aufgestellt, Hölderlin sei auch als Denker der erste unter seinen Freunden gewesen; auf ihn gehe die Wende von Fichtes Idealismus zur Philosophie der Natur zurück. Johannes Hoffmeister<sup>6</sup> und Ernst Müller<sup>7</sup> haben ihnen widersprochen. Mit Recht haben sie darauf hingewiesen, daß Hölderlin niemals im gleichen Sinne wie seine Freunde Philosoph gewesen ist und daß Fichtes Bedeutung für ihn von Böhm und Hildebrandt sehr unterschätzt wurde. Die Differenz dieser beiden Urteile betrifft den Hölderlin der Hyperionzeit. Seine späteren Aufsätze zur Poetologie fanden erst in den letzten Jahren die verdiente Beachtung<sup>8</sup>. Noch sind sie nicht vollständig interpretiert. Man kann aber schon nicht mehr daran zweifeln, daß in ihnen eine beträchtliche Kraft der Abstraktion am Werke ist und daß sie, zumindest auf ihrem engeren Gebiet, ganz originell gedacht sind. Diese Einsicht hat sich nur noch nicht geltend gemacht in einer Revision von Hölderlins philosophischer Entwicklungsgeschichte. Seitdem man sich des einzigen Ranges seiner späten Hymnik bewußt geworden ist, steht sie und mit ihr die Spätzeit in der Mitte des Interesses, – mit großem Recht, was Hölderlin angeht, aber mit nachteiligen Folgen für alle Fragen, die den gemeinsamen Weg der Tübinger Freunde ins Auge fassen.

Nur so läßt es sich auch erklären, daß eine Publikation ohne jedes Echo geblieben ist, die vor dreißig Jahren zur Sensation geworden wäre: das philosophische Fragment, dem Friedrich Beißner den Titel 'Urtheil und Seyn' gegeben hat<sup>10</sup>. Im Jahre 1930 tauchte es bei einer Auktion von Liepmannssohn auf. Gegenwärtig ist es im Besitz der Schocken-Bibliothek in Jerusalem. Im vierten Band der Stuttgarter Ausgabe, der 1961 erschien, wurde es zum erstenmal veröffentlicht. Wenn seine Datierung richtig ist und wenn es einen Hölderlin eigenen Gedankengang enthält, so wirft es auf die Entstehungsgeschichte der idealistischen Philosophie ein ganz neues Licht.

Friedrich Beißner hat vermutet, das Blatt stamme aus den Monaten, die Hölderlin zu Anfang des Jahres 1795 in Jena und in Fichtes Nähe verbrachte<sup>11</sup>. Zwingende Gründe für diese Datierung können sich nur aus objektiven Kriterien ergeben. Das Blatt ist wahrscheinlich vom Vorsatzblatt eines Buches abgerissen worden. Der Standort des Textes gibt keine oder keine gegenwärtig brauchbaren Indizien zur Datierung. Außer der Beziehung auf Fichte und Kant lassen sich auch aus seinem Inhalt keine Hinweise auf seine Entstehungszeit ableiten. Aber die Buchstabenstatistik von Hölderlins Orthographie erlaubt es, Beißners Vermutung zu bestätigen. In Jena wandelte sich Hölderlins Schreibweise, und zwar vor dem Brief an die Mutter vom 20. April 1795, in dem sich die neue Orthographie vollständig durchgesetzt hat<sup>12</sup>. Im Text über 'Urteil und Sein' ist sie weitgehend entwickelt. Doch bei einigen Komposita macht Hölderlin auch noch von der alten Schreibweise Gebrauch<sup>13</sup>. Man kann des weiteren erkennen, daß seine Hand unsicher ist bei der Niederschrift solcher Wörter, die von der Veränderung betroffen sind<sup>14</sup>. So muß man annehmen, daß er das Blatt vor dem 20. April beschrieb, vermutlich um den Beginn des Monats.

<sup>9</sup> Zitate, auch die aus Hölderlin, werden im folgenden fast durchweg in modernisierter Schreibweise gegeben.

<sup>10</sup> StA (große Stuttgarter Ausgabe) IV 216/7, vgl. 738,4.

<sup>11</sup> StA IV 402, 18.

<sup>12</sup> Vgl. StA III 309f. und Maria Cornelissen, Orthographische Tabellen zu Handschriften Hölderlins; Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs Nr. 2, Landesbibliothek Stuttgart 1959.

<sup>13</sup> Hölderlin schreibt 'Seyn', 'Bewußtseyn', einmal aber auch 'Bewußtsein' (216, 13); neben 'Theilung' und 'Urtheil' findet sich einmal auch 'Gegenteil' (217, 3); auch tritt die alte Schreibung 'Wahrnehmung' auf.

<sup>14</sup> Hölderlin hat zweimal (216, 27, 28) 'Seyn' aus 'Sy' verbessert; der Zwang zur

<sup>3</sup> Ernst Cassirer, Hölderlin und der deutsche Idealismus, in: Idee und Gestalt, Berlin 1921, 109 ff.

<sup>4</sup> Wilhelm Böhm, Hölderlin, Bd. 1, Halle 1928, 140 ff.

<sup>5</sup> Kurt Hildebrandt, Hölderlin, Philosophie und Dichtung, Stuttgart 1939 (1943), 82 ff.

<sup>6</sup> Johannes Hoffmeister, Hölderlin und die Philosophie, Leipzig 1942, 4, 55, 68 u. a.

<sup>7</sup> Ernst Müller, Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes, Stuttgart 1944, 2 ff., 6 ff.

<sup>8</sup> Dieter Jähni, Vorstudien zur Erläuterung von Hölderlins Homburger Aufsätzen, masch. Diss. Tübingen 1955. Lawrence Ryan, Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, Stuttgart 1960. Ulrich Gaier, Der gesetzliche Kalkül, Tübingen 1962.

In der Geschichte des spekulativen Idealismus liegt dieses Datum erstaunlich früh. Am 23. Mai 1794 hatte Fichte seine erste Vorlesung in Jena gehalten. Seine Programmschrift 'Über den Begriff der Wissenschaftslehre' erschien wenig später, die ersten Bogen seines Hauptwerkes Mitte Juni. Hölderlins Text entstand also um weniger als ein Jahr später, nachdem Fichtes neue Lehre bekannt geworden war. Er entstand gleichzeitig und somit unabhängig von Schellings Schrift über 'Das Ich als Prinzip der Philosophie'. Schelling hat sie im März 1795 dem Drucker übergeben, der sie zur Ostermesse auf den Markt brachte<sup>15</sup>. Hegel war zu dieser Zeit noch dabei, Kants Moralsystem auf Orthodoxie und Politik seiner Zeit zu applizieren. Zu einem gründlichen Fichtestudium war er noch nicht gekommen. Hölderlin ist also ohne die Hilfe seiner Freunde zu den Gedanken über Urteil

neuen Schreibung ließ ihn über das 'e' hinweggehen. Einmal hat er 'ohne' aus 'oneh' verbessert, also zunächst ebenfalls die alte Version verwendet (217, 4) (vgl. 738, 17, 20). – Maria Cornelissen verdanke ich die Belehrung über die Datierung des Blattes nach der Orthographie.

<sup>15</sup> Schellings Vorrede ist unterzeichnet: "Tübingen, den 29. März 1795". Dieser Tag war der Palmsonntag des Jahres. Die Schrift kann also frühestens in der Osterwoche in den Satz und zum Binden gegangen sein. Der Tübinger Buchhändler Heerbrandt war Schellings Verleger. Nimmt man an, daß er sehr schnell arbeitete und daß Schelling seine Vorrede nachträglich schrieb, so müssen doch mehrere Wochen vergangen sein, bis die Schrift in Hölderlins Hand kommen konnte. Die vorhergehende Schrift 'Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt' hat eine 'Nachschrift', die am 9. September 1794 abgeschlossen wurde. Schelling hat aber erst am 26. September ein Exemplar an Fichte abgeschickt. Er hat es gewiß so schnell wie möglich expediert. Der Verleger brauchte also etwas über zwei Wochen für die Herstellung. Dasselbe wird man für die Schrift über das Ich annehmen müssen. Sie ist zwar zur Ostermesse angekündigt worden. Zu welcher Zeit die Messe wirklich stattfand, wurde nicht festgestellt. Es war aber allgemein üblich, viele im Katalog angezeigte Werke mit einer gewissen Verzögerung zu liefern. – Wahrscheinlich ist noch sehr viel mehr Zeit bis zur Auslieferung vergangen. Schelling sandte das für Hegel bestimmte Exemplar erst am 21. Juli ab. Dieses Datum mag aus dem Rhythmus des Briefwechsels zu erklären sein. Doch auch Fichte schrieb am 2. Juli an Reinhold: „Schellings Schrift ist, soviel ich davon habe lesen können, ganz Kommentar der meinigen“. Diese Bemerkung setzt doch wohl voraus, daß die Schrift noch nicht lange in Fichtes Hand war. Schelling hat sie ihm aber sicherlich wiederum so schnell wie möglich zugesandt. Sein Begleitbrief ist leider nicht überliefert. (In der Ausgabe von Fichtes Briefwechsel ed. Schulz 1925, I 481 beruht die Anmerkung 2 auf einem Irrtum.) – Auch Ankündigungen und Rezensionen der Schrift sind nicht früher erschienen. – Anzumerken bleibt noch, daß das Buch, in das Hölderlin seine Reflexionen über 'Urteil und Sein' schrieb, nicht Schellings Schrift über das Ich gewesen sein kann. Deren Format ist kleiner als das des Blattes. Fichtes Wissenschaftslehre war in Bogen ausgeliefert worden und mußte somit nachträglich gebunden werden. Aus der Art des Papiers eines Vorsatzblattes lassen sich also hinsichtlich ihrer keine Schlüsse ziehen. Ihr Format schließt die Hypothese nicht aus, die Beißner StA IV 402, 20 äußert.

und Sein gelangt, die er auf das Blatt der Schocken-Bibliothek niederschrieb.

Zum Reflexionsgang des Blattes tragen folgende Gedanken bei: Die traditionellen Grundbegriffe des Erkennens, Urteil und Sein, werden in eine von der herkömmlichen ganz verschiedene Relation, nämlich in einen Gegensatz gebracht: Urteil ist Trennung, Sein Verbindung von Subjekt und Objekt. Dieser Ansatz erlaubt es, den Sinn des Wortes 'Urteil' als 'Ursprüngliche Teilung' in die Momente Subjekt und Objekt zu verstehen. Er zwingt dazu, zwischen dem Objekt der Erkenntnis und dem, was 'Sein' heißen kann, zu unterscheiden. 'Sein' ist jenes, das jeder Beziehung eines Subjektes auf irgendwelche Gegenstände vorausliegt und das deshalb niemals zum Erkenntnisgegenstand werden kann. Insofern es ursprüngliche Einheit von Subjekt und Objekt ist, kann man es durch einen Grenzbegriff der Erkenntnis bezeichnen, nämlich als intellektuale Anschauung. Solche Anschauung ist aber ganz verschieden von der Wissensform des Selbstbewußtseins. Denn da sind Subjekt und Objekt sehr wohl voneinander unterschieden, auch wenn es dasselbe ist, was als Subjekt und Objekt erscheint. Ist es Objekt, so ist es eben insofern von sich selbst getrennt. Auch darf man nicht das Selbstbewußtsein von einem ursprünglicheren Ich unterscheiden und meinen, dieses sei intellektuale Anschauung und Sein. Denn es hat keinen Sinn, von einem Ich dort zu reden, wo Ich sich nicht als Ich erfaßt und somit Selbstbewußtsein ist. Der Satz der Identität wird aus dem Selbstbewußtsein gewonnen. Deshalb ist auch in ihm keine Vereinigung schlechthin von Subjekt und Objekt gedacht. Somit ist Sein auch nicht als Identität zu definieren.

Hölderlins Blatt entwickelt diese Gedanken in anderer Folge. Es gibt zunächst die Etymologie von 'Urteil' aus der Urteilung der intellektualen Anschauung und bezeichnet dann das Bewußtsein 'Ich bin Ich' als paradigmatischen Fall solcher ursprünglichen Trennung<sup>16</sup>. Darauf folgt eine Reflexion über die Modalbestimmungen, deren Bedeutung in diesem Kontext nicht ohne weiteres einleuchtet<sup>17</sup>. Im zweiten Teil des Textes<sup>18</sup> wird dann festgestellt, daß, was aller Urteilung vorausliegt, weder als Identität noch als Ich angemessen bezeichnet ist. Es muß 'Sein' heißen und darf nur als intellektuale Anschauung gedacht werden.

Dieser Text erweist der Autorität dreier Philosophen seine Reverenz und versucht, ihre Grundgedanken miteinander zu verbinden: Fichte, Spinoza und Kant. Die Gegenwart von Fichte ist am auffälligsten. Mit

<sup>16</sup> StA IV 216, 1–11.

<sup>17</sup> 216, 12–21.

<sup>18</sup> Wahrscheinlich ist der als zweiter abgedruckte Teil des Textes in Wahrheit der erste gewesen. Vgl. dazu u. 84.

ihm werden Ich und Nichtich voneinander unterschieden und wird der Satz der Identität aus dem Satz 'Ich bin Ich' gewonnen. Der Text ist offenbar in Beziehung auf ihn niedergeschrieben worden, – freilich zugleich in kritischer Absicht. Spinoza ist verantwortlich für den Gedanken, daß der Grund aller Gegensätze in einem 'Sein schlechthin' zu suchen ist, für das es weder Schöpfung noch Emanation gibt. Eine Bewegung in ihm läßt sich nur als Trennung und Vereinigung seiner Modifikationen denken. 'Trennung' und 'Vereinigung' sind allerdings platonische Begriffe, die mit Hemsterhuis in den Bedeutungsbereich von Spinozas Lehre übertragen sind. Als dritter Denker ist Kant für Hölderlins Text maßgeblich gewesen. Es wird sich noch zeigen, daß die Verbindung von Spinozas Sein mit Kantischer Kritik Hölderlins Wendung gegen Fichte verständlich machen kann.

3

*Zweifelsgründe bei der Datierung*

Zunächst ist jedoch das Erstaunliche festzustellen, daß Hölderlin schon in Jena zum Kritiker Fichtes geworden ist. Aus den bisher bekannten Texten ließ sich das durchaus nicht entnehmen. Es hat sogar den Anschein, daß sie zu einer Deutung zwingen, welche die Annahme ausschließt, der Text über 'Urteil und Sein' könne während der Jenaer Monate niedergeschrieben sein. Noch am 16. 4. 1795 berichtete Hegel über Hölderlins Briefe an Schelling: „Hölderlin schreibt mir oft von Jena; er ist ganz begeistert von Fichte, dem er große Absichten zutraut.“<sup>19</sup> Die übrigen Entwürfe, welche mit Sicherheit in den Winter 1795 gehören, scheinen zu bestätigen, daß Hölderlin zu Fichte im Verhältnis eines von Bewunderung erfüllten, noch wenig fortgeschrittenen Schülers stand. So konnte Lawrence Ryan noch vor kurzem behaupten, daß die Jenaer Fassungen des Hyperion Dokumente einer stetigen Annäherung an Fichte sind<sup>20</sup>.

Der Entwurf über das Gesetz der Freiheit wird im Spätherbst 1794 entstanden sein<sup>21</sup>. In ihm ist Hölderlin ganz von den Problemen bestimmt, die Schiller innerhalb der Kantischen Philosophie aufgeworfen hatte. Er macht den Versuch, Schillers Unterscheidung zwischen schöner Seele und sittlichem Naturtalent, die in die Lehre vom Begehrungsvermögen gehört, durch eine analoge Unterscheidung zweier Gestalten der Phantasie zu ergänzen. Hölderlin hoffte offenbar, auf diese Weise einen philosophischen

<sup>19</sup> Briefe von und an Hegel, ed. Hoffmeister, I 25.

<sup>20</sup> Hölderlins Hyperion, Stuttgart 1965, 37, auch 36, 44, 55 u. a.

<sup>21</sup> StA IV 401, 2.

Begriff von der Subjektivität des Künstlers und den Ursprung der Kunst in einer zur Natur gewordenen Sittlichkeit zu finden. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung waren damals noch nicht geschrieben<sup>22</sup>. So hat Hölderlin eine noch ungelöste Aufgabe in der Nachfolge Schillers, wenn auch nicht in dessen späterem Sinn, in Angriff genommen. Die Vorrede zum Thalia-Fragment von Hyperion<sup>23</sup>, das im November 1794 erschien, zeigt Schillers Gedanken von der sittlichen Kultur in einer ähnlichen Erweiterung auf die gesamte Lebensgeschichte des Menschen.

Aus dem Brief an Neuffer vom 10. Oktober 1794 wissen wir, daß sich Hölderlin schon damals nicht darauf beschränken wollte, Schillers Thema in den Grenzen der Kantischen Theorie zu variieren und zu erweitern. Über den Schritt Schillers zum Zugeständnis, Pflicht könne aus Neigung erfüllt werden, wollte er einen weiteren Schritt jenseits der Kantischen Grenzlinie wagen<sup>24</sup>. Mit ihm wollte Hölderlin zu einer Aussage auch über den Ursprung der Einigkeit im Menschen kommen. Dabei hat er sich der Führung Platons anvertraut. Für die Lehre der Kritik der Urteilskraft, daß Schönheit als ein Symbol der Sittlichkeit aufzufassen sei, sollte alte platonische Weisheit einen neuen Grund nennen: Schönheit ist Vorschein der übersinnlichen Herkunft des Menschen, – aber nicht als Sittengesetz in vernünftiger Geltung, sondern als Urbild jener Einigkeit, die auch in unserer Welt Vernunft und Sinnlichkeit zum schönen sittlichen Leben verbindet.

Dieses Programm ging in die drei Fassungen des Einleitungsabschnittes zu Hyperion ein, die in Jena entstanden sind<sup>25</sup>. Auch im Gedicht 'Der Gott der Jugend' ist es ausgesprochen, mit dessen neuer Fassung Hölderlin zu Ende der Waltershäuser Zeit begann<sup>26</sup>. Es liegt nicht in der Absicht dieser Studie, die Schwierigkeiten und die Widersprüche in extenso darzulegen, in die sich Hölderlin verwickeln mußte, als er versuchte, sein Programm zu verwirklichen. Sie sind nicht wesentlich von denen verschieden, die Schillers Theorem in 'Über Anmut und Würde' einschließt, so daß es sinnvoll wäre, die Sache, um die sich Hölderlin mit Schiller bemüht, im Hinblick auf beide zugleich zu interpretieren<sup>27</sup>. Für Hölderlin ergab sich die eigentümliche Aporie, die Grundrisse zweier Lehren miteinander ver-

<sup>22</sup> Sie erschienen in drei Folgen in den Horen (1795, 1., 2. und 6. Stück).

<sup>23</sup> StA III 163.

<sup>24</sup> Brief 88, StA VI 137, 6–7.

<sup>25</sup> Der Prosaentwurf zur metrischen Fassung, die metrische Fassung und Hyperions Jugend, StA III 186–206.

<sup>26</sup> StA I 189–190; 488; vgl. Brief 88, 99–100 StA VI 135 ff.

<sup>27</sup> Vgl. Vf., Der Begriff der Schönheit in Schillers Ästhetik, in: Zeitschr. f. phil. Forschg. XI 1956, 527 ff.

binden zu wollen, die sich einem solchen Verfahren notwendigerweise entziehen müssen, – Schillers Version von Kants Ethik und Platons Ideenlehre. Mit Schiller sieht Hölderlin in der Liebe die Kraft, welche die beiden Grundtriebe des Menschen miteinander vereinigt. Zugleich aber soll in dem Bereich des einen dieser Triebe, als schöne Natur, das Urbild aller Einigkeit erscheinen. Ist aber der eigentliche Sinn von Einigkeit die Vereinigung beider Triebe miteinander, so kann man nicht einsehen, wie im ‘Sinnenland’ allein ein Spiegelbild der Einigkeit erscheinen soll, die doch nur dann verstanden werden kann, wenn beide Kräfte des Menschen miteinander ins Spiel kommen. Diese Schwierigkeit bringt die Belehrung des ‘weisen Mannes’ der metrischen Fassung, des ‘Fremden’ von ‘Hyperions Jugend’ in jene kreisende Bewegung, die durch mancherlei Rücksichten und Nebengedanken einen Defekt des Entwurfes überdeckt. Es könnte wohl sein, daß Hölderlin die Problematik seines Versuches bemerkt hat, ohne ihrer Herr werden zu können.

Jedenfalls scheint er zunächst davon abgesehen zu haben, das Projekt einer philosophischen Veröffentlichung durch einen Aufsatz über die ästhetischen Ideen auszuführen, über den er Neuffer schon aus Waltershausen geschrieben hatte<sup>28</sup>. Aus der Jenaer Zeit sind zwei Fragmente überliefert, die – im Unterschied zu ‘Urteil und Sein’ – Vorarbeiten zu Manuskripten sind, die für den Drucker bestimmt waren. Eines von ihnen behandelt den Begriff der Strafe<sup>29</sup>; es ist offensichtlich ganz unabhängig von dem Waltershäuser Plan. Das andere ist Teil eines Dialoges<sup>30</sup>; auch ihm kann man keinen Hinweis darauf entnehmen, daß sein Thema die Waltershäuser Aufgabe gewesen ist.

In allen diesen Texten ist Hölderlin in hohem Maße von den Gedanken anderer, insbesondere Kants und Schillers abhängig. Er folgt zwar eigenen Fragestellungen und sogar dem erklärten Programm, weiter als Schiller über kantische Grenzbestimmungen hinauszukommen. Aber die Mittel, die er dabei einsetzt, sind weitgehend aus seinen Vorlagen übernommen. Originell ist seine Absicht, nicht sein Verfahren. Weil er das, was er als Wahrheit zu behaupten wünscht, noch nicht aus eigener Kraft entfalten kann, scheitert auch die Introdution zum Hyperion, die freilich nicht mit dem Gesetz seines Aufbaus verwechselt werden sollte.

Alle diese Beobachtungen könnten die Meinung begründen, daß es ganz undenkbar ist, Hölderlin habe zur selben Zeit den Text über Urteil und Sein geschrieben. Denn dessen Gedankengang ist frei von der Unsicherheit, welche in den Hyperionreden herrscht und die philosophischen Fragmente

<sup>28</sup> Brief 88, 86.

<sup>29</sup> StA IV 211–212.

<sup>30</sup> StA IV 213.

abbrechen läßt. Er stellt einen selbstbewußten Angriff auf Fichtes Grundgedanken dar. Wie kann ihn ein Dichter geschrieben haben, der sich eben noch ganz im Rahmen von Kants Begrifflichkeit und nur wenig jenseits seiner formulierten Doktrin bewegte und der kaum in die bewunderte Lehre Fichtes eingedrungen war?

Will man mit dieser Frage nicht auch die orthographische Statistik in Zweifel ziehen, so bleibt noch der Weg der Vermutung offen, daß Hölderlin diesen Text zwar niedergeschrieben, daß er ihn aber nicht konzipiert hat. Man könnte sich vorstellen, daß er Auszug aus dem Werk eines anderen ist. Allerdings kennen wir keine Publikation auch nur vergleichbaren Inhalts aus so früher Zeit. Man könnte sich auch vorstellen, daß Hölderlin ein Gespräch protokollierte oder daß er die Ideen eines anderen ausgeführt hat. Doch eine Revision des Textes unter solchen Gesichtspunkten läßt auch diese Vermutung in hohem Grade unwahrscheinlich werden. Es finden sich zwar Dittographien und andere Versehen, die für Abschriften charakteristisch sind. Zumindest eine Stelle wird man aber nur unter der Voraussetzung verstehen können, daß die Hand des Konzipierenden am Werke war<sup>31</sup>. Dafür spricht auch die Einteilung des Blattes, auf dem je eine Seite

<sup>31</sup> In 217,4 hat Hölderlin den Anfang der Frage ‘Wie kann ich sagen: Ich! ohne Selbstbewußtsein’ verbessert aus ‘Darf ich...’. Die Art der Verbesserung (‘Darf’ ist durch ‘Wie’ überschrieben und ‘kann’ vor ‘ich’ über der Zeile eingefügt) läßt vermuten, daß die Verbesserung erfolgte, nachdem der ganze Satz bereits niedergeschrieben war und kein Raum mehr war, um das Geschriebene durchzustreichen und neu einzusetzen.

Die Verbesserung bedeutet eine Veränderung in der Führung des Gedankens: Die Frage ‘Darf ich sagen...?’ scheint eine Erörterung zu fordern; die Frage ‘Wie kann ich sagen...?’ ist eindeutig nur rhetorisch, – sie schließt eine negative Antwort bereits ein. Von einer solchen Antwort geht Hölderlins folgender Satz auch wirklich aus: ‘Wenn ‘Ich’ nicht ohne Selbstbewußtsein zu denken ist, so muß man fragen, wie solches Selbstbewußtsein möglich ist, um zu finden, daß es durch Entgegensetzung zustande kommt.’

Man kann allerdings auch die Frage ‘Darf ich...’ vom folgenden her rhetorisch lesen, etwa wie ‘Darf ich das denn überhaupt?... Eben nicht’. Der Korrektur kam es darauf an, das Unsinnige der Annahme, es könne ein Ich ohne Selbstbewußtsein geben, in der Frageform so deutlich wie möglich hervorzuheben. So entstand der Text ‘Wie kann ich...?’ mit dem eindeutigen Sinn von ‘Wie kann man nur überhaupt...?’. Diese Korrektur ist nur schwer zu verstehen, wenn man in ihr nicht die Hand des Konzipierenden am Werke sieht. Hätte Hölderlin den Text abgeschrieben, so hätte er den Fehler wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Der bei der Frage ‘Darf ich...’ erwartete Sinnzusammenhang wäre im folgenden Satz nicht geradezu ausgeblieben, der übliche Anstoß zu nachträglichen Änderungen wäre also entfallen. Der Konzipierende hatte gute Gründe für die Korrektur. Mit ihr entlastete er sich von der Aufgabe, die Evidenz sicherzustellen, daß ‘Ich’ nur als Selbstbewußtsein denkbar ist.

Schon dieser einen Stelle wegen wird man also annehmen dürfen, daß sich Hölderlin als Autor der Thesen über Urteil und Sein fühlte. Das schließt nicht aus, daß schon eine

für die Erörterung von 'Urteil' und von 'Sein' vorgesehen ist. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß Hölderlin zuerst die Abhandlung über 'Sein' niederschrieb und erst danach die Vorderseite des Vorsatzblattes für die Abhandlung über das Urteil benutzte<sup>32</sup>. Wenn man Notizen in ein Buch einträgt, ist es natürlich, zuerst von der Seite gegenüber dem Titel Gebrauch zu machen. So würde die Reflexion über die Modalbestimmungen zu einem Anhang des ganzen Gedankenganges und stünde nicht mehr in seiner Mitte, was weniger gut motiviert ist. Bei einer solchen Anordnung läßt es sich dann auch denken, daß Hölderlin seinen Text nicht in einem Zuge geschrieben hat. Die Zeilen 9 bis 11 scheinen nämlich ein Nachtrag zu sein, der zwischen die Bemerkung zum 'Urteil' und die schon fertige Reflexion über die Modalbestimmungen eingeschoben wurde<sup>33</sup>. Keine Abschrift und kein Gedächtnisprotokoll kann solche Eigenheiten aufweisen. Befunde des Textes zerstreuen also die Gründe für den Zweifel an Hölderlins Autorschaft.

4

*Sinclairs Systementwurf und Hölderlins philosophischer Weg*

Man muß nicht annehmen, daß Hölderlin in einsamem Überlegen zu seiner Niederschrift gelangt ist. Nach dem Waltershäuser Jahr, in dem er beinahe nur durch Korrespondenz Umgang mit seinen Freunden hatte, war er in Jena, von lästigen Pflichten frei, im Austausch mit anderen, die gleich ihm in Fichtes Umgebung studierten. Obwohl er viel von seiner Zurückgezogenheit und nichts von gemeinsamem Philosophieren berichtet, wissen wir doch, daß der Tübinger Freund Camerer in seiner Nachbarschaft wohnte<sup>34</sup>. Und wir können annehmen, daß Hölderlin seine Wohnung mit dem jungen Sinclair teilte<sup>35</sup>. In solcher Umgebung waren Gespräche über Fichte, über Recht und Unrecht seiner Lehre ganz selbstverständlich.

andere Niederschrift bestand. In diesem Falle wäre der Text des Vorsatzblattes eine Zusammenfassung, teilweise vielleicht sogar eine komprimierende Abschrift von Eigenem, – etwa von Notizen. Ebensogut kann er die Niederschrift von Gedanken sein, die Hölderlin bei einem Gespräch fand und äußerte. Vgl. dankt Friedrich Beißner für ein längeres Gespräch über das Blatt 'Urteil und Sein', dessen Ergebnis diese Anmerkung ist.

<sup>32</sup> Damit stimmt auch zusammen, daß die drei Verschreibungen in Fällen des Gebrauchs der neuen Orthographie im zweiten Teil auftreten (216, 27 und 28; 217, 4). Im ersten Teil scheint Hölderlins Hand sicherer geworden zu sein. – Der Sache nach läßt sich der gegenwärtig zweite Teil mühelos als der erste lesen.

<sup>33</sup> Für diese Beobachtungen stand die Photokopie des Originals zur Verfügung, welche das Hölderlin-Archiv besitzt.

<sup>34</sup> Brief 95, 99 StA VI 159; auch 711, 31 ff.

<sup>35</sup> StA VI 741.

Aus der Freundschaft mit Sinclair können wir die wohl überzeugendsten Gründe für den frühen Ursprung des Textes über Urteil und Sein herleiten. Die äußeren Daten dieser Freundschaft müssen dazu gegenwärtig sein: Am 26. März 1795 schrieb Sinclair an seinen Mentor Jung über Hölderlin, den Herzensfreund instar omnium, der ihm zum strahlenden, liebenswürdigen Vorbild geworden sei<sup>36</sup>. Die gemeinsamen Tage wurden durch Hölderlins Abreise beendet. Sinclair verließ Jena erst im Zusammenhang mit den Studentenunruhen des Sommers, derentwegen er noch nachträglich das Consilium abeundi erhielt<sup>37</sup>. Die Freunde sahen sich bald nach Hölderlins Ankunft in Frankfurt wieder. Dort war Hölderlin kurz vor Neujahr 1796 angekommen. Schon am 11. Januar war er von einem wahrscheinlich mehrtägigen Aufenthalt in Homburg zurück<sup>38</sup>. Von Juni bis Dezember 1795 müssen viele Briefe zwischen ihnen gewechselt worden sein. So bat Hölderlin in einem Nachsatz, Ebel möge Sinclair grüßen. Mit dem Brief an ihn sei er 'diesmal' nur zur Hälfte fertig geworden<sup>39</sup>. Daraus ergibt sich, daß Hölderlin regelmäßig Briefe von erheblichem Umfang an Sinclair gerichtet hat und natürlich ebensolche von ihm erhielt. Die Abstände zwischen diesen Briefen scheinen gering gewesen zu sein. Denn es ist unwahrscheinlich, daß Hölderlin den Brief, den er am 9. November bereits zur Hälfte fertig hatte, erst am 7. Dezember dem Brief an Ebel beilegte. Er wird inzwischen einen weiteren geschrieben haben<sup>40</sup>. Während des ersten halben Jahres in Frankfurt hat Hölderlin Sinclair regelmäßig besucht<sup>41</sup> und bestimmt auch seinen Besuch empfangen. Denn es war Sinclair, der an der Verbindung mit ihm aufs höchste interessiert war: „Ich war schon wieder in Homburg, auf Sinclairs dringendes Bitten“, schrieb er am 11. Februar 1796 an den Bruder<sup>42</sup>. Zwischen dem Inhalt der Briefe und der Gespräche beider und der ständigen Unterredung, die sich aus dem Jenaer Leben ergeben hatte, muß ein Zusammenhang bestanden haben. Obwohl alle Briefe verloren gegangen und Berichte Dritter nicht überkommen sind, können wir doch erschließen, daß philosophische Themen im Anschluß an die Probleme von 'Urteil und Sein' in ihnen vorherrschten.

Wir können es mit Hilfe eines Dokumentes von höchster Bedeutung, das unverständlicherweise von der Hölderlinforschung unbeachtet gelassen

<sup>36</sup> AaO 741, 18.

<sup>37</sup> Brief Sinclairs an die Universität Jena vom 25. November 1795, Archiv der Universität Jena, Fach 161, Nr. 2224 a.

<sup>38</sup> Brief 114, 17 f. StA VI 198. <sup>39</sup> Brief 106, 60 StA VI 185.

<sup>40</sup> Vgl. Brief 106, 60 StA VI 185 und Brief 109, 24 StA VI 189.

<sup>41</sup> Brief 114, 16 StA VI 198; Brief 116, 18, aaO 201 und Brief 121, 86 aaO 210.

<sup>42</sup> Brief 116, 19, aaO 201.

wurde, solange es noch im Original zur Verfügung aller bereitlag: – Sinclairs frühem philosophischen Nachlaß.

Varnhagen von Ense hat sich mit Ausdauer darum bemüht, in den Besitz dieses Nachlasses zu gelangen<sup>43</sup>. Spätere Bemühungen um ihn waren vor allem von der Hoffnung geleitet, in ihm Texte von Hölderlin zu finden. Da sie sich nicht erfüllte, erschien wertlos, was doch für die Entstehungsgeschichte der idealistischen Philosophie von allerhöchstem Werte ist. Varnhagen hat nämlich auf einem Weg, der sich nicht mehr rekonstruieren läßt, ein Konvolut in die Hand bekommen, das die Preußische Staatsbibliothek im Verband seiner Sammlung als 'philosophische Raisonsnements und zusammengereichte Sätze' verwahrte<sup>44</sup>. Während des Krieges wurde es mit der gesamten Autographensammlung in Schlesien ausgelagert. Seither gilt es als verschollen. Wahrscheinlich ist es nicht zerstört, sondern von polnischen Behörden bis heute zurückgehalten<sup>45</sup>.

Der leider früh verstorbene Sinclair-Forscher Werner Kirchner<sup>46</sup> hat vor dem Krieg noch Abschriften von ihm anfertigen können. Er tat es zunächst in der Meinung, daß die Raisonsnements Nachschriften aus Vorlesungen Fichtes seien. Diese Ansicht ist unhaltbar und wohl auch von Kirchner aufgegeben worden. Sonst hätte er nicht mit so großer Mühe gerade diesen Text transkribiert. Hannelore Hegel ist gegenwärtig dabei, seine Abschriften im Rahmen einer Arbeit über Sinclairs Philosophie zu edieren und somit eines der wesentlichsten Dokumente aus der Frühgeschichte des Idealismus allgemein zugänglich zu machen<sup>47</sup>. Eine ältere Schweizer Dissertation zeigt sich ihrer Aufgabe zwar nicht gewachsen<sup>48</sup>. Aber auch ihr hätte die Hölderlinforschung wichtige Hinweise entnehmen müssen.

Es ist ziemlich schwer, einen Text zu datieren, dessen Original nicht vorliegt. Im gegenwärtigen Falle ist es aber möglich, aus verlässlichen Kriterien

<sup>43</sup> Varnhagens Tagebücher, Bd. II 1861; Notiz vom Dienstag, dem 11. Juni 1844 u. a.

<sup>44</sup> Die Varnhagen von Ense'sche Sammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin, verzeichnet v. Ludwig Stern, Berlin 1911, 764.

<sup>45</sup> Dafür sprechen einige sichere Indizien, welche der Öffentlichkeit zu gegebener Zeit bekanntgemacht werden sollen.

<sup>46</sup> Nach seinem Buch 'Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair', Marburg 1949, bereitere er weitere Studien über Sinclair vor.

<sup>47</sup> Der Nachlaß Kirchners wurde von seiner Witwe dem Hölderlin-Archiv übergeben. Dort hat der Vf. die Bedeutung von Sinclairs Manuskript bemerkt und von Herrn Direktor Dr. Hoffmann dankenswerterweise die Erlaubnis zur Auswertung und zur Publikation erhalten.

<sup>48</sup> Walter Lotz, Die Beziehungen zwischen Friedrich Hölderlin und Isaac von Sinclair und ihr Verhältnis zu Hegel, phil. Diss. Basel 1924.

die Vermutung von Lotz und Kirchner zu bestätigen, daß das Konvolut aus dem Jahre 1796 stammt. Kirchner hat nämlich einen kurzen Text abgeschrieben, den Sinclair auf der Ankündigung zu einem Konzert notierte: Diese Ankündigung lautet: „Auf Verlangen wird heute als den 6. Dezember 1795 der junge Herr Pixis aus Mannheim, 9 Jahre alt, die Ehre haben, ein zweites Instrumentalkonzert auf dem Alleehaus bei Homburg v. d. H. zu geben.“ Sinclairs Text auf diesem Zettel enthält in nuce die Idee, welche dem ausgearbeiteten Manuskript zugrunde liegt<sup>49</sup>. Damit ist ein Terminus a quo gegeben. Der Terminus ad quem ist ebenfalls zu ermitteln, so daß man ausschließen kann, Sinclair habe erst viel später zu einem alten Konzertzettel gegriffen, als ihm gerade kein Notizpapier zur Hand war. Ludwig Strauß hat nämlich unter den wenigen Stücken aus dem Nachlaß von Sinclairs Homburger Freund Zwilling Auszüge aus einem Entwurf zu einem Brief notiert, den Zwilling am 26. April 1796 an einen Jenenser Professor schreiben wollte<sup>50</sup>. Da heißt es: „So oft ich die Wissenschaftslehre ansehe, freue ich mich über den erhabenen Gedanken von der Einbildungskraft. Sinclair, der der griechischen Sprache sehr mächtig ist, sagte mir, daß Prometheus soviel als die Reflexion bedeute. Diesem Prometheus, der uns vom Olympus losgerissen, stelle ich die Einbildungskraft entgegen, die uns wieder hinaufgetragen hat.“ Diese Deutung des Prometheus hat nur Sinn im Zusammenhang der Gedanken, welche Sinclairs 'philosophische Raisonsnements' entwickeln.

Hier ist es weder möglich, sie hinreichend darzustellen, noch auch sie angemessen zu würdigen. So muß es genügen, sie im Umriss vorzustellen und einige Sätze zu zitieren. Schon dabei wird deutlich genug, daß Sinclair von Hölderlin dependiert und daß ihm die Gedanken vertraut gewesen sind, die Hölderlin in seinem Text über Urteil und Sein niederlegte:

Die ursprüngliche Einheit ist ohne alle Setzung, ist Athesis und kann als solche auch Friede genannt werden. In diese Einheit kommt durch Reflexion eine Trennung. Alles Wissen bewegt sich innerhalb ihrer. Sie kann Urteilung heißen, – teils weil sie die erste Trennung ist, teils weil wir im Wissen nicht über sie hinaus gelangen können. Daß aber das Wissen nicht aus sich selber ist, erweist sich daran, daß sein höchster Satz den Charakter

<sup>49</sup> Das Material für den Nachweis dieser These wird in der erwähnten Arbeit von Hannelore Hegel zu finden sein.

<sup>50</sup> Ludwig Strauß, Jacob Zwilling und sein Nachlaß, in: Euphorion 29, 1928, 368–396, vgl. 388. Dieser Nachlaß ist seit Ende des Krieges beklagenswerterweise spurlos verschwunden. Trotz aller Bemühungen Adolf Beck's und des Vf. wurde die Suche nach ihm in Bad Homburg noch nicht zu einem Ende gebracht.

einer Forderung hat. Im Medium der Reflexion äußert sich in ihr die ursprüngliche Einheit, – als dasjenige, was wiederhergestellt sein will. Sie begründet so unser Bewußtsein von Beschränkungen und die Möglichkeit von Gefühlen. Sobald man jene Einheit setzen will, wird sie zum Gegenstand der Reflexion, zum Theos. Das griechische Wort von Gott verweist auf den Ursprung des Gottesbegriffs aus der setzenden Reflexion und auf den Unterschied zur wahrhaft ursprünglichen athetischen Einheit des Friedens. Durch Setzung ist aber der wahre Begriff vom Ursprung nicht zu erlangen. Den allgegenwärtigen Gott, der Spinozas Gott ist, vergegenwärtigen wir uns nur, wenn wir uns klar darüber werden, daß keine Reflexion schlechthin durch sich geschieht und daß sie eine Einigkeit voraussetzt, – ein von ihr schlechthin unabhängiges Sein. Der Gedanke von diesem Sein ist nur möglich als der Gedanke von der Aufhebung aller Reflexion und Trennung. Fichte hat den Fehler gemacht, es durch Setzung fassen zu wollen. So aber wird es zu seinem absoluten Ich, der absoluten Thesis. Es ist die Wahrheit des Skeptizismus, sich nicht mit Setzungen begnügen zu wollen und das Endliche in ihnen, das Ungenügen gegenüber der Forderung der Einigkeit, aufzuzeigen. Was er leistet, ist mehr als Pochen der Idealisten auf das Recht der Reflexion und die dogmatische Leugnung aller Trennung. Er leistet auch mehr als die, welche vergeblich die Rückkehr in den athetischen Ursprung gefordert haben. Aber er leistet noch nicht das Höchste. Die Gesichtspunkte aller Philosophie lassen sich vereinigen in einer ganz neuen Weise von Setzung. „Daß das Ich über sein Setzen reflektiert, daß es wissen will, was unabhängig von seinem Setzen sei, beweist, daß es ein Streben hat, die Trennung der Reflexion aufzuheben und Für-das-Ich-sein in ein absolutes Sein zu verwandeln.“ Fichte hat nicht über die Relativität der Grundbegriffe der Setzung nachgedacht. Hätte er es getan, „er wäre auf ein höheres Setzen als das Setzen für ein Ich gekommen, auf eine ἡεὶ ἑαυτὸν Θέσιν, auf eine Ästhetik.“ Daß also Setzung geschieht im Blick auf das Immerseiende, auf Spinozas Sein, ist der Sinn ästhetischer Wissenschaft und erklärt zugleich das Wort, mit dem man sie bezeichnet. Sinclair weist ihr drei Aufgaben zu: (1) die Vergewisserung des Seins vor aller Reflexion; (2) die Wiederherstellung des Friedens aus allen Trennungen, – ein Ziel, das ins Unendliche hinausführt und innerhalb der Reflexion vollständig niemals realisiert werden kann, also Forderung bleiben muß; (3) die Entfaltung des Sinnes für alles, was sich zeigt und nicht durch Reflexion ist, was es ist. Zu solchem gehört vor allem die schöne Natur. „Von der Natur ist nie der Frieden gewichen; sie hat keinen Zweck, sie ist.“ Nur die Reflexion als Teleologie bringt einen Zweck in ihr hervor.

Besonders der letzte Satz macht klar, daß Sinclair bemüht war, Hölderlins Grundwort vom Frieden und seine Erfahrung der Natur in den spekulativen Zusammenhang einzubringen. Man kann sich nicht vorstellen, daß er anders als im Blick auf den Freund geschrieben worden ist. Die Unterscheidung der Urteilung vom ursprünglichen Sein ist dieselbe wie in Hölderlins Text. Auch der Gedanke, daß sich dies Sein als notwendige Voraussetzung eines Ganzen erschließe, von dem Subjekt und Objekt die Teile sind, kehrt wieder in Sinclairs bestimmterer These, daß die Reflexion sich ein Sein voraussetzen müsse, das sie durch Setzung nicht erreichen kann. In ihn sind aber auch die Ideen integriert, über die Hölderlin erst in der Zeit nach seinem Weggang von Jena einige Mitteilungen gemacht hat.

Für diese Ideen haben wir vor allem vier Quellen: die Briefe an Schiller vom 4. September 1795<sup>51</sup> und an Niethammer vom 24. Februar 1796<sup>52</sup>, die Vorrede aus der vorletzten Fassung des Hyperion<sup>53</sup> und das Gedicht an die Unerkannte<sup>54</sup>. Im Medium von Sinclairs Manuskript fügen sie sich so leicht in einen Zusammenhang, daß man versucht ist, Unterschiede zu übersehen. An Schiller schrieb Hölderlin, daß er die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln suche, – der Philosophie selbst und nicht nur innerhalb ihrer als unendlicher Progreß sittlicher Weltgestaltung. Zu diesem Zwecke müsse man von einer unnachlässlichen Forderung ausgehen, die an jedes System ergeht: Subjekt und Objekt in einem Absoluten zu vereinigen, das als 'Ich' nicht gerade angemessen bezeichnet ist<sup>55</sup>. Im Text über Urteil und Sein entspricht dieser Forderung die 'notwendige Voraussetzung' eines Ganzen. Hier meint sie nur darüber hinaus auch noch das von Sinclair formulierte Postulat einer Wiederherstellung der Einigkeit im unendlichen Fortschritt und, wie bei ihm, die ästhetische Verwirklichung der Einheit in der Anschauung des Schönen. Hölderlin schließt seine Andeutungen mit dem Satz: „Ich glaube, dadurch beweisen zu können, in wie ferne die Skeptiker recht haben, und in wie ferne nicht“. Damit deklariert er einen Gedanken zu seinem Eigentum, der in der Disposition von Sinclairs Manuskript und selbst noch in dessen späterem System eine wichtige Rolle spielt.

Die Vorrede zum Hyperion, den Cotta zur Umarbeitung an Hölderlin zurückgehen ließ, ruht auf denselben Grundlagen. „Die selige Einigkeit, das Sein, im einzigen Sinn des Worts, ist für uns verloren.“ Wir haben uns

<sup>51</sup> Brief 104 StA VI 180 f.

<sup>52</sup> Brief 117 aaO 202 f.

<sup>53</sup> StA III 235–7.

<sup>54</sup> StA I 197–8.

<sup>55</sup> Brief 104, 14. Wie dies, so sind auch folgende Referate aus Briefen nicht bloße Variationen. Sie dienen zugleich der Interpretation, indem sie Hölderlins Gedankengang deutlicher hervorheben.

aus ihm losgerissen, um es zu erstreben. Doch „weder unser Wissen noch unser Handeln gelangt in irgend einer Periode des Daseins dahin, wo aller Widerstreit aufhört“. Der Frieden alles Friedens ist unwiederbringlich dahin. Doch würden wir ihm nicht einmal nachstreben, wenn nicht dennoch jene unendliche Vereinigung, jenes Sein im einzigen Sinn des Worts vorhanden wäre. Es ist vorhanden – als Schönheit. Die Skizze der Ideen für eine philosophische Brieffolge, die Hölderlin Niethammer mitteilte, stimmt ganz mit dem Grundriß der Vorrede überein, – unangesehen einiger Eigentümlichkeiten, die sich aus dem Weg von Hyperion erklären. Er führt vom Ausgang, dem verlorenen Frieden, durch viele Wandlungen von Nähe und Fremdheit zur Natur, die einen Widerschein der ursprünglichen Einigkeit bewahrt. Diese von der Einigkeit des Friedens, dem unausdenkbaren Grund durchherrschte Natur steht nun aber in den Versen in Frage, die Hölderlin mit ‘An die Unerkannte’ als Widmung überschrieben hat. Man meint zu Unrecht, in diesem Gedicht manifestiere sich Hölderlins Rückkehr zu der in Jena mißachteten und insofern unerkannten Natur<sup>56</sup>. Es spricht nur aus, daß Natur in keinem Wissen eingeholt werden kann, weil sie gründet in dem, was aller Trennung und somit auch allem Bewußtsein vorausliegt. Sie bewahrt das Eine, und somit kann sie niemand erkennen. Man kann sich ihr nur anvertrauen, damit sie die Schmerzen der Trennung lindere. Sie ist es,

*Die das Eine, das im Raum der Sterne,  
Das du suchst in aller Zeiten Ferne  
Unter Stürmen, auf verwegener Fahrt,  
Das kein sterblicher Verstand ersonnen,  
Keine, keine Tugend noch gewonnen,  
Die des Friedens goldne Frucht bewahrt*<sup>57</sup>.

Sinclair und Hölderlin waren sich einig in diesem Gedanken. Aber es war Hölderlins Erfahrung, aus dem er entfaltet worden war. Hölderlin ist es auch gewesen, der ihn zuerst formuliert und dem Freunde mitgeteilt haben muß. Der verfügte nur über die Gabe und die Beharrlichkeit zur systematischen Entfaltung und über freie Kräfte, sie zu betätigen, während Hölderlin die Kraft seiner guten Stunden in die Vollendung des Hyperion gab.

Zwischen dem Brief an Schiller, der die reife Theorie schon zur Voraussetzung hat, und dem Weggang aus Jena liegen nur drei Monate. Schon

<sup>56</sup> StA I 496, 3 ff.

<sup>57</sup> Im Original steht natürlich am Schluß des Gedichtes ein Fragezeichen.

wegen der Kürze dieser Zeit würde man vermuten, daß ihre Fundamente schon in Jena gelegt worden sind. Unabhängig davon verlangt die Gemeinsamkeit zwischen Hölderlin und Sinclair, dasselbe anzunehmen. Durch Briefe allein hätte sie niemals so vollständig werden können. Erwägt man die Nachgeschichte des Textes, so kann man also nicht umhin, den Befund der orthographischen Statistik anzunehmen.

## 5

### *Die Vorgeschichte des Fragmentes*

Noch bleibt die Frage zu beantworten, wie dieses frühe Datum mit dem Stil und der Gedankenwelt der Jenaer Fragmente zu vereinbaren ist. Findet sie keine Antwort, so mögen Datierung und Zuschreibung unwidersprechlich sein. Die Existenz des Textes in Hölderlins Werk bliebe doch ein unaufgelöstes Rätsel und somit ein Ärgernis für alles Verstehen, das nach neuen Auswegen verlangen machte. So haben wir uns noch einmal dem Text selbst und seiner Vorgeschichte zuzuwenden.

Am 25. Januar 1795 schrieb Hölderlin an Hegel über Fichtes Philosophie<sup>58</sup>. Er spricht in seinem Brief wie einer der vielen Kantianer, die Fichte im Verdachte hatten, den widerlegten Dogmatismus zu neuem Leben zu erwecken. „Er möchte über das Factum des Bewußtseins in der *Theorie* hinaus.“ Hölderlin hat Bedenken gegen diesen theoretischen Überstieg. Es sind dieselben, welche ihn im Text über Urteil und Sein veranlassen, das Ganze vor der Urteilung kantianisch als eine ‘notwendige Voraussetzung’ zu bezeichnen. In Fichtes absolutem Ich erkennt er die Struktur der alten *Omnitudo realitatis* wieder, sieht aber zugleich, daß es dieselbe Funktion wie Spinozas Substanz erfüllt, in der alles und außer der nichts existiert<sup>59</sup>. Vorerst ist er noch nicht bereit, einer solchen Annahme irgendein Recht zuzuerkennen. Er versucht, Fichte mit Kant in einen Widerspruch zu verwickeln: Das absolute Ich ist ohne Objekt, wenn nichts außerhalb seiner ist. Dann aber ist es auch ohne Bewußtsein. Wäre nun das absolute Ich in

<sup>58</sup> Brief 94 StA VI 154–6.

<sup>59</sup> AaO 57 ff. Hölderlin hat von Beginn an gefunden, daß Fichtes Denken und seine Sprache einer Deutung bedürfen, die er selbst noch nicht bereitstellt. Das ist nicht nur die Folge der Verständnisschwierigkeit gewesen, in die alle Leser Fichtes gerieten. Hölderlin empfand seine Sprache als unvereinbar mit seinen ausgebildeten Überzeugungen. Die Sache aber, welche sie mitteilen wollte, schien ihm von außerordentlicher Bedeutung zu sein. Vgl. den Ton der Bemerkungen in Brief 94, 48 und 64; 97, 76; 101, 54–5; 104, 14 und StA III 190, 20/1.

mir, so könnte ich kein Bewußtsein von ihm haben. Ist es aber schlechthin unmöglich, sich seiner bewußt zu werden, so ist es für mich, das bewußte Wesen, eben nichts, eine leere Annahme.

Diese Überlegung ist gewiß nicht dieselbe wie die Fichtekritik aus 'Urteil und Sein'. Sie kann aber durch eine einzige Wendung des Gedankens in sie überführt werden: Sollten sich philosophische Gründe ergeben, die Annahme eines Absoluten vor allem Bewußtsein zu machen, so muß man es konsequent von allem Bewußtsein unterscheiden. Man tut also gut daran, es nicht mißverständlich 'Ich' zu nennen und ihm die Funktion von Spinozas Substanz in aller Eindeutigkeit zu geben, – nur nicht in theoretischer Erkenntnis. Für Hölderlin, dessen Thema mit Platon und Schiller die Möglichkeit der Vereinigung war, konnte der Grund leicht zwingend werden, den er in 'Urteil und Sein' selbst nennt: Man muß dem Unterschied von Subjekt und Objekt, der alles Bewußtsein ausmacht, ein Ganzes vorausdenken, das immer unerkennbar bleibt.

Hölderlin hat Hegel mitgeteilt, daß seine frühere, die kantianisierende Fichtekritik noch in Waltershausen niedergeschrieben worden sei<sup>60</sup>. Im Anschluß an diesen Satz sind einige Zeilen seines Briefes abgerissen. Erkennen läßt sich noch, daß Hölderlin auch im Jenaer Januar die Übereinstimmung zwischen Fichte und Jacobi/Spinoza für aufschlußreich hielt. Offenbar war sie ihm noch wichtiger als in Waltershausen geworden. Dennoch fand er seine ursprüngliche Kritik weiterhin mitteilenswert. Beides zusammen, die Kritik und eine Erweiterung der Projektion von Spinoza in Fichtes Wissenschaftslehre, können durchaus schon auf den Standpunkt des Textes über Urteil und Sein hinauslaufen. Zwischen dem Schillerbrief vom September und dem Hegelbrief vom Januar gehört dieser Text also eher in die Nähe des letzteren und somit in die spätere Jenaer Zeit.

Der enge Zusammenhang mit dem Kantianismus der frühen Kritik macht auf eine Eigentümlichkeit von 'Urteil und Sein' aufmerksam, die leicht übersehen werden kann: Auch dieser Text hält sich in wesentlichen Zügen noch immer im Umkreis kantischer Gedanken: Sein schlechthin ist nur Voraussetzung, Ich ist immer Selbstbewußtsein, die Modalbestimmungen gehören verschiedenen Erkenntnisvermögen zu, das für uns undenkbares Sein ist intellektuale Anschauung. Hölderlin kritisiert Fichte nicht im beharrlichen Durchgang durch seine Wissenschaftslehre. Er betrachtet sie mit an Kant und Jacobi geschulten Augen, findet ihre Übereinstimmung mit Spinoza auffällig und beurteilt sie unter Anwendung von Kriterien

<sup>60</sup> Brief 94, 57 ff. aaO 155–6.

der kritischen Philosophie. Fast dient sie ihm nur dazu, es möglich zu machen, Gedanken miteinander zu verbinden, die er auf anderem Wege nicht vereinigen konnte: Sie ringt Kant das Zugeständnis einer ursprünglichen Einigkeit ab und befreit zugleich Jacobi/Spinoza von dem Makel eines kritiklosen Dogmatismus<sup>61</sup>. Das vermag sie, weil sie der Erkenntnis selbst eine ungetrennte Einheit von Subjekt und Objekt vorausdenkt. Ihr Fehler ist es nur, diese Einheit Ich zu nennen. Daß Fichtes eigentümliches Problem gerade durch diese Identifizierung gestellt wird und ohne sie verloren geht, hat Hölderlin nicht sehen können<sup>62</sup>.

Es liegt also kein Widerspruch darin, daß Hölderlins Jenaer Entwürfe durchweg kantianisch sind und daß er doch zu gleicher Zeit die Idee von 'Urteil und Sein' gefaßt haben soll. Er hat sich bis zuletzt in größerer Nähe zu Kant gehalten als seine Freunde und eben darum auch den Thesen vom unerkennbaren Grund des Wissens und vom unendlichen Fortschritt die Treue bewahrt<sup>63</sup>. Es ist merkwürdig und doch ganz einsichtig, daß er gerade wegen seines Kantianismus imstande war, sich als erster von Fichte zu lösen und das Prinzip von Jacobi/Spinoza folgerichtig gegen ihn ins Spiel zu bringen. In der Schrift über das Ich ist Schelling auf demselben Wege, – mit der größeren Problemlast, aber auch weit weniger fortgeschritten.

Nur eine Frage ist nun noch ohne Antwort: In den Entwürfen zum Hyperion blieb Hölderlin von Schwierigkeiten beirrt, die sich mit Hilfe von 'Urteil und Sein' beheben lassen und die in Nürtingen auch auf diese Weise behoben worden sind. Warum hat Hölderlin die neuen Mittel nicht eingesetzt, wenn sie ihm wirklich schon zur Verfügung gestanden haben? Man muß zugeben, daß sich dafür keine zwingende Erklärung geben läßt. Doch ist Hyperion kein philosophischer Text und 'Urteil und Sein' kein vollendetes System. Hölderlin hat mit ihm zunächst einen Fehler Fichtes aufdecken und die Diagnose der Gründe geben wollen, die zu ihm

<sup>61</sup> Das ursprüngliche Sein war mit anscheinend legitimem Mittel aus dem Prinzip des Kritizismus, dem Bewußtsein abgeleitet. Der Schritt zu ihm benutzte Mittel, die sich von denen Fichtes prinzipiell nicht unterscheiden ließen. So konnte Hölderlin durchaus meinen, der Weg zum Gedanken von 'Urteil und Sein' halte sich in größerer Nähe zu Kants Kritik als der Rückgriff auf Platon, der ja einen Schritt weiter über die Kantische Grenzlinie hinaus zu bedeuten schien (Brief 88, 96 StA VI 137). Gerade in den Jenaer Fassungen des Hyperion ist Hölderlin darum bemüht, kantische Einwände gegen seine Gedanken zu entkräften (vgl. StA III 192, 4; 202, 3).

<sup>62</sup> Vgl., Fichtes ursprüngliche Einsicht, Frankfurt 1967.

<sup>63</sup> Noch in der Zeit des Wahnsinns ist Kant seine einzige philosophische Erinnerung gewesen. Die wenigen Worte, die uns überliefert sind, werden sich nur in der Folge einer Interpretation der Rolle der Philosophie im Werk Hölderlins deuten lassen.

fürten. Das wird dann am deutlichsten, wenn man von der wahrscheinlicheren Möglichkeit Gebrauch macht und den Text mit dem Abschnitt 'Sein' beginnen läßt. Man braucht nicht anzunehmen, daß Hölderlin auch sogleich imstande war, aus dem wiedergewonnenen Spinoza eine Lehre vom Lebensweg des Menschen zu entwickeln. Noch die Vorrede der vorletzten Fassung hat diese Aufgabe nicht befriedigend gelöst. Eine Lehre über die exzentrische Bahn sollte aber die Rede des 'Fremden' geben. Wir können nur konstatieren, daß Hölderlin zunächst den Versuch fortsetzte, sie allein aus Kant, Platon und Schiller zu entfalten, – mit einigen Rücksichten auf Fichte, aber ohne Aneignung und ohne Kritik seines eigentlichen Grundgedankens. Schließlich war der Hyperion schon an einen Verleger verkauft, die These über Urteil und Sein aber nur privateste Niederschrift. Auch muß man nicht annehmen, daß Hölderlin sich schon darüber klargeworden war, es werde ihm nie gelingen, mit dem alten Problembestand eine auch nur als Dichtung überzeugende Rede zu gestalten. Es muß eine große Ermutigung für ihn gewesen sein, den neuen Gedanken zum System zu entwickeln, als er bemerkte, daß sich alles in ihn einbringen ließ, was seinem Leben wesentlich geworden war. Wir wissen nicht, wann er die Rede des Fremden endgültig verworfen hat, auf deren Konzept er so viel Mühe gewendet hatte. Die Gemeinsamkeit im Philosophieren mit Sinclair, die zu dessen Homburger Systementwurf führte, muß jedenfalls noch in Jena begründet worden sein.

6

*Ausblick und Programm*<sup>64</sup>

Es ist wohl möglich, daß Hölderlin auch von Stimmen aus seinem Umkreis dazu bewogen wurde, Jacobi/Spinoza gegen Fichte hochzuhalten. Wenn nicht Schelling selbst es tat, so wird ihm gewiß Hegel geschrieben haben, der junge Freund habe sich ihm gegenüber als Spinozist bezeichnet<sup>65</sup>. Fichtes Jugendgenosse Weißhuhn wirkte bereits in Jena gegen seinen Freund mit dem Vorwurf, dessen System sei 'subjektiver Spinozismus'<sup>66</sup>. Und das Recht Spinozas verteidigte dort der schwäbische Theologiepro-

<sup>64</sup> Im folgenden werden nur die Themenkreise – durch Thesen – bezeichnet, über die ausgedehntere Studien möglich und dringlich geworden sind.

<sup>65</sup> Briefe von und an Hegel, ed. Hoffmeister Bd. I 22.

<sup>66</sup> Schiller an Goethe am 28. Oktober 1794, vgl. Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz, Leipzig 1923, 50/1.

fessor Paulus, in dessen Hause auch Hölderlin verkehrte<sup>67</sup>. Nur wenig später sind andere Jenaer Schüler Fichtes, unter ihnen Schlegel<sup>68</sup>, schnell und selbständig zum Spinozismus übergegangen. Auch ihr Schritt war vorbereitet im Bewußtsein ihrer Generation.

Doch Hölderlin ist der erste gewesen, den die Konsequenz seiner Gedanken und der Ernst seines dichterischen Lebens zur kritischen Wendung gegen Fichte und zur Grundlegung eines philosophischen Systems befähigten. Der jüngere Freund hat versucht, es auszuführen, so wie er später Hölderlins Dichtungstheorie der Öffentlichkeit in eigenem Namen bekannt machte<sup>69</sup>. Für Hölderlin selbst erfüllte es seine Funktion, indem es ihn besser über den Sinn seines Dichtens verständigte und dem Werk zur Vollendung verhalf, um das er sich seit vier Jahren gemüht hatte. Die Poetologie der Homburger Jahre entstand aus dem gleichen Bedürfnis. Sie konnte aber aufbauen auf dem in Jena zuerst gelegten Grund, den Hölderlin nicht wieder preisgegeben hat.

Auch Sinclair hat ihn bestehen lassen. Er verdankte ihn Hölderlin, wenngleich sein Beitrag zu seiner Erhärtung groß gewesen sein muß. Man wird zeigen können, wie Sinclair seine spätere Systematik auf diesem Grund errichtete, indem er einige seiner Eigenheiten besonders wichtig nahm. Er selbst glaubte, sich ihretwegen mit Hegel vergleichen zu können<sup>70</sup>. Doch mit Hölderlin, dem Freunde, hatte er auch die Kraft der Überzeugung verloren, die seine frühen Raisonnements auszeichnet. Die Kraft zur systematischen Entfaltung und Integration, die ihm eigen war, ist auch dann noch am Werke gewesen.

Haben wir Hölderlins Text über Urteil und Sein richtig gedeutet, so muß es auch gelingen, die Entstehungsgeschichte des Idealismus um vieles genauer als bisher zu rekonstruieren. Hölderlin hat sich einen Einfluß auf Schelling zugetraut<sup>71</sup>. Man kann nun leichter beurteilen, in welchem Sinne er wirklich stattgefunden hat. Im ganzen ist Schelling seinen eigenen Weg gegangen. Ganz anders Hegel! Er kam nach Frankfurt mit einer Philosophie, die im kantischen Umkreis blieb, obwohl er Schellings Lehre angenommen und Fichte zu lesen versucht hatte. Im Kreis von Hölderlin und

<sup>67</sup> Zu erschließen aus K. A. von Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, I. Stuttgart 1853, 97 und 226.

<sup>68</sup> Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe XVIII, 4 ff.

<sup>69</sup> Über dichterische Composition überhaupt, und über lyrische insbesondere, in: Glauben und Poesie, hrsg. von Lucian, Berlin 1806, abgedruckt in Hellgraths Ausgabe Bd. III. 569 ff.

<sup>70</sup> Briefe von und an Hegel I 322, 354.

<sup>71</sup> Brief 111, 36–7 StA VI 191. Brief 117, 42 aaO 203.

seinen Freunden wechselte er seinen Standpunkt alsbald und kam auf den Boden, der ihn in wenigen Jahren zum Jenaer System führen sollte. Hier eignete er sich einen Fichte an, der bereits durch seine Freunde interpretiert war, und entwickelte eine Terminologie, die viel eher als von Schelling aus Sinclairs System abgeleitet werden könnte.

Aber es ist doch Hegel gewesen, der mit ihrer Hilfe zum Verständnis seiner selber kam. Solche Übereinstimmung läßt sich nur begreifen, weil ihn mit Hölderlin von Beginn und jenseits der Eigentümlichkeiten des Denkens grundlegende Voraussetzungen verbanden. Eine von ihnen war die Erfahrung der Tübinger Stiftszeit, die auch in Hölderlins philosophischen Weg bestimmend eingegangen ist. Daß aber gerade Hölderlin den Weg der Freiheit in die Bahn des Pantheismus lenkte, bedarf noch einer tieferen Erklärung. Sie läßt sich nur zugleich mit der Antwort auf die Frage geben, was der spekulative Idealismus im ganzen eigentlich gewesen ist.

## DIE MANES-SZENE IN HÖLDERLINS TRAUERSPIEL 'DER TOD DES EMPEDOKLES'

VON

MARIA CORNELISSEN

Im Brief an Neuffer vom 3. Juli 1799 nennt Hölderlin das Trauerspiel *die strengste aller poetischen Formen, die ganz dahin eingerichtet ist, um, ohne irgend einen Schmuck fast in lauter großen Tönen, wo jeder ein eignes Ganze ist, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und in dieser stolzen Verläugnung alles Accidentellen das Ideal eines lebendigen Ganzen, so kurz und zugleich so vollständig und gehaltreich wie möglich, deswegen deutlicher aber auch ernster als alle andre bekannte poetische Formen darstellt* (6 Nr. 183, 44–50<sup>1</sup>).

Hölderlin ist, als er dies schreibt, mit der Vorbereitung seines Journals beschäftigt. Darin will er dies „Ideal eines lebendigen Ganzen“ nicht nur in Aufsätzen über „Aeschyl, Sophokles, ... Shakespear“ (6 Nr. 178, 25 f.) und in der Grundlegung seines Trauerspiels theoretisch darstellen, die „ersten Stüke“ (6 Nr. 178, 19) sollen dies Trauerspiel selbst enthalten und damit die poetische Manifestation des erstrebten Ideals.

Nun zeigen die überlieferten Pläne und Fragmente des Trauerspiels in ihrer zeitlichen Folge<sup>2</sup>, daß der Dichter nur „mit langsamer Liebe und Mühe“ (6 Nr. 179, 167) seine hohen Vorstellungen zu verwirklichen vermag. Der Frankfurter Plan und der Plan zur Fortsetzung der dritten Fassung, die früheste und die späteste unter den erhaltenen Handschriften und zugleich die einzigen Zeugnisse einer Gesamtkonzeption, lassen die bedeutsamen Änderungen ahnen, die Hölderlin in mehrjähriger Arbeit an dieser Dichtung vornimmt. An den überlieferten Versuchen der Ausführung können einige der Umformungsprinzipien abgelesen werden<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Hölderlins Werke und Briefe werden nach der Stuttgarter Ausgabe (StA) zitiert.

<sup>2</sup> In der Anordnung der StA.

<sup>3</sup> Friedrich Beißner (StA 4, 329, 7–23) weist auf eine fortschreitende 'Verläugnung des Accidentellen' in der „Komposition des Ganzen“ hin. „So sieht der Frankfurter Plan für die Gespräche des Empedokles mit Weib und Kindern (S. 146, 6–10; 20–22) und andre Auftritte noch manches 'Accidentelle' vor. In den ausgeführten Fassungen treten Weib und Kinder des Empedokles nicht mehr auf. – Die Mädchenszene, welche die erste Fassung noch mit „accidentellen“ Tönen eröffnet, wird für die zweite anfänglich noch erwogen (S. 581, 28), dann aber entschieden getilgt. – In der dritten Fassung ist

Im Plan zur Fortsetzung der dritten Fassung ist die Einheit des Ortes und der Zeit gewahrt; die Handlung dauert vom Morgen bis zum Abend<sup>4</sup> und fordert keinen Szenenwechsel. Demgegenüber sollte der Ort der Handlung im Frankfurter Plane mehrfach sich ändern: ein Fest der Agrigentiner bestimmt Empedokles, die Stadt zu verlassen „und sich in eine einsame Gegend des Aetna zu begeben“ (4, 145, 22), er kehrt wieder zurück, wird schließlich vom Volke verjagt und „geht wieder auf den Aetna“ (4, 148, 1), um „durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen“ (4, 147, 26 f.).

Diese Änderungen hängen zusammen mit einer Umformung der Zentralgestalt. Dem Frankfurter Plane nach hatte der Dichter ursprünglich beabsichtigt, die Erkenntnis, sein Tod sei „eine Nothwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge“ (4, 148, 8 f.), für Empedokles aus den Geschehnissen und Gesprächen allmählich hervorwachsen zu lassen. Hölderlin sucht diesen Vorgang darzustellen als konsequente Entfaltung einer Anlage, die sich zunächst, ihrer selbst nicht bewußt, nur negativ äußert. Empedokles ist *durch sein Gemüth und seine Philosophie schon längst zu Kulturhaß gestimmt, zu Verachtung alles sehr bestimmten Geschäfts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses, ein Todtfeind aller einseitigen Existenz, und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstät, leidend, blos weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden ganz ihn erfüllen, blos weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei und ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kan, blos weil er, so bald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Gesez der Succession gebunden ist* (4, 145, 5–15).

alles, was vorher in umständlich szenischer Exposition einen ganzen Akt füllte, das die Secessio des Empedokles veranlassende Zerwürfnis mit den Agrigentiner, in wenigen eindrucksvollen Versen der beiden Anfangsszenen aufgehoben, die nun sogleich, wie es dem Trauerspiel geziemt, ‚in lauter großen selbstständigen Tönen, harmonisch wechselnd‘ (Brief Nr. 183 Z. 61 f.), zur Darstellung des Eigentlicheren fortschreiten können – wie vielleicht auch schon in der zweiten Fassung außer der Mädchenszene noch der Abschied des Empedokles von seinen Sklaven und ähnliches ausgeschieden worden ist.“

<sup>4</sup> Pausanias begrüßt Empedokles zu Beginn des zweiten Auftritts:

Du scheinst freudig auferwacht, mein Wanderer. (4, 123, 67)

Die Begrüßung ist nur sinnvoll bei der ersten Begegnung eines neuen Tages. – Am Schluß der dritten Szene sagt Empedokles abschiednehmend zu Manes:

... laß mich igt, wenn dort der Tag

Hinter ist, so siehest du mich wieder. (4, 140, 506 f.)

Diese zweite Begegnung sollte nach dem Plane der Fortsetzung die letzte des Empedokles vor seinem Tode sein. Es sollte als Abschluß des vierten Aktes noch ein Monolog des Empedokles folgen; der fünfte Akt setzt seinen Tod bereits voraus.

Sein Unmut geht hervor aus der Diskrepanz von Wünschen und Vermögen, aus der Sehnsucht nach einer Seinsform, die ihm, sofern er Mensch ist und in menschlicher Beschränkung lebt, verwehrt bleibt. Diese Sehnsucht nach Allumfassung erscheint zunächst als Negierung alles dessen, was seine menschliche Determiniertheit ihm ins Bewußtsein bringt. Mit seinem ersten Aufenthalt auf dem Ätna sucht er sich dieser Begrenztheit zu entziehen. Diese ablehnende Gebärde fehlt seinem zweiten Aufenthalt. Sein Entschluß, „durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen“ (4, 147, 26 f.), ist der zweite und unwiderrufliche Lösungsversuch seines Problems. Sein Tod ist Aufhebung einer menschlich nicht aufhebaren Diskrepanz von postuliertem und realisierbarem Leben<sup>5</sup>.

In der dritten Fassung sollte Empedokles von Anfang an der Todbereite und Wissende sein. Er ist mit sich und seinen Göttern in einem Einklang, der durch die stattfindenden Begegnungen und Auseinandersetzungen nur für kurze Zeit gestört werden kann. Damit gewinnen nun die Gespräche retardierende Funktion. Der höchste Augenblick, der Vollzug des Opfers, wird immer wieder durch das „menschliche Bekümmerniß“ (4, 121, 6), das vergangen schien, aus dem Bewußtsein verdrängt, bis endlich, nachdem alle Bewegungen auf heilige Weise zur Ruhe gekommen sind, sein Schicksal sich vollenden kann.

Mit der dritten Fassung ist von Hölderlin unverkennbar eine Angleichung seines Trauerspiels an den ‚Oidipus auf Kolonos‘ des Sophokles versucht. Auch der alte blinde Oidipus befindet sich schon zu Anfang der Tragödie an jenem Ort, an dem sein Leben heilig enden soll, auch er lebt im Einklang mit seinen Göttern und geweiht durch Verheißungen eines gnadenvollen Todes, und auch er wird wie Empedokles durch die Begeg-

<sup>5</sup> An diese Diskrepanz von Ersehntem und Realisierbarem erinnern im ‚Fragment von Hyperion‘ die Gespräche in der Grotte Homers. Auch hier kommt zum Ausdruck, daß im Menschen eine Seinsform angelegt ist, die über das im menschlichen Leben Realisierbare hinausweist:

Doch wird das Vollkommne erst im fernen Lande kommen, sagte Melite, im Lande des Wiedersehens, und der ewigen Jugend. Hier bleibt es doch nur Dämmerung. Aber anderswo wird er gewiß uns aufgehen, der heilige Morgen; ich denke mit Lust daran; da werden auch wir uns alle wiederfinden, bei der großen Vereinigung alles Getrennten. (3, 180 f., Fragment 214, 6–11)

Der Unterschied der Dichtarten bedingt auch den Unterschied im Verhalten bei dieser Ausrichtung auf ein Leben, das mit dem menschlich Darstellbaren nicht übereinstimmt. Die Konzeption einer höheren Seinsform, die eingeboren ist und dennoch eine Entsprechung hier und jetzt nicht finden kann, verweist durch ihr Vorhandensein auf die Erfüllung in einer höheren Existenzform. Das stille und begeisterte Festhalten dieses Bewußtseins ist die epische Form der Teilhabe, die tragische ist der Versuch, das Wissen in Realität zu verwandeln.

nungen, die noch stattfinden, aus seiner seligen Stille gerissen, endlich aber, von geheimnisvollen Stimmen gerufen, sanft und schmerzlos den Lebenden entrückt.

Zwar schreibt Hölderlin am 3. Juli 1799 an Neuffer als Kommentar zu seiner Idylle 'Emilie vor ihrem Brauttag':

*Es ist mir gar nicht um den Schein des Neuen dabei zu thun; aber ich fühle und sehe immer mehr, wie wir zwischen den beiden Extremen, der Regellosigkeit – und der blinden Unterwerfung unter alte Formen und der damit verbundenen Gezwungenheit und falschen Anwendung schwanken. Glaube deswegen nicht, Lieber! daß ich willkürlich mir eine eigene Form vorseze, und ausklügle; ich prüfe mein Gefühl, das mich auf dieses oder jenes führt, und frage mich wohl, ob eine Form, die ich wähle, dem Ideal und besonders auch, dem Stoffe, den sie behandelt nicht widerspreche. Freilich kann ich dann im Allgemeinen recht haben, aber in der Ausführung um so leichter in Mißtritte gerathen, weil ich nur mir selber folge, und mich an kein sinnlich Muster halten kann. Aber es ist eben keine andere Wahl; so wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern ist, so müssen wir, nach meiner Überzeugung die alten klassischen Formen verlassen, die so innig ihrem Stoffe angepaßt sind, daß sie für keinen andern taugen.* (6 Nr. 183, 16–31)

Wenn nun aber „außer dem, was bei den Griechen und uns das höchste seyn muß, nemlich dem lebendigen Verhältniß und Geschik, wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen“ (6 Nr. 236, 32–35), so ist doch eine „vaterländische“ Kunstform, die „mehr tödtendfactisches, als tödtlichfactisches Wort“ ist, „mehr im Geschmake des Oedipus auf Kolonos“ (5, 270, 13–16). Eine Angleichung seines Trauerspiels an dieses antike Drama konnte Hölderlin versuchen, weil in beiden von der Gewalt des Wortes jeder Impuls ausgeht, weil sich in beiden das Geschehen als geistige Auseinandersetzung darstellt<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Mit der geplanten dritten Fassung sucht Hölderlin vielleicht auch sein Trauerspiel einer dichterischen Grundkonzeption anzugleichen, die, für die unterschiedlichen Dichtarten zwar jeweils modifiziert, dennoch als ein übergreifendes formales Prinzip für die Druckfassung seines Romans, für die Idylle 'Emilie vor ihrem Brauttag' und auch für lyrische Dichtungen wie z. B. die Ode 'Chiron' sich nachweisen läßt. Der Augenblick, der für die Zentralgestalt der Dichtung eine bedeutungsvolle Wende herbeiführen soll, wird durch einen Rückblick ins Vergangene als Frucht dieses Vergangenen evident; nachdem dann in „Eile zögernd, mit des Adlers Lust die geschwungnere Bahn“ (2, 50, 47 f.) wieder zur Ausgangssituation zurückgeführt hat, ist der Augenblick der Wende mit all seinen Voraussetzungen und in seiner wahren Bedeutung sichtbar geworden.

Doch es kehret umsonst nicht

Unser Bogen, woher er kommt. (2, 22, 3 f.)

Dem „lebendigen Verhältniß und Geschik“ nach (6 Nr. 236, 34) der sophokleischen Tragödie angeglich, sollte Hölderlins Trauerspiel aber, soviel erkennbar ist, in der Ausführung vom 'Oidipus auf Kolonos' sich unterscheiden. Die Griechen sind „des heiligen Pathos weniger Meister, weil es ihnen angeboren war, hingegen sind sie vorzüglich in Darstellungs-gaabe“. „Bei uns“ aber „ists umgekehrt“ (6 Nr. 236, 24–30). Dieser Auffassung vom Verhältnis griechischer und hesperischer Dichtung entsprechend ist Hölderlin offensichtlich bemüht, in den ausgeführten Szenen der dritten Fassung dem „heiligen Pathos“ Ausdruck zu geben<sup>7</sup>.

Auch das Streben nach einer „Phänomenalisierung der Begriffe“ (6 Nr. 240, 30 f.) tritt deutlicher als in den früheren Fassungen hervor, insbesondere in der letzten der ausgeführten Szenen, in der Empedokles und Manes „in Ideengestalt, als streitend um die Wahrheit“ (5, 271, 24 f.) sich begegnen.

Die Verse, mit denen Pausanias am Schluß des vorangehenden Auftritts von Empedokles an „die Brüder in Aegyptos“ verwiesen wird, lassen erkennen, wie Hölderlin die folgende Szene verstanden wissen will:

*Und will die Seele dir nicht ruhn, so geh*

*Und frage sie, die Brüder in Aegyptos.*

*Dort hörst du das ernste Saitenspiel*

*Uranians<sup>8</sup> und seiner Töne Wandel.*

*Dort öffnen sie das Buch des Schicksals dir.* (4, 133, 324–328)

So will auch Empedokles das Vergangene mit all seiner Farbigkeit erinnernd einbeziehen in den letzten, höchsten Augenblick seines Lebens:

Und denken möcht' ich noch vergangner Zeit,  
Der Freunde meiner Jugend noch, der Theuern,  
Die fern in Hellas frohen Städten sind,  
Des Bruders auch, der mir geflucht, so mußst'  
Es werden. (4, 140, 502–506)

Dann erst, wenn das ganze frühere Leben in den geweihten Augenblick eingegangen ist, vollzieht sich die Wende, die *καταστροφή*. Die lyrische Katastrophe vollzieht sich im Individuum als Gewinnung einer neuen Erkenntnisstufe, die epische ist in Hölderlins Roman die Wende nach außen, vom Erleben zum Gesang, die tragische ist der Vollzug des Opfers, das vorher als Auftrag erkannt und angenommen worden war.

Die Ähnlichkeit zwischen der genannten Tragödie des Sophokles und Hölderlins Trauerspiel wäre dann, so gesehen, nicht aus dem Versuch einer Angleichung zu erklären, sondern daraus, daß auch der 'Oidipus auf Kolonos' der Grundkonzeption Hölderlins entspricht.

<sup>7</sup> Hölderlin sagt, er habe „lange daran laborirt“ (6 Nr. 236, 32), das Verhältnis griechischer und abendländischer Dichtung zu erkennen. Vielleicht bezieht sich diese Bemerkung auch auf die Arbeit an seinem Trauerspiel, in dem er seine Theorie dichterisch darstellen wollte.

<sup>8</sup> Über die Bedeutung der Urania für Hölderlins Dichten und Denken vgl. Beißner,

Und in den zugehörigen Lesarten heißt es:

*Dort wird dir vieles helle seyn und groß  
Und daß wir Sterblichen, so wie wir <uns>  
Vor Augen stehn, nur Zeichen sind und Bilder  
<Das> wirst du nimmermehr bedauern, lieber! (4, 671, 26–35)*

Die Ägypter kennen die großen Bewegungen des Schicksals. Das Individuelle nehmen sie nur wahr als Bild und Zeichen eines Überpersönlichen, Gesetzlichen. Der göttliche Nomos ist ihnen das Reale, seine individuellen Manifestationsformen haben Bedeutung nur, weil sie Medien sind, die dem Geist der Zeiten und dem Allgemeinen im Leben der Völker zur Darstellung verhelfen. Mit diesen Versen ist also Manes, noch eh er auftritt, ausgewiesen als ein des göttlichen Nomos Kundiger, der die gewaltigen Geschehnisse in der gesetzlichen Zeitenwende zu erkennen vermag.

*Er tritt ein in den Gang des Schicksaals, als Aufseher über die Naturmacht, die tragisch, den Menschen seiner Lebenssphäre, dem Mittelpunkt seines innern Lebens in eine andere Welt entrückt und in die exzentrische Sphäre der Toten reißt. (5, 197, 3–6)*

Die Gründe für die Konzeption einer solchen Gestalt sind nicht völlig verborgen: das Fragment über die Religion, in handschriftlichem Zusammenhang mit dem 'Grund zum Empedokles' überliefert und somit etwa gleichzeitig mit diesem entstanden, beschäftigt sich eingehend mit dem Gesetzlichen und seinen Manifestationsmöglichkeiten. Dem Gedanken als dem Abstraktionsvermögen des Menschen kommt es zu, „den *notwendigen Zusammenhang*,... die unverbrüchlichen, allgültigen, unentbehrlichen Gesetze des Lebens“ zu „wiederholen“ (4, 276, 18–20). Zugleich aber betont Hölderlin die Unzulänglichkeit der nur gedachten und also abstrakten Gesetzlichkeit.

*Jene unendlicheren mehr als notwendigen Beziehungen des Lebens können zwar auch gedacht, aber nur nicht blos gedacht werden; der Gedanke erschöpft sie nicht, und wenn es höhere Gesetze giebt, die jenen unendlichen Zusammenhang des Lebens bestimmen, wenn es ungeschriebene göttliche Gesetze giebt,... – ich sage, wenn es solche giebt, so sind sie, in so fern sie blos für sich und nicht im Leben begriffen werden, vorgestellt werden, unzulänglich, einmal weil in eben dem Grade, in welchem der Zusammenhang des Lebens unendlich wird, die Thätigkeit und ihr Element,*

StA 4, 352, 19–253, 3 und die Erläuterungen im 1. und 2. Band der StA, auf die dort verwiesen ist.

*die Verfahrungsart, und die Sphäre in der sie beobachtet wird, also das Gesetz, und die besondere Welt in der es ausgeübt wird, unendlicher verbunden ist und eben deswegen das Gesetz, wenn es auch gleich ein für gesittete Menschen allgemeines wäre, doch niemals ohne einen besondern Fall, niemals abstract gedacht werden könnte, wenn man ihm nicht seine Eigentümlichkeit, seine innige Verbundenheit mit der Sphäre in der es ausgeübt wird, nehmen wollte. Und dann sind die Gesetze jenes unendlichen Zusammenhangs, in dem sich der Mensch mit seiner Sphäre befinden kann, doch immer nur die Bedingungen, um jenen Zusammenhang möglich zu machen, und nicht der Zusammenhang selbst. (4, 276, 25–277, 13)*

Unter den Aspekt, der hier hervortritt, ist offensichtlich die Begegnung von Manes und Empedokles gestellt. Manes bringt das abstrakte Gesetz, seine formale Seite zur Darstellung. Hieraus leitet er sein Recht zu urteilen ab, hieraus ist aber auch seine Unterlegenheit Empedokles gegenüber zu erklären. Denn auch dieser weiß vom göttlichen Nomos, erkennt aber – und darin ist er Manes überlegen – gleicherweise seine Individuationen. Er vermag am Leben, das ihn umgibt, die genaue Stunde der großen Weltperioden abzulesen und seine eigene Aufgabe<sup>9</sup>.

<sup>9</sup> Auch die Beziehung, die besteht zwischen Manes und dem ägyptischen Priester in Platons Dialog 'Timaios' (vgl. dazu StA 3, 494, 26–34), bestätigt diese Deutung. Die Worte, die Hölderlin aus dem 'Timaios' in die Manes-Szene hereinnimmt, stehen bei Platon in einem Zusammenhang, der das Wesen ägyptischer Weisheit unter einen auch für Gestalt und dramatische Funktion des Manes wichtigen Aspekt stellt.

Kritias erzählt dort vom Besuche des Solon bei den Priestern von Saïs.

Als... Solon dorthin kam, wurde er, wie er erzählte, von ihnen mit Ehren überhäuft, und da er Erkundigungen über die Vorzeit bei denjenigen Priestern einzog, welche hierin vorzugsweise erfahren waren, so war er nahe daran zu finden, daß weder er selbst noch irgend ein anderer Grieche, fast möchte man sagen, auch nur irgend etwas von diesen Dingen wisse. Und einst habe er, um sie zu einer Mitteilung über die Urzeit zu veranlassen, begonnen, ihnen die ältesten Geschichten Griechenlands zu erzählen... Da aber habe einer der Priester, ein sehr bejahrter Mann, ausgerufen: 'O Solon, Solon, ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder, und einen alten Hellenen gibt es nicht!' ('Ω Σόλων, Σόλων, Ἑλληνες αἰ παῖδες ἐστε, γέρων δὲ Ἕλληνα οὐκ ἔστιν.')

Als nun Solon dies vernommen, habe er gefragt: 'Wieso? Wie meinst du das?' 'Ihr seid alle jung an Geiste', erwiderte der Priester, 'denn ihr tragt in ihm keine Anschauung, welche aus alter Überlieferung stammt, und keine mit der Zeit ergraute Kunde.' ('Νέοι ἐστέ,' εἰπεῖν, 'τὰς ψυχὰς πάντες' οὐδεμίαν γὰρ ἐν αὐταῖς ἔχετε δι' ἀρχαίαν ἀκοήν παλαιὰν δόξαν οὐδὲ μᾶθημα χρόνῳ πολλῶν οὐδέν.')

Ägypten ist, wie der Priester weiß, von Naturkatastrophen verschont geblieben, die bei allen andern Völkern immer wieder das Gedächtnis des Alten auslöschen.

Wird die Manes-Szene aber solcherweise aufgefaßt als Möglichkeit, das abstrakt Gesetzliche und seine individuellen Manifestationen in ihrer Bezogenheit aufeinander zu klären, dann wird der Dialog zwischen Empedokles und Manes auch in seinen sonst schwer verständlichen Teilen interpretierbar.

Schon die Verse am Schluß der Szene mit Pausanias, die dem Auftritt des Manes unmittelbar vorausgehen, gewinnen, unter den genannten Aspekt gestellt, Verständlichkeit und höchste Bedeutung. Empedokles sagt:

*Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder.  
Und was geschehen soll, ist schon vollendet.* (4, 133, 329 f.)

In der Periodizität alles Geschehens, insofern dies nicht nur individuell, sondern auch gesetzlich ist, liegt auch seine Wiederkehr beschlossen. In dieser Gesetzmäßigkeit ist auch immer schon das vollendet, was in der Gegenwart noch im Entstehen begriffen ist oder was in der Zukunft sich entfalten soll. Empedokles deutet hier auf das Ende seines eigenen Lebens hin, das

Daher und aus diesen Gründen bleibt alles bei uns erhalten und gilt deshalb für das Älteste. (22 e)

Für den ägyptischen Priester sind die Griechen also Kinder deshalb, weil er ihre Tradition an der seines eigenen Landes mißt.

Wenigstens eure jetzigen Geschlechtsverzeichnisse, lieber Solon, wie du sie eben durchgingst, unterscheiden sich nur wenig von Kindermärchen. (23 b)

Die Kenntnis des Urältesten gibt den Ägyptern einen Überblick über gewaltige Zeiträume. Sie kennen so viele Erdzeitalter, daß das bleibende Gesetz ihnen, wie auch immer modifiziert es sich darstellen möge, überall sichtbar ist.

Diesen Aspekt, der bei Platon nur latent vorhanden ist, hat nun Hölderlin bei der Konzeption der Manes-Gestalt herausgestellt: eine Frucht des Wissens vom Urältesten ist die Kenntnis des göttlichen Nomos.

Manes, ausgewiesen durch eine „Anschauung, welche aus alter Überlieferung stammt“ und durch die „mit der Zeit ergraute Kunde“, die in seinem Volke bewahrt wird, sagt wie der ägyptische Priester ehemals zu Solon zu Empedokles:

Ja! fremde bin ich hier und unter Kindern.

Das seid ihr Griechen all. Ich hab es oft

Vormals gesagt. (4, 134, 347–349)

Manes gibt dabei der aus Platon stammenden Wendung einen neuen Akzent: seine Verse sind nicht eine einfache Feststellung wie bei jenem ägyptischen Priester, dem Solon gegenübersteht. Manes hat dies schon oftmals gesagt; er zeigt damit, daß dieses Wort für ihn so wichtig ist, wie es wiederholte Äußerungen für den Sprechenden immer sind. Zugleich aber hat Hölderlin wohl auch auf diese behutsame Weise versuchen wollen, mit Manes gleichsam eine neue Epiphanie des ägyptischen Priesters aus dem platonischen „Timaios“ hervortreten zu lassen und so die gesetzliche Konstellation zu schaffen, die der Ägypter und Solon bei Platon ebenso wie Manes und Empedokles zur Darstellung bringen.

ja, wie es späterhin in der Rhesis des Manes deutlich wird, gesetzlich vorweggenommen ist<sup>10</sup>.

Diese Verse lassen aber auch erkennen, daß Empedokles dem Wissen vom Nomos nicht ablehnend gegenübersteht. Manes wird also nicht dieses Wissens wegen von ihm mit zorniger Empfindlichkeit abgewehrt, sondern deshalb, weil er nicht sieht, daß der Retter der Zeit, der durch den Nomos auch für ihn legitimiert ist, hier und jetzt in Empedokles, der individuellen Konstellation der Stunde gemäß, sich zum Opfer bereitet.

Die Vorbereitung von Manes Auftritt zum Abschluß der Szene mit Pausanias ist nun aber mehr als eine von Hölderlin vorweg versuchte Deutung dieser Dramengestalt zu verstehen denn als beabsichtigte Ankündigung durch Empedokles. Dieser zeigt sich vielmehr überrascht, ja, erschrocken, er erkennt den neuen Gesprächspartner nicht. Damit wird nun eine besondere Wirkung erzielt: Manes beginnt das Gespräch mit schwerwiegendem Tadel, mit dem Anspruch, Empedokles den Zorn des Zeitengottes verkündigen zu wollen, ohne daß dieser weiß, woher der Sprechende sein Recht zu urteilen nimmt, was ihn veranlaßt hat, ihn aufzusuchen.

MANES

*Nun! säume nicht! bedenke dich nicht länger.  
Vergeh! vergeh! damit es ruhig bald  
Und helle werde, Trugbild!*

EMPEDOKLES

*Was? woher?*

*Wer bist du, Mann!*

MANES

*Der Armen Einer auch  
Von diesem Stamm, ein Sterblicher, wie du.  
Zu rechter Zeit gesandt, dir, der du dich  
Des Himmels Liebling dünkst, des Himmels Zorn,  
Des Gottes, der nicht müßig ist, zu nennen.*

<sup>10</sup> In den Lesarten zu dieser Stelle heißt es:

Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder

Und was geschehen soll, ist schon geschehn. (4, 671, 23 f.)

Hölderlin ändert „geschehn“ in „vollendet“ und transponiert damit den zweiten Teil des Verses, der den überindividuellen Aspekt dessen, was geschehen soll, ausspricht, aus der Zeitdimension der Vergangenheit in die Zeitindifferenz. Was vollendet ist, ist dem Werden und Gewordensein entrückt, was geschehn ist, ist immer einer Zeitkategorie zugeordnet. Der Nomos ist das Göttliche und damit Zeitindifferente, nur seine Erscheinungsmöglichkeit ist der Zeit unterworfen. – Uvo Hölscher (Empedokles von Akragas. HJb. 13, 1963/1964, S. 42) ist der Ansicht, dies „Wort an Pausanias“ sei „weniger eine Lehre vom Weltlauf als eine Verheißung“, denn „Hölderlins Zeitbewußtsein“ sei „eschatologisch“.

EMPEDOKLES

*Hal kennst du den?*

MANES

*Ich habe manches dir*

*Am fernen Nil gesagt.*

EMPEDOKLES

*Und du? du hier?*

*Kein Wunder ist! Seit ich den Lebenden  
Gestorben bin, erstehen mir die Todten.*

MANES

*Die Todten reden nicht, wo du sie fragst.  
Doch wenn du eines Worts bedarfst, vernimm.*

EMPEDOKLES

*Die Stimme, die mich ruft, vernehm ich schon.*

MANES

*So redet es mit dir?*

EMPEDOKLES

*Was soll die Rede, Fremder!*

(4, 133 f., 331–346)

Manes, der „Allerfahrne, der Seher“ (4, 168, 14), beginnt den Dialog mit der scharfen Anklage eines, der aus seinem Wissen das Recht des Urteils herleitet. Empedokles hat, wie er meint, mit seinem Glauben, Opfer einer Zeit zu sein, einem „Trugbild“ sich überantwortet, das er ihm zerstören will<sup>11</sup>.

<sup>11</sup> Emil Staiger (Der Opfertod von Hölderlins Empedokles. HJb. 13, 1963/1964, S. 16) meint, Empedokles selbst werde „von Manes als 'Trugbild' begrüßt“. Gegen diese Auffassung sprechen aber die Lesarten zu den Versen 334 f.; dort erwidert Manes auf die Frage des Empedokles, wer er sei:

Der Armen Einer auch  
Von diesem Stamm, der Wunderbaren (die)  
Wo sie der Stachel schmerzt, sich Träume spinnen  
Zum Troste viel vom Ange(sicht?) (4, 679, 15–33)

Die Menschen spinnen sich in Träume ein, wenn sie in der Wirklichkeit ihr Ungenügen allzu deutlich fühlen. Das sind dann die Trugbilder, die einen Ersatz darstellen müssen für ein in der Realität Verwehrt. Da Manes an des Empedokles Berufung zweifelt, deutet er auch dessen Auffassung seines Schicksals und Auftrags als Trugbild. In die gleiche Richtung weist des Manes Anrede „Trunkner!“ (368). Empedokles jagt, so sieht

Der Eindruck der zornig-finsteren Eingangsverse schwächt sich ab, als Empedokles, durch die Nennung des Zeitengottes gleichsam erwachend, vom anfänglichen überraschten Verstummen übergeht zu fordernder Anteilnahme. Sein Wissen von den Zeichen des Gottes gibt seiner zweiten Frage einen neuen Akzent: er fragt nicht als einer, der etwas erfahren will, sondern als einer, der das Wissen des andern zu prüfen vermag.

Manes, der die Voraussetzung dieser veränderten Haltung sofort durchschaut, gibt sich jetzt als der einstige Lehrer zu erkennen, um damit die Legitimität seines Urteilsanspruchs zu erweisen. Er erhält aber eine Antwort, die zeigt, daß die einstige Beziehung des Lehrers zum Schüler inzwischen für Empedokles unter einen andern Aspekt gerückt ist: er sieht in Manes, dem Repräsentanten des abstrakt Gesetzlichen, das allen Zusammenhang mit dem Leben verloren hat und so den göttlichen Nomos zum unfruchtbaren Gebot macht, das Tote. Manes aber gibt vorerst die Haltung des Lehrenden nicht auf, er erklärt sich bereit, Empedokles weiterhin an seinem Wissen teilnehmen zu lassen, erfährt aber, daß der einstige Schüler keiner Unterweisung mehr bedarf, da die Zeichen der Zeit ihm vernehmbar geworden sind<sup>12</sup>. Auch hier versteht Manes sofort, was Empedokles meint, und seine Antwort hat einen ironischen Klang. Darauf reagiert nun Empedokles empfindlich. Er nennt Manes einen Fremden und schließt ihn damit aus seiner Erfahrungs- und Gedankenwelt aus.

Manes erkennt, daß der Dialog, noch eh er richtig begonnen hat, abrupt enden will und daß er damit das, was er als seinen Auftrag ansieht, nicht ausführen kann. So lenkt er ein.

MANES

*Doch wolltest du mir nicht,  
Wie dirs ergieng bei deinem Volke, sagen?*

EMPEDOKLES

*Was mahnst du mich? Was rufst du mir noch einmal?  
Mir gieng es, wie es soll.*

MANES

*Ich wußt es auch  
Schon längst voraus, ich hab es dir geweissagt.*

es Manes, einem Phantom nach, das nunmehr vor dem Wort der Weisheit wie ein Nebel vor der Sonne sich auflösen soll.

<sup>12</sup> Die Lesarten zur Stelle lassen diesen Sinn noch unverhüllt hervortreten:  
Die Stimme, die mich ruft, die hör ich selbst,  
Und brauche keinen Mittler. (4, 680, 30–32)

EMPEDOKLES

*Nun denn! was hältst du es noch auf? was drohst  
Du mit der Flamme mir des Gottes, den  
Ich kenne, dem ich gern zum Spiele dien',  
Und richtest mir mein heilig Recht, du Blinder!*

MANES

*Was dir begegnen muß, ich ändr' es nicht.*

EMPEDOKLES

*So kamst du her, zu sehen, wie es wird? (4, 134 f., 349–359)*

Die einstige Begegnung gibt der neuen Gesprächsphase ihren Impuls: des Manes Frage nach den Schicksalen des Empedokles kann sich auf ehemals Verabredetes berufen. Doch Empedokles ist nicht gewillt, Genaueres mitzuteilen. Dem Retter einer Zeit ist ein Leben beschieden, dessen Gesetzmäßigkeit auch Manes bekannt ist, eine Manifestation des Nomos ist immer Zeichen der Berufung, und wenn Empedokles auf die Gesetzmäßigkeit seines Schicksals verweist, so betont er damit von neuem die Berechtigung eines Anspruchs, den Manes ihm zu Anfang der Szene und offenbar auch bei der früheren Begegnung in Ägypten energisch bestritten hatte. Des Manes Antwort scheint eine Bestätigung des von Empedokles Angedeuteten zu sein; auch er sieht dieses Gesetzliche im Leben des Empedokles, ja, er hat den Verlauf dieses Lebens vorausgesagt. Aber dieses Einverständnis ist nur ein scheinbares, in Rede und Gegenrede bereitet sich die zornige Rhesis des Manes vor, in der dem „Trugbild“ des Empedokles das Bild des wahren Retters entgegengestellt wird. Der Ägypter sieht zwar ein Gesetzliches im Leben des Empedokles, aber seine Deutung dieses Gesetzlichen unterscheidet sich von der des Empedokles.

*Der Tod, der jähe, er ist ja von Anbeginn,  
Das weist du wohl, den Unverständigen  
Die deinesgleichen sind, zuvorbeschieden. (4, 135, 363–365)*

Manes will Empedokles zum Eingeständnis seines vermeintlichen Irrtums zwingen, indem er das Bild des wahrhaft Berufenen erstehen läßt und abschließend fragt:

*Bist du der Mann? derselbe? bist du diß? (4, 136, 399)*

Der großartigen Rhesis des Manes entspricht die des Empedokles, die aber ebensowenig wie alles zuvor Gesagte zu überzeugen vermag. Sie hat ledig-

lich zur Folge, daß die Szene mit der Bereitschaft zu neuem Gespräch zu Ende geht.

Dieses Gespräch sollte, wie der Entwurf zur Fortsetzung der dritten Fassung erkennen läßt, am Ende des vierten Aktes stattfinden und damit unmittelbar vor dem Tode des Empedokles, dessen anschließender Monolog wohl bis an den Augenblick des Opfers heranzuführen sollte.

Folge dieser zweiten Begegnung ist eine Sinnesänderung des Ägypters.

*Manes, der Allerfahrne, der Seher erstaunt über den Reden des Empedokles, und seinem Geiste, sagt, er sei der Berufene, der tödte und belebe, in dem und durch den eine Welt sich zugleich auflöse und erneue. Auch der Mensch, der seines Landes Untergang so tödlich fühlte, könnte so sein neues Leben ahnen. Des Tags darauf, am Saturnusfeste, will er ihnen verkünden, was der letzte Wille des Empedokles war. (4, 168, 14–20)*

Empedokles sollte in der dritten Fassung sich selbst gleich bleiben, die Folge der Szenen hatte vermutlich die Aufgabe, die Zentralgestalt in unterschiedlichen Situationen in immer neuem Glanz erstrahlen zu lassen und so den Augenblick des Opfers zum Kulminationspunkt eines Lebens zu machen, das wie eine neue Sonne ein neues Weltenjahr heraufführt. Damit aber ist der zum Tragischen gehörende Akt des Begreifens<sup>13</sup>, der dem Frankfurter Plane nach noch von Empedokles vollzogen werden sollte, von der Zentralgestalt abgelöst. Ursprünglich sollte der Augenblick der erkannten Identität auch der des Todes sein, in der dritten Fassung war aber offensichtlich geplant, den zur Erkenntnis gehörenden Vollzug hinauszuzögern und durch die Retardierungsfunktion der Handlung die Bedeutung des Opfers ganz zu erhellen<sup>14</sup>. Das Erkennen und Begreifen aber hat in Manes „Ideengestalt“ (5, 271, 24) angenommen; er ist nicht in das Geschehen einbezogen, sondern fragt nur nach der Wahrheit. Diese Wahrheit aber ist der göttliche Nomos. Sein Erkennen ist Einsicht in die Zusammengehörigkeit von Gesetz und Individualität in der Gestalt des Empedokles. Auf dieser neuen Erkenntnisstufe ist Manes der berufene Deuter der Ereignisse, die Zeichen einer Zeitenwende sind und zu deren Künder sich Empedokles, schon ganz seiner heiligen Tat zugewandt, ohne Gefahr der Profanierung nicht machen konnte.

<sup>13</sup> Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart, und gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins wird, dadurch sich begreift, daß das gränzenlose Eineswerden durch gränzenloses Scheiden sich reiniget. (5, 201, 18–22)

<sup>14</sup> Vgl. dazu Anm. 6.

VON

RENATE BÜSCHENSTEIN-SCHÄFER

*O welch ein Gott hat mich hieher getrieben,  
 Mir dünkt, die eine Macht vernichtet mich,  
 Die andre mächtig naht, mich zu erheben –  
 Und beide scheinen gleichen Rechts zu seyn.  
 Soll ich den Glauben opfern, der mich liebte,  
 Mich froh beseligt', auf der Andacht Schwingen  
 Mich in das Reich des höchsten Geistes zieht –  
 Der im Gemühte kaum bezweifelt, lebte,  
 Fast eins mit dem Gemüth – ihn hat gepflanzt  
 Ein Gott in mir – ihn hat ein Gott bewahrt,  
 Steht er in meiner Macht, bin ich nicht sein?  
 Ein Gott nur kann ihn von der Seele lösen.  
 Und doch! soll ich dem Glauben Menschen opfern?  
 Die besten Menschen – meine Lieb' – mein Leben  
 Und meine Kunst – denn alles sincket dahin,  
 Ich ahnd' es wohl, mit diesem Menschenopfer!*

Das Werk, dessen Handlung in diesem Zwiespalt gipfelt, hat das Schicksal, häufig zitiert zu werden und dabei so gut wie unbekannt zu sein. Als Casimir Ulrich Boehlendorff seine Dichtung 'Fernando oder Kunstweihe'<sup>1</sup> seinem Freund Hölderlin übersandte, antwortete ihm der Dichter, indem er an sein Urteil über das empfangene dramatische Gedicht eigene poetologische Reflexionen anknüpfte. So ist der sogenannte „1. Böhlendorff-Brief“<sup>2</sup> vom 4. Dezember 1801 bei der Erforschung von Hölderlins Dichtungstheorie vielfach betrachtet und ausgelegt worden<sup>3</sup>. Er spricht über das Verhältnis von antiker und moderner Poesie. Der Gegensatz von griechischem Pathos und abendländischer Nüchternheit wird zunächst allgemeiner in bezug auf die paradoxe Schwierigkeit, das Angeborene künstlerisch auszuwerten, sodann aber spezieller in bezug auf die Form des tragischen

Sterbens „nach unserem oder nach antiquem Schiksaal“ dargestellt. Namentlich der erste Teil von Hölderlins Überlegungen, der als Zeugnis für eine hypostasierte „vaterländische Umkehr“ in Anspruch genommen wurde, geriet in den Brennpunkt einer erregten Diskussion, auf die hier nicht eingegangen werden soll. Auffallend ist es aber, daß bei der Interpretation dieser hölderlinischen Gedanken ihr Ausgangspunkt, Böhlendorffs Werk, kaum je in Betracht gezogen wird. Mitunter wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der 'Fernando' für Hölderlin nur ein äußerlicher Anlaß zur Entfaltung seiner Reflexionen sei, oder es wird apriorisch ein negativer Bezug in Gestalt einer „taktvollen, aber bestimmten Kritik“ angesetzt. Dabei scheint es, als werde die Gleichgültigkeit Hölderlins gegenüber der Dichtung des Freundes oft ohne Kenntnis dieser Dichtung vorausgesetzt. Dafür spricht, daß der vollständige Titel gewöhnlich als 'Fernando oder die Kunstweihe' zitiert wird. Die dem Sprachgefühl eingängigere Fassung mit dem bestimmten Artikel findet sich schon in dem 'Allgemeinen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland' von Recke und Napiersky, dem wir einen ziemlich ausführlichen Lebenslauf des gescheiterten Dichters verdanken<sup>4</sup>. Sie scheint auf autobiographische Angaben Boehlendorffs in der Mitauschen Zeitung von 1803, Nr. 8, zurückzugehen. Ihrer Verbreitung dient der Umstand, daß sie auch in die Erläuterungen zum „1. Böhlendorff-Brief“ in der Großen Stuttgarter Ausgabe eingegangen ist, obgleich diese offenbar auf Kenntnis des Werkes selbst beruhen<sup>5</sup>. Daß der 'Fernando' aus der Betrachtung ausgeschlossen wird, erklärt sich zweifellos zunächst aus der Seltenheit des Werkes<sup>6</sup>. Sodann aber ist der Zusammenhang mit anderen dichtungstheoretischen Äußerungen Hölderlins, namentlich mit den 'Anmerkungen zur Antigona', so evident, daß die Interpretation des Boehlendorff-Briefs keiner außerhalb von Hölderlins eigenem Denken liegenden Erklärungen zu bedürfen scheint.

Die hier vorgetragenen Überlegungen sollen nun keineswegs in übertreibender Reaktion auf die Gleichgültigkeit gegenüber Boehlendorff behaupten, nur auf dem Hintergrund des 'Fernando' seien Hölderlins Bemerkungen richtig zu verstehen. Der eben angedeutete Zusammenhang der hölderlinischen Reflexion bleibt selbstverständlich der Schlüssel zu ihrer

<sup>4</sup> 1. Bd. Mitau 1827, S. 209–212.

<sup>5</sup> 6, S. 1076–1079.

<sup>6</sup> Das Literaturarchiv des Schiller-Nationalmuseums in Marbach bewahrt ein Exemplar aus dem Besitz des Prof. theol. Rudolf Steck in Bern, wohl des Enkels jenes Juristen Rudolf Steck, mit dem Boehlendorff in Jena und in Bern eng befreundet war. Es trägt, offenbar von der Hand des Verfassers, die Widmung: „Dem Freunde für die Ewigkeit / meinem Steck zu Seedorf.“

<sup>1</sup> Bremen, bei Wilmans, 1802, ausgegeben im November 1801.

<sup>2</sup> StA 6 Nr. 236.

<sup>3</sup> Zur Forschungslage vgl. P. Szondi: Hölderlins Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801. Kommentar und Forschungskritik. Euphorion 58, 1964, S. 260–275. Jetzt in: Hölderlin-Studien, Frankfurt 1967, S. 85–104.

Deutung. Doch hat der Leser des 'Fernando' den Eindruck, als habe Hölderlin das Werk des Freundes, dessen Fortschritt ihn als „gutes Zeichen“ ermutigte und mit dem er „ein Schicksal“ zu haben glaubte, nicht willkürlich als Vorwand für die Formulierung der ihn eben beschäftigenden Gedanken benutzt. Es ist vielmehr, als falle von der Kenntnis dieses Werkes aus ein zwar nicht grundsätzlich neues, aber durchaus schärferes Licht auf Hölderlins Konzeption des Tragischen. Um das zu zeigen, müssen zunächst Inhalt und Charakter des 'Fernando' skizziert werden<sup>7</sup>.

Das Gedicht, vom Autor als „dramatische Idylle“ bezeichnet, in die fünf Akte „Ahnung, Liebe, Begeisterung, Anfechtung, Freiheit“ eingeteilt, schildert in kundig stilisierten Blankversen das Schicksal eines jungen Malers, der enthusiastisch für seine Kunst glüht. Ein spanischer Offizier hat ihn aus der Hand von Seeräubern gerettet; so findet er sich zu Beginn am Strand von Malaga. Ein kunstverständiger Geistlicher geleitet ihn zum Hause eines alten Gärtners, der ehemals die königlichen Gärten von Ildefonso verwaltete; dieser ist, wie sich gleich herausstellt, der Vater seines Retters. Der Geistliche, der Gärtner und dessen Tochter Cäcilia sind gleichermaßen für Kunst und Dichtung begeistert; sie nehmen den jungen Künstler freudig auf. Umgeben von dem anmutigen Garten, den der alte Mendez angelegt hat, verleben sie von Freundschaft und Kunstgesprächen erfüllte Idylentage. Sie gipfeln in einem abendlichen Fest, das man in einer bekränzten Säulenhalle feiert. Fernando vollendet hier die Erzählung seiner künstlerischen Sendung, die begann, als der Knabe das Bildnis der bei seiner Geburt verstorbenen Mutter erblickte. Ihre Gestalt geleitet ihn seither als Schutzgöttin. Auf ihr Geheiß wandte er sich, als er im Vaterland die Malkunst erlernt hatte, in die Alpen, doch angesichts der unendlichen Natur erlahmte seine Schöpferkraft. Der Rat eines unbekanntenen Künstlers wies ihn „nach Hesperien“, in „Parmas Dom“; dort erlebte er in einer Messe, erschüttert von der Musik und der Göttlichkeit des Christusjünglings, dessen Himmelfahrt die Kuppel ausfüllt, die Religion als Urgrund der Kunst<sup>8</sup>. In Rom dann, im Vatikan, ging ihm vor Raffaels Bildern, die er in poetischer Dramatisierung evoziert, die Vollendung der Kunst auf, nach der er selbst vergeblich strebt. Als Höhepunkt des Festes wird für die Bildnisse der großen Maler und Dichter, die die Halle schmücken – Michel-

angelo, Dante, Correggio, Tizian, Ariost, Guido Reni, Tasso, Cervantes, Velasquez und Raffael werden der Reihe nach gewürdigt – eine Opferflamme entzündet. Bei ihrem Glanz finden sich Fernando und Cäcilia als Paar. Doch ihr Bund wird bedroht, als der Bruder der Braut heimkehrt und aus fanatischer Glaubensinbrunst ebenso wie aus Eifersucht auf den von allen geliebten schwärmerischen Jüngling fordert, daß der protestantische Ketzer von seiner Schwester ablasse oder aber den katholischen Glauben annehme. Da Fernando sich weigert, zeigt ihn Alonzo den Behörden an, und er wird nächtlich in den Kerker verschleppt. Dort sucht er noch ein Gemälde zu vollenden, in dem jetzt das visionäre Urbild und die Züge der Braut zusammenfließen. Da bringt ihm der Geistliche die Nachricht, daß das Gericht ihn freigesprochen habe; der durch den Jammer des Vaters und der Schwester erschütterte Alonzo bittet um Verzeihung und Freundschaft. Doch die Freiheit ist an die Bedingung geknüpft, daß Fernando Spanien verläßt oder übertritt. Sein Scheiden bedeutet für Cäcilia und ihren Vater wie für das im Kreise der Freunde erblühende schöne Kunstleben den Tod. Zwischen der Forderung des angestammten Glaubens, der ihn bisher genährt hat, und der Verpflichtung gegenüber den Geliebten zerrissen, ringt sich Fernando einsam zu der Einsicht durch, daß die Konfessionen nur zeitlich bedingte Formen eines tieferen, wahreren Glaubens sind. Er, der immer schon vor Raffaels Madonna geknielt, immer schon den Götterglauben der Alten geehrt hat, erkennt:

*Den einen, den kein menschlich Aug' erreicht,  
Bekennen alle Glauben – alle Zeiten –  
Und er gebietet solche Opfer nicht!*<sup>9</sup>

So kann er sich entschließen, die „Gestalt“ seines Glaubens aufzuopfern und so das Leben mit seinen Geliebten zu gewinnen.

Wollte man das Werk außerhalb seines Bezugs zu Hölderlin betrachten, so wäre es ein Musterbeispiel, an dem sich das Wesen epigonalen Dichtung ablesen ließe. Von Boehlendorffs Vorbildern<sup>10</sup> scheint zuerst Goethes 'Tasso' durch, von dessen Einfluß das Versmaß, die Wahl des Ausdrucks und die Zeichnung der Personen zeugen. Die Kunstgespräche des kleinen Zirkels weisen in bescheidener Spiegelung auf diejenigen am Hof der Este zurück, und namentlich die Auseinandersetzung zwischen Alonzo, dem Mann der Tat, und dem weicheren, sensitiveren Künstler Fernando erinnert an den Gegensatz von Antonio und Tasso. Fernandos begeisterte

<sup>7</sup> Eine ausführliche Inhaltsangabe mit zahlreichen Zitaten bietet Karl Freye: Casimir Ulrich Boehlendorff / der Freund Herbars und Hölderlins. Pädagogisches Magazin Heft 547, Langensalza 1913, S. 102–118.

<sup>8</sup> Die Schilderung des Gemäldes, das sich in Wirklichkeit im Dom von Parma nicht findet, ist offenbar von Correggios 'Himmelfahrt Christi' in der Kuppel von San Giovanni Evangelista in Parma angeregt. Vgl. A. Chastel: Die Kunst Italiens. II, 1962, S. 75.

<sup>9</sup> S. 198 f.

<sup>10</sup> Eine Übersicht über die wichtigsten Quellen bietet Freye aaO S. 115–118.

Schilderungen der italienischen Kunst sind, obzwar von Boehlendorffs eigenem Italienerlebnis inspiriert, ohne die 'Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' nicht zu denken; mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß Fernandos Schicksal dem im 'Brief eines jungen deutschen Malers in Rom' geschilderten verwandt ist: auch dieser Künstler erfährt in einer Messe die Macht der Religion, auch ihn bewegt das Verlöbniß mit einer Katholikin zum Übertritt. Jenes archetypische Mutterbild, das Fernando geleitet, ist zugleich auch eine Allegorie der Vereinigung verschiedener Bildungsmächte, die im 'Fernando' zusammengefloßen sind. Diese Einheit verfestigt sich in einer Szene zur konkreten Figur. Mendez erzählt Fernando von der Verzweiflung, die ihn ergriff, weil der königliche Garten,

*Auf eines rauhen Felsens wüster Klippe  
Wie mit Armidas Zaubergeist erschaffen...*<sup>11</sup>

unaufhaltsam dahinwelkte. Gerettet wurde er nur durch

*Natur, die heil'ge, die zu ihrer Werkstatt  
In diesem Augenblick den Fuß mir lenkte.*<sup>12</sup>

In der lebendigen Heiterkeit einer Gebirgslandschaft lehrte sie ihn das Urbild wahrer Gartenkunst erkennen. (Hier greift Boehlendorff eines der charakteristischsten Motive der Zeit auf: den Übergang vom französischen Kunst- zum englischen Naturgarten.) Mit geheimnisvoller Bedeutsamkeit, wie den Mysteren zur Einweihung, weist Mendez den jungen Maler auf einen gewissen Gartenpfad: an dessen Ende erscheint wie eine Offenbarung eine Venusstatue. Empedokleisch-lukrezisch-hölderlinische Tradition ver- rät sich, wenn Fernando die Göttin begeistert anredet:

*Erhabenste! ich sinke vor der nieder!  
Nenn' ich dich Schöpferin? du Mutter Aller –  
Du Heilige! sey Venus! sey Natur!  
Sey Liebe! Eine bist du nur!  
Hüll' dich in Nacht, verschwiegne Göttliche!  
Man kennt dich doch, man ahndet deine Nähe –  
Und wo man dich nicht kennt, man huldigt doch –  
Du bist allein, die jeden Stern gestaltet,  
Die diese Erde wunderbar entfaltet –  
Du bist, die jede Brust mit Leben füllt,  
Aus deren Schooß die schönste Kraft entquillt –...*<sup>13</sup>

<sup>11</sup> S. 51.

<sup>12</sup> S. 54.

<sup>13</sup> S. 58.

Der frommen Cäcilia legt Fernando dar, daß die Göttin zugleich auch die heilige Jungfrau und sie selbst ihr Abbild sei.

*Cäcilia! sieh diese holde Erde,  
Sieh diese Flur, die fröhlich uns umkränzt,  
Sieh diesen Bach, der klar den Äther spiegelt,  
Die Myrthen und den stillen Lorbeer hier –  
Sieh deines Vaters leuchtend Aug' und dich –...*

*O kenne sie, die niemand fühlt, wie du!*<sup>14</sup>

Die hölderlinische Konzeption einer als geistiges Prinzip verstandenen Natur spricht – in vereinfachender Nachbildung – auch aus einer Betrachtung, die Boehlendorff während der Zeit, die er mit Hölderlin, Sinclair und Muhrbeck in Homburg zubrachte, niederschrieb: „Die Sphäre der gesamten Menschennatur kann nur in der höchsten und lautersten Begeisterung, das heißt, im innigsten Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte gefaßt werden.“ Die Reflexion „nimmt wahr, daß in ihm [dem Moment der Begeisterung] sich Großes und Kleines – Erde und Himmel vereinige – sich durch einander bewege – daß Pflanze, Staub und Stern in einen schwebenden Zusammenhang treten – daß sich alles dies um sein Wesen, wie Planeten um die Sonne, bewege, und er sich Herrscher in der Mitte fühle; daß zwar nicht diese Herrschaft sich in Wirksamkeit, That äußere – – die Welten bleiben an ihrer Stelle und im Grase der Staub – daß aber sich für den Menschen ein Fassen der Natur – ein Vermögen, sich in ihren hohen Zusammenklang, als tönenden Laut im All zu setzen, entwickele –“<sup>15</sup>.

Aus solchen Stellen wird deutlich, was Boehlendorff Hölderlin verdankt, aber auch, inwiefern Hölderlin bei der Lektüre von Boehlendorffs Versuch ein Zusammengehörigkeitsgefühl empfinden konnte. Die in gewissen Stichworten spürbare Intention ließ ihn vielleicht über den neuralgischen Punkt hinwegsehen, an dem Boehlendorffs epigonales Gedicht vor allem scheiterte. Die Kunstsprache der Klassik, in ihrem typisierenden, gnomischen, das Konkrete bewußt zum Sinnbild stilisierenden Charakter schon bei ihren Schöpfern von gefährlicher Fragilität, entblößt in Boehlendorffs abgeleitetem Gebrauch ebenso arglos wie fatal ihre ganze brüchige Stofflosigkeit. Dazu treten die Mängel der Komposition, die daraus entspringen, daß Boehlendorff sowohl zwei Gattungen als auch zwei Probleme mit-

<sup>14</sup> S. 62.

<sup>15</sup> An Steck, 12. Mai 1799; wiedergegeben bei Freye aaO S. 70 f.

einander vermischt hat. Wenn er seine Dichtung eine „dramatische Idylle“ nennt, so bedeutet das, daß er die beiden Gestaltungsprinzipien zusammenzwingt, die sich am ehesten ausschließen: den Versuch einer absoluten Statik und die Forderung nach reißendem Ablauf. So muß das Werk auseinanderfallen. In den ersten drei Akten herrscht der Idyllengeist, der sich auch der traditionellen Kunstmittel der Gattung, d. h. der abgeschlossenen ländlichen Szenerie, der breiten Dialoge, der ausführlichen Kunstbeschreibung bedient und in der Verlobung von Fernando und Cäcilia einen durchaus hinlänglichen Schluß herbeiführt. Die dramatische Erregung der beiden letzten Akte wirkt künstlich angefügt, obgleich an einigen Stellen eine Verklammerung versucht wird, so, wenn Cäcilia sich angesichts von Fernandos Naturenthusiasmus ängstlich fragt, was wohl der Bruder zu solchen Bekenntnissen sagen würde. Das Leitmotiv des Mutterbildes soll offenbar das Ganze zusammenhalten, vermag aber in seiner epischen Natur dieser Aufgabe nicht zu genügen, zumal in ihm verschiedene Funktionen gewaltsam übereinandergeschichtet sind. Einmal dient die in ihm begründete Madonnenverehrung dazu, Fernandos Glaubenswechsel besser zu motivieren; zum andern symbolisiert es die Sehnsucht des Malers, das vollkommene Kunstwerk zu schaffen. Damit sind die beiden Probleme bezeichnet, deren vom Dichter nicht bewältigte, vielleicht auch nicht klar wahrgenommene Doppelheit das Werk zerreißt. Boehlendorff selbst hat die „Hauptidee“ des Werkes aus jenem Begriff der „Begeisterung“ abgeleitet, den er in der zitierten Reflexion als höchste Fähigkeit des Menschen erkannt hatte. „Diese Schrift sollte den *poetischen Enthusiasmus* als Grundlage aller Künstlerbildung darstellen, wie er, von den Werken der größten Meister erfüllt, mit neuen Bildungen schwanger, seine Fülle zu verschwenden forteilt, bis ihn ein nahverwandtes Leben fesselt; indem er sich so mit der Wirklichkeit verbindet, wird seine Kunstliebe und Geistesfreiheit von derselben angefochten; der Kampf leihet dem flüchtigen Schwärmer Besinnung, Beruhigung, und unter jeder Bedingung schließt er Frieden mit der Welt, um die innere Bildsamkeit dadurch still zur Kunst gedeihen zu lassen.“<sup>16</sup> Die Auseinandersetzung des jugendlich-absoluten Künstlergeistes mit der Welt ist aber nur eine Seite von Fernandos Problematik: viel stärker tritt im ganzen die Sorge des Malers hervor, ob er jemals imstande sein werde, seinen Visionen wirklich Gestalt zu verleihen – und dieses Problem, Boehlendorffs eigenes, bleibt bis zum Schluß ungelöst. Fernando, der doch noch das „Denkmal“ seiner Geliebten schaffen will, verliert sich immer mehr in Erinnerungen und Träume:

<sup>16</sup> Vossische Zeitung vom 3. März 1803; wiedergegeben bei Freye aaO S. 82.

*Ach! Schönste, wie ich damals dich erscheinen  
Mit weißem Schleier sah, so seh ich jetzt  
Dich schwinden – ach! den Genius mit dir,  
Der herrlich der Verheißung Kranz mir zeigte!  
Vergebens streb' ich noch mit schwachem Pinsel  
Am Schatten mich zu nähren – ihr entfloht,  
Und es entsinkt der Pinsel meiner Hand!<sup>17</sup>*

Den autobiographischen Grundzug hat Boehlendorff selbst als Hemmnis für die poetische Vollendung seines Gedichtes erkannt: „Allein individuelle Stimmung des Geistes hatte einen zu wesentlichen Anteil an seinem Entstehen, als daß sich dieselbe [die Idee] rein, als Kunstwerk aussprechen konnte. Es war vielmehr meine eigne Sehnsucht, nach dem Anschauen und Begreifen jener Werke der herrlichen Vergangenheit, und nach der Epoche einer ruhigen freien Bildsamkeit in der Kunst, als die beabsichtigte Anlage, die sich darin darstellen konnte.“<sup>18</sup> Diese Selbstkritik wagt es nicht, das autobiographische Element als Zweifel an der eigenen künstlerischen Berufung zu definieren: im Werk aber erlaubt es zwar die poetische Verfremdung, die Frage klar auszusprechen, doch schreckt hier der Dichter vor einer Antwort zurück. Das Ungewisse, Gebrochene eines Künstlertums, das doch mit soviel religiöser Leidenschaft gefeiert wird, wirft einen Schatten über die Dichtung und vertieft das trübe Licht, das die tragische Konstellation der Entscheidung über die letzten Szenen verbreitet.

Mit dieser verdunkelten Stimmung des Schlusses muß es zusammenhängen, daß Hölderlin den 'Fernando' eine Tragödie nennt. Das Paradoxon, daß seine Reflexionen über das tragische Sterben von einem Werk ausgehen, an dessen Ende gerade ein positiver Entschluß steht, hat Verwunderung erzeugt und die Auffassung gefördert, Hölderlin habe die Dichtung des Freundes ganz willkürlich benutzt. Freye<sup>19</sup> nimmt eine „sehr flüchtige Durchsicht“ an. Die Ausführungen des Briefes über die Todesarten lassen Beck<sup>20</sup> daran zweifeln, ob Hölderlin „den zwar verhaltenen, doch eindeutig glücklichen Schluß schon richtig gelesen oder richtig verstanden hatte. Jedenfalls benutzt er... das Werk als bloße Grundlage...“ Als Argument dient ihm auch die Bemerkung des Dichters, er wolle den 'Fernando' „erst recht studieren und zu Herzen nehmen, und dann vielleicht Dir etwas interessanteres davon sagen“. Nun ist die Annahme, Hölderlin

<sup>17</sup> S. 183.

<sup>19</sup> AaO S. 118.

<sup>18</sup> Freye aaO S. 82.

<sup>20</sup> StA 6, S. 1076 f.

habe den Brief ohne rechte Kenntnis des Schlusses geschrieben, unwahrscheinlich. Die von ihm zitierten Verse

*Ein enger Weg führt in ein dunkles Thal,  
Dahin hat ihn Verrätherey gezwungen.*

sind nur durch 29 sehr kleine, jeweils nur wenige Verse enthaltende Seiten vom Schluß entfernt. Es ist schwerlich denkbar, daß Hölderlin, wenn er sich schon entschloß, dem Freund über seine Arbeit zu schreiben, nicht vollends zu Ende gelesen hätte. Eine andere Frage ist freilich, ob er das Positive des Ausgangs erkannt hat. Hier ist es interessant, daß auch ein anderer Leser einen unglücklichen Schluß zu sehen gemeint hat. Freye<sup>21</sup> berichtet über eine Boehlendorff gewidmete Abhandlung<sup>22</sup>, deren Verfasser glaubt, daß Fernando aus Treue zu seinem Glauben die Braut verliere. Ein solches grobes Mißverständnis kann freilich nur aus ungenauer Lektüre des Wortlauts entspringen; dennoch versteht man, daß es dazu kommen konnte. Der letzten Szene fehlt trotz der programmatischen Zuwendung zum Leben, mit der sie abschließt, jeder freudige Ton. Der Leser steht ganz unter dem Eindruck von Fernandos schmerzlichem Kampf, und erst die allerletzten Verse versuchen eine Art Aufschwung:

*Ja! fasse mich! o weite Heimath Erde!  
Du stilles Thal der Lieb' umfasse mich –  
Ihr Lieben, ring' ich euch in meine Arme –  
Seyd mein – seyd mein auf ewig! ruf ich euch!*<sup>23</sup>

Doch hat dieser Aufschwung, der durch lange Raisonnements gewonnen werden muß, etwas durchaus Gequältes; so vermag er das Dunkel des voraufgehenden Zwiespalts nicht auszulöschen. Denn ist der Konflikt, in dem sich Fernando befand, wirklich gelöst? Stehen wir wirklich vor einem „glücklichen“ Ausgang? Fernando hatte zwei Möglichkeiten: Spanien und seine Geliebten zu verlassen, was zugleich auch seine Kunst vernichten würde –

*– denn alles sinckt dahin,  
Ich ahnd' es wohl, mit diesem Menschenopfer!*<sup>24</sup>

–, oder seinen Glauben zum Opfer zu bringen. Die theologischen Reflexionen, die ihm diesen Entschluß annehmbar machen, täuschen nicht darüber

<sup>21</sup> AaO S. 258.

<sup>22</sup> Adolf Neubrunn: C. U. Boehlendorffs Leben und dramatische Tätigkeit. Gymnasialprogr. Ungarisch-Hradisch 1911.

<sup>23</sup> S. 199.

<sup>24</sup> S. 194.

hinweg, daß der Konflikt ein unlösbarer, daß hier wirklich ein Opfer gefallen ist: die geistige Freiheit Fernandos, der zwar fortan wieder in seinem Idyll, aber unter der Botmäßigkeit der Kirche leben wird. Zu dem Eindruck der Gebrochenheit, der am Schluß zurückbleibt, fügt sich das an den Leser gerichtete Einleitungsgedicht, das ihm „Ein Bildniss von des Jünglings Erdewallen“ verspricht und ihn ermahnt, den Jugendfrühling mit seinem idealischen Aufschwung auszukosten:

*Vergänglich ist die Blüthe! rasch die Stunde;  
Geflügelt naht, und pfeilbewehrt ihr Tod –*

Die Vermutung regt sich, es sei dieser Ausblick auf ein gebrochenes Leben, der Hölderlin vom „Sterben“ des Helden sprechen ließ. Dieses Wort würde somit eine rein geistige Art des tragischen Untergangs bezeichnen. Auf das Verinnerlichte von Boehlendorffs Werk muß sich auch Hölderlins Bemerkung beziehen, sein guter Genius habe dem Freund eingegeben, das Drama „epischer“ zu behandeln. Dieser Ausdruck ist auf eine für den Sprachgebrauch des späteren Hölderlin charakteristische Weise doppeldeutig. Sicher sind damit zunächst die schon angedeuteten idyllischen, beschreibenden, statischen Züge gemeint, die im Licht einer „normalen“ Poetik dem dramatischen Gedicht eher Abbruch tun. Aber Hölderlin führt offenbar auf sie nicht nur die „Präzision und tüchtige Gelenksamkeit“ zurück, die er im ersten Teil des Briefes als Fortschritt im freien Gebrauch des „Nationellen“ rühmt; er sieht in ihnen auch eine vergeistigtere Gestaltung des Dramas verankert, wie sie dem abendländischen Dichter angemessen ist: „Eine vaterländische [Kunstform] mag, wie wohl beweislich ist, mehr tödtendfactisches, als tödtlichfactisches Wort seyn; nicht eigentlich mit Mord oder Tod endigen...“ („Anmerkungen zur Antigona“)<sup>25</sup>. Diese Verinnerlichung, die das „Moderne“ der Tragödie ausmacht, wird im folgenden durch eine merkwürdig zwischen konkretem und symbolischem Charakter oszillierende Definition erläutert: „Denn das ist das tragische bei uns, daß wir ganz stille in irgend einem Behälter eingepakt vom Reiche der Lebendigen hinweggehn, nicht daß wir in Flammen verzehrt die Flamme büßen, die wir nicht zu bändigen vermochten.“ Diese Bestimmung wirkt, als sei sie vom Unterschied der antiken und der christlichen Bestattungsriten abgeleitet<sup>26</sup>. Doch bleibt an dieser Deutung manches anstößig. Sollte ein allgemeines, für jedes Leben gültiges Gesetz wie der jeweilige

<sup>25</sup> StA 5, S. 270.

<sup>26</sup> Mit Recht betont Walter Hof (Zur Frage einer späten „Wendung“ oder „Umkehr“ Hölderlins. HJb. 11, 1958/60, S. 146.) gegenüber Allemann, daß der zweite Teil des Satzes sich auf die Griechen bezieht.

Bestattungsbrauch gerade das spezifisch Tragische bezeichnen? Zudem ist es fraglich, ob in Hölderlins Vorstellung die Griechen ausschließlich die Feuerbestattung kannten (was ja historisch nicht der Fall war). Zwar war ihm gewiß die homerische Verbrennung der Leiche des Patroklos gegenwärtig; andererseits übersetzte er die eindringlichen Stellen der „Antigone“, die die Notwendigkeit bezeugen, den Leichnam mit Erde zu decken.

*Ich aber gehe,  
Ein Grab dem liebsten Bruder aufzuwerfen*<sup>27</sup>.

*Es hat den Todten eben  
Begraben eines, das entkam, die Haut zweimal  
Mit Staub bestreut, und, wies geziemt, gefeiert*<sup>28</sup>.

Auch Antigones Klagen bei ihrer Einschließung in die Felsenkammer konnten Hölderlin das Grab als Pforte zur Unterwelt vor Augen stellen:

*O Grab! o Brautbett! unterirdische  
Behausung, immerwach! Da werd' ich reisen  
Den Meinen zu, von denen zu den Todten  
Die meiste Zahl, nachdem sie weiter gangen,  
Zornigmitleidig dort ein Licht begrüßt hat; ...*<sup>29</sup>

Sonderbar wäre auch die Formulierung, man werde in „irgend einem“ Behälter eingepackt, wenn sie sich auf den nicht viele Variationen kennenden Sarg bezöge. „Behälter“ scheint hier vielmehr in rein übertragenem Sinne gebraucht, und dieser wird aus der Geschichte des Fernando deutlicher: der Behälter ist eine von außen aufgezwungene Lebensform, in der das Individuum abstirbt. Im Falle von Boehlendorffs Helden besteht sie in der erzwungenen Unterwerfung unter den Katholizismus. Auch die Antithese, das Bild der Flamme, weist auf Fernandos Schicksal hin. Seine Gefahr ist gerade nicht, vom Feuer übermächtiger Schöpferkraft verbrannt zu werden, sondern auf dieses Feuer vergeblich zu warten. So erlebt er „kein so imposantes, aber ein tieferes Schicksaal“, dessen Wirkung auf den Betrachter Hölderlin in Worten beschreibt, die freilich das blasse Modell eines solchen Schicksals, wie es der Freund zu gestalten vermochte, weit hinter sich zurücklassen. Die Differenz zwischen der in ihm erregten Idee des tragischen Sterbens und dem bei Boehlendorff realisierten hat der Dichter selbst durch die Einschränkung „... wie Du es sichtbar gewollt, und im Ganzen und besonders in einigen meisterhaften Zügen geleistet hast“

<sup>27</sup> StA 5, S. 208.

<sup>28</sup> AaO S. 215.

<sup>29</sup> AaO S. 242.

angedeutet. Nicht leicht verständlich ist es auf den ersten Blick, warum er als Beispiel solchen Gelingens die wenig eindrucksvollen Verse anführt:

*Ein enger Weg führt in ein dunkles Thal,  
Dahin hat ihn Verrätherey gezwungen.*

Was ist an diesen Versen bemerkenswert? Mendez spricht sie am Morgen nach der Nacht, in der Fernando von Schergen der Inquisition entführt worden ist, noch ohne Genaueres über sein Schicksal zu wissen. Aus dem Kontext geht nicht mit Klarheit hervor, ob seine Worte faktisch oder metaphorisch gemeint sind. Ein Diener hat ihm von der Erscheinung der Entführer, die er indes für Gespenster hielt, berichtet; so sucht der beunruhigte Vater den Maler bei Cäcilia im Garten. Als er ihn dort nicht findet, erkennt er seine Befürchtungen als gerechtfertigt. Auf seinen Jammerruf hin glaubt Cäcilia, ihr Bräutigam sei ertrunken; da erwidert Mendez:

*Die Hofnung sinkt mit ihrem letzten Strahl –  
Ach, nicht die Wellen haben ihn verschlungen,  
Ein schmaler Weg führt in ein finstres Thal  
Dahin hat ihn Verrätherey gezwungen –*<sup>30</sup>

Es ist kaum wahrscheinlich, daß mit dem „finstern Thal“ der Sitz der Inquisition gemeint sei. (Später ist nur noch von „Mauern“ und „Gefängnis“ die Rede.) Schon bei Boehlendorff scheint das „finstre Thal“ ein Sinnbild für Fernandos Schicksal. Hölderlin verstärkt diesen metaphorischen Charakter, indem er zitierend „finster“ durch „dunkel“, „schmal“ durch „eng“ ersetzt. Die Wahl des letzten Wortes macht deutlich, was er im Ablauf des ‚Fernando‘ erblickt. In den Varianten zu der Hymne ‚Der Einzige‘ bezeichnet „eng“ offenbar die Weise, wie Christus von seinem Schicksal umklammert ist: „er [Christus] hat ja / Auch Eines [ein Schicksal] gehabt, / das ihn hinweggerissen / Und groß über dem Haupt / Des Manns. Eng aber ist es um ihn. Ein jeder / Von jenen [Herakles, Dionysos, Christus] hatt' ein Schicksaal. Das ist.“<sup>31</sup> Mit „gezwungen“ hatte Boehlendorff – der Nachweis erübrigt sich – gleichfalls ein hölderlinisches Stichwort gegeben, das die Verse für den Dichter zu einem überzeugenden Ausdruck für die Notwendigkeit des Schicksalsweges machte. In den ‚Anmerkungen zur Antigone‘ spricht Hölderlin davon, daß wir „unter dem eigentlicheren Zeus stehen, der nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten *innehält*, sondern den ewig menschenfeindlichen Naturgang, auf seinem Wege in die andre Welt, *entschiedener zur Erde zwinget* ...“<sup>32</sup>. Es

<sup>30</sup> S. 170.

<sup>31</sup> StA 2, S. 750.

<sup>32</sup> StA 5, S. 269.

wäre verlockend, auch diese Beschreibung des „hesperischen“ Schicksals zu dem im 'Fernando' exemplifizierten Sterben in Beziehung zu setzen: einem Sterben, das sich nicht in der „andren Welt“, sondern auf der Erde vollzieht. Das hieße indes, den Charakter der Konjektur, den diese Überlegungen notwendig tragen müssen, in den der Spekulation hinübergleiten zu lassen. Solche Versuchung gilt für das gesamte Verhältnis zwischen einer die Realität des 'Fernando' bedenkenden Interpretation des Boehlendorff-Briefes und dem Verständnis der 'Anmerkungen'. Gewiß trifft die Unterscheidung zwischen Tötendfaktischem und Tödlichfaktischem („... so daß *das Wort* aus begeistertem Munde schrecklich ist, und tötet, nicht griechisch faßlich, in athletischem und plastischem Geiste, wo das Wort den Körper ergreift, daß dieser tötet“) <sup>33</sup> die Differenz zwischen dem Eigentümlichen von Fernandos Untergang und der überlieferten Form des Tragischen. Dennoch deckt sich die „ächte moderne Tragödie“ im Sinne des 'Fernando' nicht völlig mit der vom „Tötendfaktischen“ bestimmten. Denn der 'Oedipus auf Kolonos', den Hölderlin in den 'Anmerkungen' als Beispiel für die Richtung nennt, die eine vaterländische Darstellung des Tragischen nehmen müßte, zeigt ebenso wie Hölderlins eigener Versuch in diesem „Geschmache“, der 'Empedokles', eine Art des Todes, deren Vergeistigung sich von dem gebrochenen Enthusiasmus, als der sich der Untergang im 'Fernando' gestaltet, durch die Wiederherstellung der Harmonie unterscheidet.

Dieser Untergang ist vielmehr in einem viel weitergehenden Sinne „modern“. Indem Boehlendorff zeigte, wie die Absolutheit eines Menschen an der Einrichtung der Wirklichkeit scheitert, nahm er, wohl ohne dies selbst klar zu fühlen, ein Grundthema der Epoche auf, das bis tief ins 19. Jahrhundert für die deutsche Literatur bestimmend war. Hölderlin selbst hat dieses Scheitern in dem von Boehlendorff bewunderten 'Hyperion' dargestellt. Für Kleist wurde es zu dem großen Motiv seines Lebens wie seiner Werke. Bei Goethe, der in jenen ersten Jahren des Jahrhunderts die 'Natürliche Tochter' und die 'Wahlverwandtschaften' erscheinen ließ, erhielt es im Namen „Entsagung“ eine das unaufgelöste Tragische bedeckende Maske. Die Romantiker leben von dem Versuch, dieses Scheitern durch den Geist zu überspielen. Je mehr das Jahrhundert fortschreitet, um so mehr empfindet man eine „epische“ Form, den Roman, als die Gattung, die geeignet ist, den Streit des Absoluten mit der Wirklichkeit zu schildern, wobei sich die Grundbewegung mit dem Stoff der psychologischen Analyse und der realistischen Ausmalung der widerständigen Welt überzieht. Bei Balzac wie bei Stendhal, bei George Eliot wie bei Fontane

<sup>33</sup> AaO S. 270.

müssen sich die Gestalten diesem in die Dauer leerer Zeit sich auflösenden Tragischen beugen. Aber auch in der Lyrik des 19. Jahrhunderts wird das Thema fortwirken: im Motiv des Lebendig-Toten, wie es vor allem die Droste mit der Eindringlichkeit des Grauens, das die Begegnung mit Geistern auslöst, geschildert hat: nicht nur im Gleichnis der 'Golems', sondern mittels einer Vertauschung von Totem und Lebendigem, von dem die Struktur ihrer dichterischen Sprache tief geprägt ist.

Auch dieses Motiv findet sich schon im 'Fernando'. „Dein Leben hier ist Tod“, sagt ihm der Meister, als er seine Schöpferkraft verloren hat <sup>34</sup>. In seinem Schlußmonolog klagt er den Glauben an, der ihn zerstören will:

*Die Leichen meiner Lieben um mich häufend,  
Machst du mich selbst zu einer Leich' auf Erden...<sup>35</sup>*

Es ist möglich, daß Hölderlin durch eine solche Stelle – wie etwa auch durch den Anfang des Monologs

*Wer bist du Glaube! wunderbar Geheimnis,  
Das diese Todesopfer von mir fordert,  
Der mir des süßen Lebens Eigenthum  
Zerstörend, mich mir selbst auf ewig raubend  
Die Nacht des Nichtseins gräßlich vor mir öffnet –<sup>36</sup>*

– dazu angeregt wurde, vom „Sterben“ Fernandos zu sprechen. Daß seine Deutung sich an einzelnen Worten und Wendungen entzündete, zeigte auch das Zitat vom „engen Weg“. So könnte man meinen, daß der Bezug seiner Reflexionen auf Boehlendorffs Gedicht zwar genauer, als man ohne dessen Kenntnis annimmt, letztlich aber doch willkürlich sei. Sein Gespräch mit Boehlendorff wäre somit ein Selbstgespräch. Doch scheint es sich eher um eine Art des Verständnisses zu handeln, wie sie auch Hölderlins Umgang mit den Texten des Sophokles kennzeichnet (von der Modifikation, die sein Verfahren durch den Unterschied der dichterischen Bedeutung der Werke erhält, sei hier für einen Augenblick abgesehen): indem er Eigenes in ihnen aufsucht, enthüllt er auch ein Eigenes der fremden Dichtung, selbst da, wo seine Deutung im faktischen Sinne fehlgeht <sup>37</sup>. Somit wäre es auch belanglos, wenn Hölderlin wirklich den tatsächlichen Ausgang von Boehlendorffs Gedicht mißverstanden hätte. Wie er bei Sophokles eine „verläugnete“

<sup>34</sup> S. 92.

<sup>35</sup> S. 196.

<sup>36</sup> S. 194 f.

<sup>37</sup> Vgl. dazu die sehr hilfreichen Erläuterungen von W. Schadewaldt in seiner Einleitung zu: Sophokles: Tragödien. Deutsch v. Friedrich Hölderlin. Fischer Bücherei Nr. 162. 1957; bes. S. 14–27, 70–81, 88–95.

Seite seiner Dichtung, das „Orientalische“, hervorzuheben sich bemühte<sup>38</sup>, so trifft er hier die Idee des Werkes, die der Autor selbst nur mangelhaft zu realisieren vermochte. Insofern ist Hölderlins Selbstgespräch ein Zwiegespräch. Wenn es auch ein Gespräch mit einem unendlich Unterlegenen ist, so kann dieser doch gerade in seiner Eigenschaft als Epigone dazu etwas beitragen: indem er das Thema des scheiternden Absoluten aufwirft, dessen also, worin Hölderlin und er „ein Schicksaal“ haben, läßt er das Gespräch zu einer Zwiesprache mit dem Zeitgeist werden. Die Einsicht aber, die wir der Kenntnis seines Versuchs verdanken, ist die, daß Hölderlins Konzeption des Tragischen auf eine noch radikalere Weise „modern“, „hesperisch“, „vaterländisch“ war, als aus dem immanent gelesenen Wortlaut des Briefes hervorgeht.

Im Jahre 1814, als der verstörte Boehlendorff auf rastlosen Wanderungen Kurland durchirrte, erhielt Hölderlin von seiner Mutter eine Schrift des ehemaligen Freundes zugesandt, also vielleicht den noch in seinem Besitz befindlichen 'Fernando', vielleicht aber auch den 'Ugolino Gherardesca' oder das von Boehlendorff mit G. A. H. Gramberg herausgegebene 'Poetische Taschenbuch für das Jahr 1803'. Nach Zimmers Zeugnis freute sich Hölderlin sehr über das Büchlein. „Er sagte, ach der gute ist früh gestorben, es war ein Kurländer, Ich habe Ihn in Homburg gekandt es war ein recht guter Freund von mir.“<sup>39</sup> Zu jener Zeit standen Boehlendorff noch elf, Hölderlin noch neunundzwanzig Jahre eines toten Lebens bevor.

<sup>38</sup> An Friedrich Wilmans. StA 6, Nr. 241.

<sup>39</sup> Hölderlin. Sämtliche Werke, hrsg. v. Hellingrath, Seebass und Pigenot. 6. Bd. 1923, S. 401.

## DIE INNERE EINHEIT VON HÖLDERLINS 'FRIEDENSFEIER'

VON

JOCHEN SCHMIDT

Nur ein Gedicht ist so rätselvoll und umstritten wie Hölderlins 'Friedensfeier' – Vergils vierte Ekloge, und sie ist es aus ganz ähnlichen Gründen. Die Hauptgestalten beider Dichtungen, Vergils „puer nascens“ und Hölderlins „Fürst des Festes“, stehn als schwerfaßliche Verkörperungen der dichterischen Heilserwartung im Mittelpunkt der Fragestellungen. Beiden Gestalten geben historische Vorgänge und aktuelle Anlässe die Aura des unmittelbar Nahen. So konnte man auf die pax Brundisina des Jahres 40 v. Chr. und auf das Ereignis des Friedens von Lunéville im Jahre 1801 hinweisen; man glaubte in Vergils „puer nascens“ den Sohn eines römischen Konsuls und in Hölderlins „Fürst des Festes“ den Ersten Konsul der französischen Republik, Napoleon Buonaparte, zu erkennen. Am Ende der 'Friedensfeier' erscheint die große Mutter Natur als der letzte Grund des sich herstellenden Heiles – bei Vergil entspringt der Kairos den Konstellationen kosmischer Natur. Neben Natur und geschichtlicher Gegenwart versammeln sich schließlich alle den Dichtern verfügbaren soteriologischen Vorstellungen auf die Gestalt, in der sie ihre Heilserwartung verwirklicht schauen. Vergil hat Elemente aus dem Herakles- und dem Dionysosmythos aufgenommen, in der 'Friedensfeier' gibt es Einzelheiten, die auf den Mythos vom Sonnengott und auf den Dionysosmythos weisen. In beiden Dichtungen ist vor allem der Bezug des göttlichen Sohnes zum göttlichen Vater von Bedeutung.

Es gibt nun zwei grundsätzliche Möglichkeiten der Interpretation. Entweder man sieht in der fehlenden Eindeutigkeit einen Mangel, sei es der Dichtung selbst, sei es der bisherigen Einzelbeobachtungen; oder man sieht – und dies ist die Möglichkeit der Interpretation, die hier verfolgt werden soll – in der fehlenden Eindeutigkeit künstlerische Absicht. Dann muß das Phänomen nicht nur positiv definiert werden: anstatt mangelnder Eindeutigkeit gewollte und bewußte Vieldeutigkeit; die positive Definition muß aus den Versen der Dichtung auch exakt nachgewiesen und als sinnvoll begründet werden. Und wenn es richtig ist, daß das Universelle und deshalb schwer Faßliche der göttlichen Gestalt, auf die sich Hölderlins ähnlich wie Vergils Heilserwartung richtet, zum Wesen dieser Gestalt, zu ihrem religiösen Charakter gehört, dann müssen sich auch die umstrittenen Einzelheiten klären, als Elemente der Zuordnung zu dieser inneren Einheit.

Die erste Strophentrias der 'Friedensfeier' ist ganz von der Vision des endzeitlichen Göttermahls erfüllt. Der zeitliche und räumliche Rahmen des Festes, das Nahen der Gäste und ihr Empfang, das staunende Gefühl und das hohe Zeremoniell, das dazu gehört, bilden den Inhalt der ersten Partie des Gedichtes. Die „Situation“ der Feier wird exponiert. Die Atmosphäre reiner Feierlichkeit, die das Exordium auch vieler anderer Hymnen Hölderlins bestimmt, ist hier, wo der Name „Feier“ schon in der Überschrift steht, tragendes Element. Stilistische Kennzeichen dafür sind die weit ausschwingenden syntaktischen und rhythmischen Linien, die Türmung ausgesuchter, ja auserlesener Epitheta und die ungewöhnliche Amplitude dieser meist als Doppelwort und partizipial gebrauchten Formen: still wiederklingend, ruhigwandelnd, altgebaut, seeliggewohnt, weithinglänzend, goldbekränzt, wohlangeordnet, ferne kommend.

*Der himmlischen, still wiederklingenden,  
Der ruhigwandelnden Töne voll,  
Und gelüftet ist der altgebaute,  
Seeliggewohnte Saal; um grüne Teppiche duftet  
Die Freudenwolk' und weithinglänzend stehn,  
Gereiftester Früchte voll und goldbekränzter Kelche,  
Wohlangeordnet, eine prächtige Reihe,  
Zur Seite da und dort aufsteigend über dem  
Geebneten Boden die Tische.  
Denn ferne kommend haben  
Hieher, zur Abendstunde,  
Sich liebende Gäste beschieden.*

Das Wort „gelüftet“ deutet an, daß die ganze Stimmung der ersten Strophe die Stimmung nach einem „lüftenden“ Gewittersturm ist. Die Vorstellung des Gewitters ist eine durchgehende Metapher, ein Leitmotiv der 'Friedensfeier'. In der dritten Strophe ist die Rede vom „tausendjährigen Wetter“, das hinunterbraust als „des Donnerers Echo“; die zehnte Strophe beginnt im Hinblick auf die erwarteten Himmlischen:

*Leichtathmende Lüfte  
Verkünden euch schon,  
Euch kündet das rauchende Thal  
Und der Boden, der vom Wetter noch dröhnet.*

In der Anfangsstrophe nun ist das Ereignis des Geschichtsgewitters nur noch indirekt wahrzunehmen. Das Wetter braust nicht mehr wie in der dritten Strophe dem in die Ferne der geschichtlichen Vergangenheit horchenden Sinn; der Boden dröhnt nicht mehr nach wie in der zehnten Strophe, die in einfachschönen Konturen den Zustand der Erwartung und Hoffnung auf die endzeitliche Aufhellung zeichnet. Das Wetter ist in der schon ganz auf visionäre Vergegenwärtigung gestimmten ersten Strophe, die sich harmonisch zur Schau des Fürsten in der zweiten Strophe aufgeföhlt, nur noch in feinen Spuren bemerkbar. Sie deuten nicht auf die Gewalt und das Dumpfe des Gewitters, sondern auf die Frische („gelüftet“), auf den Schimmer und den Glanz, der nie so intensiv wie nach einem Gewitter die Natur verklärt („weithinglänzend“), auf das in der Natur allgemein wiedererwachende Leben, das nun besonders voll und harmonisch klingt – „der himmlischen, still wiederklingenden, der ruhigwandelnden Töne voll“. Die Elegie 'Stuttgart', die den schönen Zustand nach dem Gewitter zum hohen, aber eben noch mehr elegisch-individuell als hymnisch-sublim gestalteten Ausgangspunkt hat, wird konkreter, spricht nicht von himmlischen Tönen, sondern vom Vogelgesang:

*Offen steht jetzt wieder ein Saal, und gesund ist der Garten,  
Und von Reegen erfrischt rauschet das glänzende Thal,  
Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch' und alle gebunden  
Fittige wagen sich wieder ins Reich des Gesangs.  
Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt und die Stadt und der Hain ist  
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt. (V. 3 ff.)*

„Um grüne Teppiche duftet die Freudenwolk'“: auch dieses Bild gehört in die Gesamtvorstellung von der Stimmung nach dem Gewitter. Die konkretisierende Aussage des Adjektivs „grün“ weist die Teppiche als Wiesen aus, die den „geebneten Boden“ des Talgrunds bedecken. Um diese Wiesen duftet die Freudenwolke. Das Wort „duften“ meint den feinen, ätherischen Dampf, der nach einem eben abgeklungenen Gewitter, wenn schon wieder die Sonne scheint, über den Wiesen in die abgekühlte Luft schwebt. Im Bild der „Wolke“, besonders der Gewitterwolke, veranschaulicht Hölderlin die intensive Wirkungsmacht des Göttlichen. Die entsprechende geistige Energie nennt er mit Vorliebe „Freude“. Der Anfang der Elegie 'Heimkunft' preist „die Wolke, Freudiges dichtend“ (V. 1 f.); und in einem späten Entwurf finden sich die Worte „duften“ und „Freude“ wieder bei der Schilderung der Stimmung nach einem Gewitter: „Wenn aber die Himmlischen haben / Gebaut, still ist es / Auf Erden...

Und wohl duftet gelöscht / Von oben der Aufruhr. / ... Denn Freude schüttet / Der Donnerer aus...<sup>1</sup>

Die Großeinteilung der Landschaft in der ersten Strophe ist durch die Vorstellung der grünen Wiesen und der seitlichen Erhebungen der Berge gegeben, die im umgreifenden metaphorischen Rahmen des „Saales“ als „Teppiche“ und als „Tische“ geschaut werden. So deutlich der metaphorische Charakter der „Teppiche“ durch das Beiwort „grün“ wird, so klar wird auch der metaphorische Charakter der „Tische“, die durch den aufmächtig ausgreifendes räumliches Geschehen weisenden Passus „Zur Seite da und dort aufsteigend über dem / Geebneten Boden“ als Berge definiert sind. Die Metapher wird um der Durchsichtigkeit willen sogar gesprengt, denn von wirklichen Tischen müßte es heißen, sie seien „aufgestellt“; „aufsteigend“, wie Berge organisch in Übergängen, könnten sie schwerlich genannt werden. Merkwürdig wäre es auch, vom Boden eines gewöhnlichen Saales hervorzuheben, er sei „geebnet“. Nun liegt aber eine besondere Schwierigkeit der Verse in der sehr konkreten und plastischen Aussage, die Tische seien „gereiftester Früchte voll und goldbekränzter Kelche“. Diese Bilder lassen sich nur mit Gewalt und jedenfalls ohne zwingende Evidenz als Metaphern für Landschaftliches deuten. An die Stelle der sonst bestimmenden metaphorischen tritt hier die metonymische Darstellungsweise<sup>2</sup>. Die „gereiftesten Früchte“ sind Kornfelder (die Wortwahl lag besonders nahe: „Frucht“ für „Korn“ ist heute noch im Schwäbischen gebräuchlich) – auf den Tischen also Brot, „der Erde Frucht“<sup>3</sup> –, und die „goldbekränzten Kelche“ sind Weinberge. Die Kelche heißen „goldbekränzt“, weil das Laub der Weinberge im Herbst golden gefärbt ist.

Der „Saal“ heißt „altgebaut“ (V. 3). Der Dichter deutet damit auf das mythische Alter der Erde. Sonst wird dieses Prädikat meistens auf die Berge angewandt, weil sie für Hölderlin die göttlichste Kühnheit der Welterschöpfung sind. In der Elegie 'Brod und Wein' nennt er sie fast gleichlautend „vor Alters gebaut“. Dabei wird die griechische Landschaft in ganz ähnlichen Bildern gepriesen, der Vergleich allerdings ist nun ausdrücklich durchgeführt:

*Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle ...  
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,  
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!<sup>4</sup>*

<sup>1</sup> StA II, 222. V. 1 ff.

<sup>2</sup> Daß die metonymische Darstellungsweise Hölderlin nicht fremd ist, zeigt auch der zweite Vers des 'Wanderers', wo statt „Himmel“ „Olymp“ gesagt wird.

<sup>3</sup> 'Brod und Wein', StA II, 94. V. 137.

<sup>4</sup> StA II, 91 f. V. 55 ff.

Im Patmosgesang sind die Berge „göttlichgebaute Palläste“ (V. 45); in der Rheinymne gilt dem Dichter das Alpengebirge als „die göttlichgebaute, / Die Burg der Himmlischen“ (V. 5 f.), und die Fortsetzung dieser Verse weist auf den kosmogonischen Mythos als Quelle. „Nach alter Meinung“ heißt dem Dichter das Alpengebirge die göttlichgebaute, die Burg der Himmlischen. Der Worttyp „altgebaut“, „göttlichgebaut“ selbst ist griechisch, und Friedrich Beißner hat in den Erläuterungen zur Rheinymne darauf hingewiesen, daß in der Tat auch eine griechische Prägung, θεόδοματος, zugrunde liegt<sup>5</sup>. In der 'Friedensfeier' nun ist der Charakter der ersten Strophe insgesamt griechisch durch die Häufung dieses bald hymnischfeierlichen, bald episch-schmückenden Worttyps, für den Homer und Pindar Vorbild sind. So ist „goldbekränzt“ griechisch χρυσοστέφανος, „wohlangeordnet“ εὐκοσμος, „weithinglänzend“ τηλαυγής. Der Sinn des Wortes „seeliggewohnt“ ist nicht sicher. Entweder bedeutet es, daß der Anblick des Saales mit Glück erfüllt, weil er so heimatlich vertraut und „gewohnt“ ist. Oder es sagt in einem nicht gewöhnlichen, aber in Hölderlins Sprachgebrauch sehr wohl möglichen transitiven Sinn, die Erde sei durch das geschichtliche „Wohnen“ der Menschen, durch den bis zur verklärenden Vollendung fortgeschrittenen Geschichtsgang, selbst verklärt und „seelig“.

Es ist bekannt, daß die Worte „still“ und „ruhig“ bei Hölderlin die besondere Wertigkeit des Friedens und der Seinstiefe besitzen. Insofern sind die Anfangsverse der Friedensfeierhymne – „Der himmlischen, still wiederklingenden, / Der ruhigwandelnden Töne voll...“ – ein Vorklang zu der beziehungsreicheren Aussage der dritten Strophe „es blüht / Rings abendlich der Geist in dieser Stille“ und insbesondere zu der Benennung des höchsten Gottes in seiner endzeitlichen Epiphanie als des „stillen Gottes der Zeit“ (V. 89). Es ist auch bekannt, wie wichtig die „Stille“ und die „Ruhe“ dem in der pietistischen Tradition stehenden Dichter als Ausdruck der Wesensstärke und der Gottesnähe sind. Die Jugendgedichte 'Die Stille', 'An die Ruhe', 'An die Stille' zeugen davon – noch etwas stolz und wortreich, während jetzt, in der Reifezeit, das Motiv unauffälliger, „stiller“, aber in einer durchdringenden Vertiefung erscheint. Insofern sind die ersten Verse auch ein atmosphärischer Vorklang für die Bezeichnung des „Sohnes“ als eines „Ruhigmächtigen“ in der sechsten Strophe. So wird die „Stille“ zu einem Leitmotiv der 'Friedensfeier'. Das eigentlich Intendierte aber, die Darstellung der Friedensstimmung, in der alles Getrennte wieder Eins und damit das tiefste Sein der Welt, als Eins-Sein, offenbar wird,

<sup>5</sup> StA II, 732. Z. 9 ff.

kommt in den ersten Versen über die bloßen Benennungen hinaus auch formal zum Ausdruck. „Still wiederklingend“ ist ein Oxymoron. Mit diesem stillen Klingen ist die dialektische Einheit der Gegensätze, das vollkommene Harmonische gegenwärtig, das auch in den „ruhigwandelnden Tönen“ und rhythmisch in der schwebenden Spannung fühlbar ist<sup>6</sup>. Wie bewußt Hölderlin im Gebrauch dieser Vorstellung verfährt, beweisen die exakten Parallelen in anderen Dichtungen. Im ‚Archipelagus‘ heißt es an der Stelle, wo die vollkommene innere Offenheit gegenüber dem Göttlichen den Höhepunkt der menschlichen Entwicklung bezeichnet, daß die Seele des Volks sich „stillvereint im freieren Lied“<sup>7</sup>; und die Schilderung der wehevollen Stimmung in der ersten Strophe von ‚Brod und Wein‘, die wie in der ‚Friedensfeier‘ eine von Frieden, Innigkeit und Geisteswehen erfüllte Abendstimmung ist, wagt die Kühnheit: „still in dämmeriger Luft ertönen geläutete Glocken“<sup>8</sup> – ein Vers, der die harmonische Stimmung des Abends in vollendeter Reinheit ausdrückt, in dem In-Eins von Licht und Dunkel, das sich auch sonst in Hölderlins Verständnis des Wortes „dämmerig“ als das eigentlich Gemeinte nachweisen läßt<sup>9</sup>, in dem In-Eins von Laut und Stille. Es sind gerade die Dichtungen der Jahre 1800 und 1801, die in einem tieferen Sinn klassischen Dichtungen Hölderlins, welche das Oxymoron kultivieren, nicht als stilistische Pikanterie, sondern in der angedeuteten Weise, als Kristallisationen der im Ganzen intendierten dialektischen Einheit der Gegensätze. In der ersten Strophe der Elegie ‚Heimkunft‘ ist diese Einheit von Stilwillen und Gedankenwurf am augenscheinlichsten.

„Denn ferne kommend haben / Hieher, zur Abendstunde, / Sich liebende Gäste beschieden“ – dieser Schluß der ersten Strophe erklärt den Sinn der geschilderten Vorbereitung zum Gastmahl und bildet die Schwelle zur zweiten Strophe, in der mit der Vision des Fürsten sogleich die Hauptgestalt unter den „liebenden Gästen“ beschworen wird. Der Übergangscharakter des Strophenschlusses ist besonders ausgeprägt. Das umstrittene

Wort vom verleugneten „Ausland“ ist eine verstärkte Fortführung der Aussage, daß die liebenden Gäste „ferne“, von fernher kommen.

*Und dämmernden Auges denk' ich schon,  
Vom ernsten Tagwerk lächelnd,  
Ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests.  
Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest,  
Und als vom langen Heldenzuge müd,  
Dein Auge senkst, vergessen, leichtbeschattet,  
Und Freundesgestalt annimmst, du Allbekannter, doch  
Beugt fast die Knie das Hohe. Nichts vor dir,  
Nur Eines weiß ich, Sterbliches bist du nicht.  
Ein Weiser mag mir manches erhellen; wo aber  
Ein Gott noch auch erscheint,  
Da ist doch andere Klarheit.*

Die Realität der Vision steigert sich im Verlauf der Strophe vom ersten ahnenden Sehen des Fürsten über die Erfahrung des Gestaltannehmens bis zu der verklärenden Wirkung, die von seinem Erscheinen ausgeht. Von dem mehr vermutenden „Dämmern“ am Beginn der Strophe bis zu der sich ereignenden „Klarheit“ an ihrem Ende geschieht dieses Heraufsteigen und Ausstrahlen der Vision. Die innere Logik dieses Verlaufs spricht dafür, daß der Passus „dämmernden Auges“ eher auf den visionär ergriffenen Dichter als auf den erscheinenden Fürsten bezogen ist.

Die Bildlichkeit der ersten Verse fügt sich ganz zu der Zeit- und Stimmungsangabe am Ende der ersten Strophe, wo es heißt, daß die liebenden Gäste sich zur „Abendstunde“ her beschieden haben. Der Tag ist zu Ende, und so kommt der Fürst „vom ernsten Tagwerk lächelnd“ zu dem abendlichen „Fest“, zum Feier-Abend. „Tagwerk“ (V. 14) und „Fest“ (V. 15) sind ein Gegensatzpaar. Der energisch fortfahrende Vers 16: „Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest“ ist eine explizierende Anknüpfung an diesen Gegensatz, der sich noch weiter darin zeigt, daß der Fürst vom „ernsten“ Tagwerk „lächelnd“ kommt. Dieses Lächeln ist fürwahr ein Verleugnen des schicksalhaften Ernstes, der dem Tagwerk innewohnt. Mit dieser Erklärung ergibt sich auch ein organisches Verständnis des Wörtchens „gern“. Es ist nur natürlich, daß der Fürst vom ernsten Tagwerk „gern“ zum Feste kommt. Man feiert „gern“ nach der Arbeit. Damit ist auch die eigentümliche Bedeutung des Wortes „Ausland“ gesichert. Es ist metaphorisch gebraucht<sup>10</sup> und besagt, daß der Bereich des Tagewerks dem

<sup>6</sup> Friedrich Beißner, Friedensfeier. In: Hölderlin. Reden und Aufsätze, Weimar 1961, S. 174, schreibt über den rhythmischen und onomatopoetischen Gehalt dieser Verse: „man muß es spüren, wie... die beiden anhebenden Zeilen nicht bloß etwas über Musik mitteilen, sondern selber Musik werden dadurch, daß die eine, ganz auf das ‚i‘ gestimmt und in einer nebetonigen Silbe ungewiß ausschwingend, den Vers also nur schwach abschließend und ihm eine Ergänzung versprechend, mit der andern, vokalisch bunten und in einem klar akzentuierten einsilbigen Wort endenden, eine in gegenseitiger Bezogenheit gegründete Harmonie stiftet“.

<sup>7</sup> StA II, 110 f. V. 259 f.

<sup>8</sup> StA II, 90. V. 11.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Emil Staiger, Hölderlin: Drei Oden. In: Meisterwerke deutscher Sprache, Zürich 1957, S. 28 f.

<sup>10</sup> Friedrich Beißner weist auf den ganz ähnlichen metaphorischen Gebrauch in

tiefsten Wesen des Fürsten nicht angemessen war; sein eigentlicher Bereich ist das „Fest“, zu dem er nun vom Tagewerk kommt wie von einem zeitweilig betretenen Ausland in den ursprünglich angestammten, ihm voll entsprechenden heimatlichen Seinsbereich, wo nicht mehr geschichtliche Gegensätze, Objektsbezüge und Vereinzelung, Schicksal und Herrschaftsverhältnisse bestimmend sind, sondern zeitlose Einheit, Harmonie, Allheit, Liebe, Frieden. Denn dies ist das Wesen der Gottheit und der von ihr verkörperten Welt, wie die siebte Strophe zeigt, dies ist vor allem auch das Wesen des Festes, wie es die neunte Strophe schildert. Das Wesen des Fürsten und das Wesen des Festes sind identisch. Nur, weil er in der Weise der Allheit, des Friedens, erscheint, kann der Fürst wirklich Fürst der allversammelnden Friedensfeier sein.

Der Aufenthalt beim „Tagewerk“, im „Ausland“, das Wirken im Wetter der Geschichte, von dem die dritte Strophe spricht, gleicht einem „Heldenzug“, der durch Gegensätze zur Einheit, durch Streit zur Versöhnung führt<sup>11</sup>. „Lang“ ist dieser Heldenzug gewesen, wie das „tausendjährige“ Wetter (V. 32). Nun, bei ihrem Erscheinen als Friedensfürst, hat die Gottheit alle dunklen, drohenden Züge abgelegt, alles, was vor der Gewalt des „Donnerers“ erzittern ließ (V. 32); sie „lächelt“ und nimmt „Freundesgestalt“ an, eine Verkörperung der göttlichen Versöhnungsmacht und des Schicksalsausgleichs nach der langwährenden Trennung zwischen Göttern und Menschen. In dieser Verwandlung zu Freundesgestalt bleibt die Gottheit aber doch göttlich: ihre Hoheit beugt fast die Knie. Immer wieder spricht Hölderlin von der Notwendigkeit der Beschattung („leichtbeschattet“ V. 18), die der überirdische Glanz des Göttlichen erfahren muß, damit die Menschen es ertragen können. Hier ist der volle, treffende Blick des göttlichen Auges das Gefährliche, er ist deswegen gesenkt, leichtbeschattet – ein Äquivalent zum notwendig nur „dämmernenden“ Sehen des Dichters. Das Wort „vergessen“, deponentisch gebraucht, hat keinen eindeutigen Sinnbezug. Indessen soll wohl weniger gesagt werden, der Fürst sei seiner Göttlichkeit vergessen, als vielmehr des Tagewerks – des langen Heldenzugs – nun, da es zum Feste geht. Einem Topos der griechischen Literatur gemäß ist in Hölderlins Dichtung oft von der Vergessenheit der Mühen, der Sorgen, des Kampfes die Rede: Entspre-

Schillers Gedicht 'Die Macht des Gesangs': „So führt zu seiner Jugend Hütten, / Zu seiner Unschuld reinem Glück, / Vom fernen Ausland fremder Sitten / Den Flüchtling der Gesang zurück.“ (Friedrich Beißner, Rückblick auf den Streit um Hölderlins Friedensfeier. In: Hölderlin. Reden und Aufsätze, Weimar 1961, S. 203).

<sup>11</sup> Vgl. die Messiasverheißung bei Jesaja 9, 6 ff.: „... er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst.“

chungen des „Tagewerks“<sup>12</sup>. Die Wendung „als vom langen Heldenzuge müde“ bedeutet nicht, daß der Fürst von dem langen Heldenzug durch die Geschichte tatsächlich müde ist. In seiner neuen Nähe zu den Menschen scheint es nur so, denn dieses – scheinbare – menschliche Verhalten macht ihn menschlich vertraut. Hölderlin gebraucht die Partikel „als“ häufig zur Einleitung eines solchen Vergleichs<sup>13</sup>.

Die hymnische Epiklese „du Allbekanntere“ bringt zum erstenmal das „fürstliche“ Motiv der 'Friedensfeier', das Wort „all“, das die sechste Strophe in einer ähnlich gewichtigen Verbindung und ebenfalls auf die oberste Gottheit bezogen aufnimmt, in der Wendung vom „Allelebendigen“ (V. 71); das dann die folgenden Strophen durchzieht – V. 81 ff. wird von der Gottheit gesagt, daß sie teilt „alles Schicksal. / Schicksalgesetz ist diß, daß Alle sich erfahren“, und V. 97 f. vom Zeitbild, das der große Geist entfaltet: „... die Unerzeugten, Ew'gen / Sind kennbar alle daran“. Die neunte, die Gipfelstrophe wird durch Häufung und positionsbedingte Emphasis ganz von diesem „all“ beherrscht. Das im Strophenjambement stehende Wort „allversammelnd“ ist die dritte der drei wesentlichen All-Benennungen: V. 100 ff.: „Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch / Das Liebeszeichen, das Zeugniß / Daß ihrs noch seiet, der Festtag, // der Allversammelnde...“; die Verse 112 ff. bringen dann die äußerste Aufgipfelung: „... und eher legt / Sich schlafen unser Geschlecht nicht, / Bis ihr Verheißenen all, / All ihr Unsterblichen, uns / Von eurem Himmel zu sagen, / Da seid in unserem Hause“. Die Schlußtrias endlich läßt das Motiv in dem ihr eigenen „naiven“ Ton ausklingen: „Denn alles gefällt jetzt, / Einfältiges aber / Am meisten“ (V. 133 ff.). In der Schlußstrophe heißt die Mutter Natur die „All-kraftige“ (V. 153) – ein deutliches Pendant zur „allelebendigen“ Gottheit.

Hölderlin empfindet deutlich den etymologischen Sinn des Wortes „Fürst“. Er ist der „Erste“, die oberste Gottheit<sup>14</sup>. Das Wesen dieser ober-

<sup>12</sup> 'Stutgard', StA II, 88, V. 82 f.: „... der Mühn / Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste“; 'Der Wanderer', StA II, 83, V. 105 ff.: „... Daß ich ... der Mühn und aller Leiden vergesse“; die Übersetzung der ersten Pythischen Ode, StA V, 65, V. 84 ff.: „Wenn nemlich mir die ganze Zeit / Reichtum so und der Güter Gabe reichete / Und der Mühen Vergessenheit brächte“ (Pindar: καμάτων δ'ἐπίλασιν); die Übersetzung aus dem 'Aias' des Sophokles, StA V, 280, V. 18 f.: „... Ajax, / Der Mühe vergessend ...“ (V. 709 f.: Αἴας λαθίπρονος).

<sup>13</sup> 'Chiron', StA II, 57, V. 30 ff.: „... und drunten voll / Von üpp'gem Kraut, als in Gesichten / Schau ich die Erd'...“; 'Der Archipelagus', StA II, 110, V. 253 ff.: „... und jene, die göttlichgeboren, / Wohnen immer, o Tag! noch als in Tiefen der Erde / Einsam unten...“; 'Germanien', StA II, 149, V. 24 f.: „Nur als von Grabesflammen, ziehet dann / Ein goldner Rauch, die Sage drob hinüber...“.

<sup>14</sup> Am deutlichsten ist dieser Sinn in der Elegie 'Stutgard', wo die schwäbische Landes-

sten Gottheit – „der Götter Gott“ nennt sie einer der Entwürfe – ist das der Allheit. Allheit bedeutet, daß der Fürst als übergreifendes Prinzip des  $\epsilon\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu$  zu allem Einzelnen Bezug hat und also in einem Verhältnis der Allbezogenheit steht. So kann er der „Allbekannte“ heißen. In der Ode 'Chiron' sagt der in der Rolle des Kentauren sprechende Dichter von der gewaltig wirkenden höchsten Gottmacht<sup>15</sup>: „Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers / Am Mittag, wenn er naht, der *bekannteste*,...“

Paradox nach der Feststellung der Allbekanntheit des Fürsten scheint der Satz „Nichts vor dir, / Nur Eines weiß ich, Sterbliches bist du nicht“. In Wirklichkeit weist er auf das Schwinden alles partikularen, „sterblichen“ Wissens bei der Epiphanie des totalen, unsterblichen Seins der Gottheit. Nur der Gegensatz als solcher, die entschiedene Empfindung des Anders-Seins drängt sich auf: „Sterbliches bist du nicht“. Dieses Moment der Konfrontation mit dem ganz Anderen wird klar hervorgehoben. Es heißt nicht: „Nichts von dir weiß ich...“, sondern: „Nichts vor dir... weiß ich...“. Darin liegt das Moment des überraschenden, überwältigenden Gegenübers, das nicht mehr das Problem des Wissens stellt, sondern es aufhebt. Die folgenden Verse schließen sich harmonisch an, indem sie die eben ausgesprochene, aus dem Augenblick der Epiphanie entspringende Erfahrung gnomisch verallgemeinern. Hölderlin liebt die Gnome gerade am Strophenschluß, wo sie in ihrer konstatierenden Kürze, ihrem gesetzlich verallgemeinernden Charakter als Verdichtung des Vorausgehenden zum Epiphonema wird und energisch die Strophengrenze markiert<sup>16</sup>:

*Ein Weiser mag mir manches erhellen; wo aber  
Ein Gott noch auch erscheint,  
Da ist doch andere Klarheit.*

Deutlich ist die Anknüpfung an die Worte „Nichts vor dir, / Nur Eines weiß ich...“ (wissen: Weiser). Der Weise ist der nur „sterblich“, stückweise Wissende, der zwar „manches erhellen“ kann; wenn aber, wie jetzt,

hauptstadt „Fürstin der Heimath“ heißt (StA II, 88. V. 79), und in dem hymnischen Entwurf 'Wie Vögel langsam ziehn...', V. 2 f., wo vom Leitvogel des Schwarmes gesagt wird: „Es blickt voraus / Der Fürst...“ (StA II, 204); vgl. auch Friedrich Beißners Erläuterungen zu V. 167 des 'Archipelagus', StA II, 651, Z. 10 ff.: „die Fürsten des Forsts“ als die ersten Siedler, die den Forst roden und also im ursprünglichen Sinne des Wortes die Führenden, Vorderen, die Ersten sind.

<sup>15</sup> StA II, 57. V. 25 f.

<sup>16</sup> Vgl. dazu den Schluß der vierten Strophe von 'Brod und Wein', wo es nach der Schilderung der Epiphanie des Vaters Äther heißt: „Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd gelangt so / Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr Tag“ (StA II, 92. V. 71 ff.).

zu dieser partiellen Weisheit des Weisen sich die Erscheinung göttlichen Wesens ereignet, kommt doch „andere“, nämlich nicht mehr die auf „manches“ Einzelne beschränkte, sondern die aufs Ganze gehende, in der Weise göttlicher Allheit leuchtende „Klarheit“. In der Vorstufe war dieser Allheitsaspekt noch entschiedener formuliert: „... wenn aber / Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer / Kömt allerneuende Klarheit“<sup>17</sup>.

Die Korintherbriefe des Apostels Paulus, insbesondere der erste, sind mit fast allen Hauptgedanken in die 'Friedensfeier' einverwandelt worden. Zu den letzten Versen der zweiten Strophe sei erinnert an 1 Kor. 13, 9–12: „Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. / Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. / ... Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ichs stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ Für die Prägung „andere Klarheit“ ist schon oft auf 1 Kor. 15, 41 verwiesen worden: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne...“. Indessen kommt es vielmehr auf den genauen Sinn dieser Stelle an, der esoterisch verwandelt in der Tat ebenfalls in die 'Friedensfeier' eingegangen ist. Es handelt sich um den Unterschied zwischen sterblicher und unsterblicher, zwischen irdischer und himmlischer Seinsweise. In 1 Kor. 15, 40, also in dem Vers vor dem bereits zitierten, heißt es: „Und es sind himmlische Körper und irdische Körper; aber eine andere Herrlichkeit ( $\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\ \delta\acute{o}\xi\alpha$  – in den folgenden Passagen von Luther „andere Klarheit“ übersetzt) haben die himmlischen und eine andere die irdischen“.

„Klarheit“ ist nicht als verstandesmäßige Klarheit zu verstehn wie die Weisheit der Weisen. Sie ist zwar auch vollendete Erkenntnis, insofern sie Einsicht ins Ganze ist, aber vor allem ist sie ein existentieller Zustand, eine Verklärung, die alles ergreift und verwandelt, ein Aufleuchten des Grundes durch alles Dasein – eine Offenbarung des Seins, dessen Alleinheit die Hymne in der Form des Friedens schaut. Die Verse der Vorstufe – „... wenn aber / Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer / Kömt allerneuende Klarheit“ – haben, ihrem Charakter der eschatologischen Schau und der Heilsapokalypse entsprechend, ihr Vorbild in der Geheimen Offenbarung. Nach der Verheißung des Jesaja 65, 17 „Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen...“ heißt es in Apk. 21, 1: „... ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde“, und in Kap. 21, 5 der Apokalypse ruft Gott: „Siehe, ich mache alles neu!“

<sup>17</sup> StA II, 130. V. 11 ff.

Das Adjektiv „andere“ in der Wendung „andere Klarheit“ hat ein eigenes Gewicht. Dazu trägt die aufgewiesene Bedeutungsfülle ebenso bei wie der volle Ton, der entschiedene Akzent. Es gehört zu Hölderlins hintergründigen Worten, zu jenen esoterisch magnetisierten Sprachelementen, die in einer eigentümlichen Andeutungsmächtigkeit auf den Bereich weisen, der jenseits des gewöhnlich „Sterblichen“ liegt. Am Schluß der Ode 'An die Hofnung' steht der Anruf an die Hoffnung<sup>18</sup>:

*O du des Aethers Tochter! erscheine dann  
Aus deines Vaters Gärten, und darfst du nicht  
Ein Geist der Erde, kommen, schrök', o  
Schröke mit anderem nur das Herz mir.*

In abgeschwächter Bedeutung, aber immer noch mit der Bedeutung des Höheren erscheint das Wort in der Elegie 'Stutgard'<sup>19</sup>: „Andres erwacht! ich muß die Landesheroen ihm nennen...“ und im 'Archipelagus'<sup>20</sup>: „...in- dessen / Anders bewegt, am Gestade der Stadt ein einsamer Jüngling / Weilt und die Wooge belauscht, und Großes ahndet der Ernste...“. Beide Male bezeichnen die am Versanfang – das eine Mal durch jähe Absetzung und Ausrufezeichen, das andere Mal durch Enjambement – hervorgehobenen Worte einen Umschwung zum Hymnischen: in 'Stutgard' die Wendung vom Persönlich-bedeutsamen der Heimat zum Andenken an die Landesheroen und schließlich zur Huldigung an die „Engel des Vaterlands“; im 'Archipelagus' die Abkehr von den seefahrenden athenischen Kaufleuten zu dem vom Meergott tiefer inspirierten Jüngling Themistokles, dessen geniale Tat, die Schlacht bei Salamis, alsbald zur Schilderung gelangt. Dieses „Andere“ der Gottheit oder dem Göttlichen besonders naher Wesen ist ein durchgehendes Element in Hölderlins Dichtung und findet auch noch in einem anderen Begriff seinen Ausdruck: in dem der hohen Fremdheit. Die Nacht, als numen des Göttlichen die „Hocherhabne“, heißt in der Elegie 'Brod und Wein' „Fremdlingin“, wie zu Anfang der Hymne 'Am Quell der Donau' die „menschenbildende Stimme“ als Ereignis des Göttlichen „Fremdlingin“ genannt wird und in der Rheinymne Rousseau, der „aus heiliger Fülle / Wie der Weingott, thörig göttlich / Und gesezlos sie die Sprache der Reinesten giebt“, ein „Fremder“ ist.

In der gesamten zweiten Strophe ist von derselben göttlichen Gestalt die Rede, vom „Fürsten des Fests“. Die Schlußwendung „... wo aber ein Gott noch auch erscheint...“ bedeutet nicht das Hinzukommen einer neuen

Gottheit, sondern ist, soweit es die Verallgemeinerung „ein Gott“ betrifft, durch die gnomische Färbung der Aussage bedingt. Die Partikelhäufung „noch auch“<sup>21</sup> gibt das sich nun in der Epiphanie des Fürsten ereignende, in der Tat alles menschliche Wissen übergreifende Wesen der göttlichen Klarheit in einer stillen Verhaltenheit als Zuwachs zu den Möglichkeiten menschlicher Weisheit aus. Der Wechsel zwischen der Darstellung in der dritten Person und der direkten Apostrophe in der zweiten Person schließlich ist kein Argument dafür, daß es sich um verschiedene Gottheiten handelt. Der antike Götterpreis, als vergleichbares literarisches Genus, läßt oft beide Formen in der gleichen Weise ineinander übergreifen<sup>22</sup>. Die innere Logik des Wechsels ist gut einzusehen. Im ersten Ahnen der noch ungewissen Erscheinung des Fürsten gebraucht der Dichter die noch distanzierte Rede *von ihm*. Die direkte Anrede *an ihn* mit „du“ folgt organisch bei der Vorstellung, wie der Fürst des Fests durch Verwandlung in Freundesgestalt auch zu einem solchen „du“ geworden ist. Umgekehrt, von der dichterischen Funktion der Aussagenfolge her betrachtet: der Wechsel von der dritten zur zweiten Person ist ein künstlerisches Mittel der Steigerung, mit dem das Näherkommen der göttlichen Gestalt spürbar gemacht wird.

*Von heute aber nicht, nicht unverkündet ist er;  
Und einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet,  
Erstaunet, da es stille worden, umsonst nicht, jezt,  
Da Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen.  
Das ist, sie hören das Werk,  
Längst vorbereitend, von Morgen nach Abend, jezt erst,  
Denn unermeßlich braußt, in der Tiefe verhallend,  
Des Donnerers Echo, das tausendjährige Wetter,  
Zu schlafen, übertönt von Friedenslauten, hinunter.*

<sup>21</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen Ulrich Häussermanns zum eigentümlichen, steigern- den Gebrauch der disjunktiven Konjunktion „auch“ bei Hölderlin im Sinne von „sogar“. Dieser Gebrauch liegt auch in V. 108 der 'Friedensfeier' vor, wo es heißt, daß am all- versammelnden Festtag der Himmlischen 'ihr Liebtestes *auch*, / An dem sie hängen, nicht fehlt'; noch deutlicher in V. 107 f. der Elegie 'Brod und Wein', wo das Erscheinen Christi in der Geschichte mit dem Distichon angedeutet wird: „Oder er kam *auch* selbst und nahm des Menschen Gestalt an / Und vollendet' und schloß tröstend das himmlische Fest“ (StA II, 93). (Ulrich Häussermann, Friedensfeier. Eine Einführung in Hölderlins Christushymnen. München 1959, S. 91 f.)

<sup>22</sup> So im Prooemium der hesiodischen Erga, wo Zeus zunächst (V. 3–8) in der dritten Person gepriesen, dann (9–10) mit κλύθι und τύνη apostrophiert wird; Vergil (Aeneis VIII, V. 284 ff.) läßt die Salierpriesterschaft dem Herkules einen Hymnus singen, in dem er von der Darstellung in der dritten zur Anrufung in der zweiten Person überwechselt. Vgl. Eduard Norden, Agnostos Theos. Darmstadt 1956, S. 163.

<sup>18</sup> StA II, 59. V. 17 ff.

<sup>19</sup> StA II, 87. V. 49.

<sup>20</sup> StA II, 105. V. 81 ff.

Nach der Beschwörung göttlicher Epiphanie in der zweiten Strophe stellt der erste Teil der dritten Strophe aus der sich jetzt klärenden Rück-erinnerung die Geschichte insgesamt als ein Nahen der Gottheit dar. Der erreichte Zustand des Friedens ist nicht ein Augenblicksgeschenk, sondern Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, die sich erst jetzt, vom Ende her, überblicken läßt. So erscheint die ganze Geschichte wie eine Verheißung und Ankündigung des Gottes: „Von heute aber nicht, nicht unverkündet ist er.“

Einer, „der nicht Fluth noch Flamme gescheuet“, der mitten im Wetter der Geschichte gewirkt hat, „erstaunet“, jetzt, wo nicht mehr der Donner der Geschichte rollt, sondern göttlich erfüllte Stille herrscht, wo nicht mehr Gewaltausübung und Herrschaftsverhältnisse, sondern Liebe, Versöhnung, Ausgleich und Friede das Dasein bestimmen. Er erstaunt „umsonst nicht“, weil dieses Wirken mit Flut und Flamme höchst paradox zu einem solchen Ende in Stille, „Klarheit“ und Frieden geführt hat. Die Menschen würden nicht erstaunen, wenn sie bisher schon aus dem Verlauf der Geschichte auf dieses Ende hätten schließen können; sie erstaunen nur, weil sie das „Werk“ (V. 29) „jezt erst“ (V. 30), vom Augenblick des Endes her in der Überschau über den Gesamtverlauf als ein „Werk“, d. h. als ein von der Gottheit sinnvoll zu einem Vollendungsziel gelenktes Geschehen beurteilen können. Deutlich pointiert und gesteigert ist die Wiederaufnahme des Zeitadverbs „jetzt“ in Vers 30 („jezt erst“) gegenüber Vers 27 („jezt“) – beide Male ist das Wort exponiert und betont. Der erste Satz „Von heute aber nicht, nicht unverkündet ist er“ geht dem zweiten logisch nicht voraus, sondern reißt nur den geschichtlichen Horizont auf, unter dem die folgenden Aussagen stehn.

Vielfach hat die Wendung „Und einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet, / Erstaunet... umsonst nicht...“ Anlaß zu der Überlegung gegeben, ob das ganz im Unbestimmten gehaltene Subjekt einen Menschen, *den* Menschen *pars pro toto* (will man einmal die Napoleon-These außer acht lassen) meint und also das Prädikat „erstaunet“ intransitiv gebraucht ist; oder ob die Gottheit gemeint und damit das Prädikat in einer auch sonst bei Hölderlin zu belegenden Weise transitiv ist: in Staunen setzen. Die Entscheidung ist nicht mit letzter Sicherheit zu treffen. Aber die zweite Möglichkeit ist die weitaus wahrscheinlichere. Denn wenn ein Mensch oder „der“ Mensch gemeint wäre, müßte man im folgenden – das Staunen erläutern – Satz („Das ist, sie hören... jezt erst...“) anstatt des Plural-Subjektes „sie“ ebenfalls den Singular, also ein „er“ und dementsprechend auch ein singularisches Prädikat erwarten. Es wurde schon festgestellt, daß sich die Bilder „Fluth und Flamme“ bei einer Deutung der Aussage auf die

Gottheit als die Haupteigenschaften des Gewittergottes, des „Donnerers“, von dem einige Verse später die Rede ist, erklären (Jupiter pluvius und Jupiter tonans)<sup>23</sup>. Der Gott kann also nur der erste und höchste, der Fürst sein. Die eigentümliche Aussage, daß er Flut und Flamme „nicht gescheuet“, ist präzise nuanciert. Sie bedeutet, daß der Gott dieses Wirken im Wetter, wenn auch nicht vermieden, so doch nicht als seinem tiefsten Wesen gemäß sich in der Geschichte zugeeignet hat. Seinem tiefsten Wesen entspricht die „Klarheit“, der Zustand reiner Aufhellung, in der das Gewitter selig endet. Flut und Flamme gehören in den Bereich des „Tagwerks“ – die Anknüpfung an diese Vorstellung mit dem Wort „Werk“ in Vers 29 ist deutlich –, das die nun zur Feier kommende Gottheit „gern“ verleugnet.

Es bleibt auffällig, daß die Gottheit nicht deutlich bezeichnet ist und in dem Passus „... einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet“ als nicht näher bestimmtes Subjekt nur indirekt zu erschließen ist; auffällig vor allem ist auch der Wechsel vom bestimmten „er“ des ersten Verses („Von heute aber nicht, nicht unverkündet ist er“) zum unbestimmten „einer“. Indes fügt sich dies sehr wohl in den Charakter der Allgemeingültigkeit der Aussage: die Gültigkeit für den gemeinten besonderen Fall ergibt sich aus der Allgemeingültigkeit. Das Gnomische dient der inneren Begründung; der Dichter zieht sich darauf zurück in seinem Bestreben, von der Gottheit, vor der er „nichts weiß“, möglichst nicht direkt zu sprechen. So reiht sich die Formulierung gerade in ihrer Eigenart sinnvoll zu den anderen, ebenfalls nur schwer faßbaren Aussagen über den Fürsten.

Aus demselben Kapitel des ersten Korintherbriefes, dem die Wendung von der „anderen Klarheit“ entnommen ist, stammt der Gedanke, daß im Augenblick der Vollendung „Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen“ (V. 28): „... darnach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufheben wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt“ (1 Kor. 15, 24). Hölderlin formt diese Bibelverse in seiner idealistischen Heilsspekulation so um, daß sie nur gerade noch als Anlaß und Hintergrund erkennbar sind – ein Verfahren, das für seinen Umgang mit der Bibel weitgehend typisch ist. Der erste Korintherbrief läßt im Augenblick des Heiles Herrschaft und Obrigkeit aufhören, weil am Ende alles dem Vater untertan sein soll: eine Aufhebung also aller einzelnen, untergeordneten Herrschaftsverhältnisse zur Konstituierung einer ausschließlichen, monarchischen Herrschaft des Vatergottes. Bei Hölderlin fällt dagegen, wie noch die siebte und achte Strophe

<sup>23</sup> Wolfgang Binder, Friedensfeier. In: Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert. Tübingen 1961, S. 356.

ausführlich zeigen, das Herrschaftsverhältnis als Prinzip dahin. Herrschaft bedeutet Trennung und Entgegensetzung. Der allversammelnde Heilsaugenblick, die Offenbarung der Einheit des Seins bedeutet deshalb eine Aufhebung aller Herrschaft. An ihre Stelle tritt Versöhnung, Liebe, Frieden. Das Allumfassende dieser Aufhebung findet seine Formulierung im polaren Ausdruck: Herrschaft ist nirgends zu sehn „bei Geistern (= Göttern) und Menschen“. Der All-Einheits-Hymnus des Hyperion-Romans gipfelt bedeutungsvoll in demselben Gedanken des Aufhörens aller Zwangs- und Herrschaftsverhältnisse<sup>24</sup>: „Eines zu seyn mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewigeinigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das ehernen Schiksaal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod...“.

Das Werk geschieht „von Morgen nach Abend“, vom Orient zum Okzident, denn dies ist nach Hölderlins ebenso wie nach Oetingers und Herders Vorstellung die Richtung des Geschichtsstromes. Hölderlin hat in der Hymne ‚Germanien‘ diesen Geschichtsverlauf im Bild des göttlichen Adlerfluges vom Orient über die Gipfel Griechenlands, Italiens und schließlich der Alpen ins hesperische Germanien dargestellt. In der Hymne ‚Am Quell der Donau‘ kommt das Wort, die „menschenbildende Stimme“, „aus Osten“ zu uns.

Die ‚Friedensfeier‘ ist ganz von Abendstimmung, von Abend-Frieden erfüllt. Es ist Abend des Tages, Abend der Geschichte, herbstlicher Abend wohl auch des Jahres, denn darauf deutet der Vers der ersten Strophe: „gereiftester Früchte voll und goldbekränzter Kelche“. Abend, Frieden, Reife, Vollendung gehören zusammen. So heißt es: „ferne kommend haben / Hieher, zur *Abendstunde*, / Sich liebende Gäste beschieden“ (V. 10 ff.); „sie hören das Werk, / Längst vorbereitend von Morgen nach *Abend*, jezt erst“ (V. 29 f.); „es blüht / Rings *abendlich* der Geist in dieser Stille“ (V. 35 f.); in der neunten Strophe wird der Jüngling „zum *Abend* der Zeit“ gerufen (V. 111). Die Beendigung des Tagwerks deutet auf den Abend, ebenso die Wendung „und eher legt / Sich schlafen unser Geschlecht nicht...“ (V. 112 f.), und in der zehnten Strophe das idyllische Bild von Mutter und Kind, die vor der Türe des Hauses sitzen und den Frieden schauen – Feier-Abend im höchsten Sinne –, schließlich die Fügung, daß ein Ahnen die Seele, ein Versprechen die Ältesten aufhält, vom „goldnen Lichte“, vom Abendlicht, gesendet (V. 127 ff.).

<sup>24</sup> StA III, 9, 11, 1 ff.

Die Mitte der dritten Strophe trägt eine jener kühnen Bogenbauten, in denen Hölderlin die Weite und ungeheure Dimension eines Geschehens Sprache werden läßt:

*Denn unermesslich braußt, in der Tiefe verhallend,  
Des Donnerers Echo, das tausendjährige Wetter,  
Zu schlafen, übertönt von Friedenslauten, hinunter.*

Das syntaktische Mittel ist einfach und stellt eines der Grundmuster von Hölderlins hymnischem Stil dar: extreme Auseinandersetzung von Verbum und zugehörigem Richtungsadverb („braußt... hinunter“). Zwischen diesen beiden Worten und um das Subjekt häufen sich die Appositionen und stauen die Bewegung bis zum Äußersten auf, bevor sie sich lösen kann. Der Sinn der Aussage und ihr rhythmischer Gehalt werden so vollkommen eins, das ganze „Unermessliche“ des hinuntertosenden tausendjährigen Wetters wird fühlbar.

Der Schlußteil der dritten Strophe kommt wieder auf das Mahl zurück und schließt damit, nachdem die hohe geschichtliche Bedeutung dieses Mahles klargeworden ist, die thematische Ringkomposition der ersten Trias:

*Ihr aber, theuergewordne, o ihr Tage der Unschuld,  
Ihr bringt auch heute das Fest, ihr Lieben! und es blüht  
Rings abendlich der Geist in dieser Stille;  
Und rathen muß ich, und wäre silbergrau  
Die Loke, o ihr Freunde!  
Für Kränze zu sorgen und Mahl, jezt ewigen Jünglingen ähnlich.*

Die teuergewordnen, die Tage der Unschuld sind nach Ausweis der Vorstufen die Festtage, die dem Dichter aus der „unschuldigen“ Kindheit noch in lichter Erinnerung sind, voll sonntäglichen Friedens und Feierstille. Die ‚Friedensfeier‘ ist gereifte Wiederkehr einer aurea aetas, eines verlorenen paradiesischen Zustandes, wie ihn nur die reine Harmonie einer Kinderseele erleben konnte. Die letzten drei Verse schließlich bilden die Vorstellungen eines antiken Dichtersymposiums nach, zu dem die Bekränzung der Schläfen ebenso gehört wie das ganz auf hohe Begeisterung gestimmte Mahl selbst und die Erweckung des Jugendglanzes. Es wurde nachgewiesen, daß auch die Wendung „und wäre silbergrau die Loke“ ein antikes Vorbild hat<sup>25</sup>. Die Götter besitzen ewige Jugend und heißen deshalb „Jüng-

<sup>25</sup> Momme Mommsen, Dionysos in der Dichtung Hölderlins mit besonderer Berück-

linge“. Es ist das deutlichste Zeichen für die Einbeziehung Christi in den Kreis der antiken Gottheiten, daß er im weiteren Verlauf der Hymne als „Jüngling“ angerufen wird.

Die erste Strophe stellt das Mahl als schon bereitet dar, die Schlußverse der dritten Strophe aber rufen zur Bereitung des Mahles erst auf. Im mechanischen Kalkül bedeutet dies ebenso einen Widerspruch wie die am Anfang der vierten Strophe erwogene Einladung an die himmlischen Gäste, nachdem sie sich doch schon „herbeschieden“ haben. Dennoch sind diese scheinbar ganz unvereinbaren Aussagen einander sinnvoll zugeordnet. Die doppelte Motivierung zeigt, daß göttliches Ereignis und menschliche Bereitschaft zusammen erst das „Fest“ bringen. In der ersten Strophe ist das bereitete Fest eine kosmische Gegebenheit, und darin fügt sich nun die besondere menschliche Bereitschaft schöpferisch und mitwirkend ein. Beides ist unlösbar miteinander verbunden.

## II

Wir halten hier ein, um vor der Klärung des zentralen Problems den Aufbau des gesamten Gedichtes zu überblicken. Die 'Friedensfeier' ist symmetrisch gebaut. Die erste und die letzte Triade sind Rahmenpartien, die sich um das große Mittelstück, die zweite und dritte Triade, schließen.

Die erste Triade ist ein feierlicher Aufgesang, der in drei Stufen die Realität der Feier beschwört. Die erste Strophe gibt den Raum, und das heißt: die allumgreifende Schicksalsdimension des Festes. Nach diesem Entwurf der Extension, der die höchste Bedeutsamkeit des sich vorbereitenden Geschehens schon erkennen läßt, folgt die Darstellung des Intensiven: die göttliche Gestalt des Fürsten steht im Zentrum des Festes. Das All des Festgeschehens konzentriert sich in Einem. Die dritte Strophe erläutert die gegenwärtige Epiphanie des All-Einen als Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses, als das Ergebnis der Geschichte schlechthin. Denn die Geschichte war ihrem Wesen nach eine fortschreitende Aufhebung aller Trennung, aller „Herrschaft“ und Gegensätze in der Richtung auf den

sichtigung der Friedensfeier, GRM, N. F., Bd. XIII, S. 371 weist auf Horaz, *carm.* II, 11, 13 ff.:

„cur non sub alta vel platano vel hac  
pinu iacentes sic temere et rosa  
canos odorati capillos,  
dum licet, Assyriaque nardo  
potamus uncti? dissipat Euhius  
curas edacis...“

„Frieden“, auf die Harmonie der Alleinheit. Insofern ist der erscheinende oberste Gott der gestaltgewordene Geschichtssinn, der „Geist der Geschichte“; insofern ist er selbst das Wesen des Friedens, zu dessen Feier am Ende der Trias aufgerufen wird.

Diese Rückführung der gegenwärtigen Vollendungsgestalt auf ihr geschichtliches Werden ist summarisch und spricht den Grundgedanken vom teleologischen Verlauf der Geschichte aus. Damit bildet die dritte Strophe als Ende der ersten Trias den Ausgangspunkt zur Thematik der zweiten und dritten Strophentrias, zum großen Mittelteil der Hymne. Dieser Mittelteil ist eine nähere Auslegung und Begründung des in der dritten Strophe skizzierten Vollendungsgangs der Geschichte. Als Begründung und Erläuterung muß sie die Haupterscheinungen und -probleme des geschichtlichen Prozesses durchdenken. Im Durchdenken geschieht zugleich eine Repräsentation der Allheit des Festes, wo sich alles in der Geschichte Geschehene zur Einheit versammelt. Es gibt zwei entscheidende Aspekte zur Kennzeichnung eines und desselben Vorgangs: den Aspekt des Werdens und den Aspekt des Vereinens.

Die zweite Strophentrias behandelt die Geschichte unter dem Aspekt des Werdens und seiner – scheinbaren – Gefährdungen. Sie umfaßt die Erinnerung des Gewesenen, also derjenigen Hauptkräfte, die zum Werden des jetzigen Vollendungsstandes beigetragen haben: das historische Schicksal Christi, scheinbar nicht im Sinne des Prozesses (vierte Strophe), in Wirklichkeit ihm aber weise entsprechend und ihn erst ermöglichend, weil der Schwäche menschlicher Wesensorganisation angepaßt (fünfte Strophe); die elementaren, göttlichen Kräfte der Natur, die uns der großen Gottheit und damit indirekt auch der Erkenntnis des geschichtlichen Werdens im engeren Sinne, dem Wesen Christi, nahegebracht haben (sechste Strophe). Der große Vätergott heißt der „Allelebendige“, seine Realität stellt sich aus der Erfahrung aller Lebenskräfte her.

Die Nennung des Vaters, des hohen Geistes der Welt, am Ende der sechsten Strophe bringt den harmonischen Übergang zur dritten Trias, welche die Geschichte nicht mehr unter dem Aspekt des Werdens, sondern unter dem Aspekt des Vereinens betrachtet. Der Vater, der Weltgeist, der Fürst ist die beherrschende Gestalt dieser Triade, denn er ist in der Weise der Allheit und also das Prinzip des Vereinens – „allversammelnd“ wie der ihn repräsentierende Festtag. Sein geschichtliches Walten bewirkt, „daß *Alle* sich erfahren“ (siebte Strophe), an dem Zeitbild, das er entfaltet, „sind kennbar *alle*“ (achte Strophe), der Festtag, in dessen Zentrum er steht, ist „allversammelnd“ (neunte Strophe). Wie dem in der zweiten Triade dargestellten Werden der Sohn entspricht, so entspricht dem in der dritten

Triade dargestellten Allvereinen der Vater. Das Werden stellt den Gang der Geschichte als unbewusstes Wachsen zur Vollendung aus dem Einzelnen zum Ganzen dar; das Vereinen gibt den Gang der Geschichte nicht diskursiv, sondern intuitiv, nicht als Wachsen, sondern als „Werk“, als „Bild“, als gelenkte Herstellung, als von vornherein konzipierte Ganzheit wieder.

Als abschließender Rahmenteil trägt die letzte Strophentrias deutlich den Charakter des Abgesangs. Sie nimmt den Geschichtsgang zurück in den Bereich reiner Natur. Die zehnte Strophe leitet in diesen mythisch-elementaren Bereich über mit den einfachen Bildern kreatürlicher Erwartung und Hoffnung. Die elfte Strophe stellt die Geschichte als einen mythischen Wachstumsvorgang dar, an dessen Ende die „Gestalt der Himmlischen“ als „goldne Frucht“ von „uraltem Stamm“ fällt. Die zwölfte Strophe schließlich ruft die große Mutter Natur selbst an, als den Urgrund, in dem die Zeiten der Ereignisse reifen.

### III

Nach der Charakterisierung der geschichtlichen Gesamtentwicklung in der letzten Strophe der ersten Triade wendet sich die vierte Strophe sogleich den einzelnen Triebkräften des Geschichtsverlaufes zu. Wesentlich sind zunächst die göttlichen Mittlergestalten, die in der Geschichte gewirkt haben und die am Ende der dritten Strophe „ewige Jünglinge“ genannt wurden. Diese Nennung hat, wie alle Schlußverse in den Strophentriaden der ‚Friedensfeier‘, Schwellencharakter: die einleitenden Worte der vierten Strophe „Und manchen möcht’ ich laden...“ stellen eine unmittelbare Anknüpfung daran dar. Der Dichter möchte „manchen“ von den ewigen Jünglingen laden:

*Und manchen möcht’ ich laden, aber o du,  
 Der freundlicherst den Menschen zugethan,  
 Dort unter syrischer Palme,  
 Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen gerne war;  
 Das Kornfeld rauschte rings, still athmete die Kühlung  
 Vom Schatten des geweihten Gebirges,  
 Und die lieben Freunde, das treue Gewölk,  
 Umschatteten dich auch, damit der heiligkühne  
 Durch Wildniß mild dein Stral zu Menschen kam, o Jüngling!  
 Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort, dich  
 Furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniß. So ist schnell  
 Vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht;*

Daß es in dem abbrechenden „aber o du...“ – Satz um die Absicht geht, einen der „Jünglinge“ einzuladen, wird, insofern es die Ladung als solche betrifft, durch die Worte der neunten Strophe bewiesen: „denn darum rief ich... Dich...“ (V. 109 ff.), vor allem aber durch den vorausgeschickten Wunsch, „manchen“ zu laden. Daß es sich in der Tat um eine Einladung Christi handelt, beweist nicht nur die Bezugnahme der neunten Strophe, sondern noch mehr der angeschlossene Relativsatz: „... du, / Der freundlicherst den Menschen zugethan, / Dort unter syrischer Palme, / Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen gerne war“; dieser Relativsatz weist nicht nur auf die Gestalt Christi durch die Wiedergabe einer Szene aus dem Dasein des „Unvergeßlichen“, sondern hat mit der besonderen Gestaltung dieser Szene auch die Funktion, die vorrangige Einladung Christi zu begründen. Christus ist von den ewigen Jünglingen derjenige, der am menschlichsten war, „freundlicherst den Menschen zugethan“, wie weiter noch die zur geselligen Idylle umgedeutete – gegenüber dem Prosa-Entwurf völlig anders gesehene! – Szene am Brunnen bei der Stadt Sichar zeigt (Joh. 4, 5 ff.), am Brunnen, wo er das Gespräch mit den Menschen pflegte, in der Nähe der „Stadt“. Dieses ganz der Gemeinschaft mit den Menschen zugeneigte Wesen ist es also, das den Dichter zuerst an die Ladung Christi denken läßt. Auch der anakoluthisch weitergeführte Satz: „Das Kornfeld rauschte rings, still athmete die Kühlung / Vom Schatten des geweihten Gebirges, / Und die lieben Freunde, das treue Gewölk, / Umschatteten dich auch, damit der heiligkühne / Durch Wildniß mild dein Stral zu Menschen kam, o Jüngling!“ – auch dieser Satz dient der Begründung dafür, daß besonders an eine Einladung Christi gedacht ist. Wie das freundlich zugetane, sich den Menschen so menschlich zuneigende Wesen Christi das Gefühl der hohen Fremdheit des Göttlichen kaum aufkommen läßt und von sich aus die Schaffung der Gemeinschaft nahelegt, welche durch die Ladung hergestellt werden soll, so bedeutet die „Kühlung“ des göttlichen Feuers und die Umschattung des „heiligkühnen Strales“ durch die „lieben Freunde“ eine Annäherung Christi an menschliche Gegebenheiten und damit wieder einen Anknüpfungspunkt gerade für die Ladung Christi zur Herstellung menschlich-göttlicher Gemeinschaft. Der Passus „... der freundlicherst den Menschen zugethan“ entspricht vollkommen dem andern „...damit... mild dein Stral zu Menschen kam“. „Freundlicherst“ und „mild“ kennzeichnen in der gleichen Weise Christi Verhältnis zu den Menschen.

Für die eigentümliche Wendung „die lieben Freunde, das treue Gewölk“ wurde schon mehrfach auf Epist. Hebr. 12, 1 verwiesen, wo von der „Wolke von Zeugen“ (νέφος μαρτύρων) die Rede ist. „Wolke“ ist eine im

Griechischen auch sonst gebräuchliche Metapher für „Menge“, „Schar“<sup>26</sup>. Mit dem „treuen Gewölk“ der Freunde meint Hölderlin also die „Schar“ der Jünger. Er nimmt die Metapher auf, weil sie der Schatten-Symbolik der Strophe so glücklich entspricht. Christus ist als Sol salutis, als Christos Helios gesehen, wie im Patmosgesang, wo er „der Sonne gleich“ (V. 180) genannt wird. Der Gedanke von der notwendigen Umschattung und Umwölkung des sonnenhaften göttlichen Glanzes entspricht einem biblischen Topos: „die Herrlichkeit des Herrn erschien in einer Wolke“ (1 Mose 9, 13); „... der vor euch her ging... des Tages in der Wolke“ (5 Mose, 1, 33); „Gott... des Herrlichkeit in Wolken ist“ (5 Mose 33, 26). Bei der Verklärungsszene auf dem Berge Tabor, wo Christi Antlitz „wie die Sonne“ (Matth. 17, 2) leuchtet, werden die Jünger von einer „Wolke“ „überschattet“ (Matth. 17, 5: *νεφέλη φωτεινὴ ἐπεσκίασεν αὐτούς*; Mark. 9, 7: *ἐγένετο νεφέλη ἐπισκιάζουσα αὐτοῖς*; Luk. 9, 34: *ἐγένετο νεφέλη καὶ ἐπεσκίαζεν αὐτούς*.) Bei Hölderlin nun bewirken die Jünger selbst die mildernde Vermittlung des göttlichen Lichts. Die „Umschattungen“ Christi dienen der Schonung des Menschengeschlechts, das den offenen Glanz des Göttlichen nicht ertragen könnte<sup>27</sup>.

Ganz eingeformt ist das Dasein Christi in den menschlich-kreatürlichen Bereich durch die reiche Vorstellungswelt der vierten Strophe: Baum („unter syrischer Palme“ – ein Vorklang des Umschattungsmotivs), Stadt, Brunnen; das rauschende Kornfeld, die Kühlung vom Schatten des geweihten Gebirges; die „lieben Freunde“ schließlich lassen Christus als den Menschen nahvertraut, als „Freund“ erscheinen. So kann der Dichter, der sich im Widerschein göttlicher Epiphanie „ewigen Jünglingen ähnlich“ fühlt, die Ladung zum gemeinsamen Mahle auch aus dem Bewußtsein der Menschennähe des Jünglings Christus wagen.

Das „geweihte Gebirg“ ist der heilige Berg Garizim bei Sichar, wo die Einwohner Samarias ihre Kultstätte hatten (Joh. 4, 20 f.). Zu der Vorstellung des „Kornfeldes“, das am Brunnen in der Nähe der Stadt und des „geweihten Gebirges“ rauscht, bot noch einmal die gleiche Bibelszene das Vorbild: „Saget ihr nicht: es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte?

<sup>26</sup> Voß übersetzt Ilias 4, 274 „... ἅμα δὲ νέφος εἴτατο περὶ αὐτῶν“: „... es folgt ein Gewölk des Fußvolks“, und Ilias 16, 66 „... εἰ δὴ κλύαεν Τρώων νέφος ἀμφιπέβηκε“: „weil ja mit düsterem Graun der Troer Gewölk sich umherzog“; Herodot 8, 109 schreibt die Wendung „... νέφος τοσοῦτον ἀνθρώπων“: „... eine so große Wolke von Menschen“.

<sup>27</sup> Wolfgang Binder, S. 359 weist für den Gedanken, daß sich Göttliches mildert, wenn es vom Irdischen aufgenommen wird, auf Klopstocks Ode 'Das Anschauen Gottes': „Aus der Ferne nur, nur einen gemilderten Schimmer, / Damit ich nicht sterbe! / Einen für mich durch Erdenacht gemilderten Schimmer / Deiner Herrlichkeit seh ich.“

Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte“ (Joh. 4, 35).

Vom Anfang der vierten Strophe bis Vers 48 („... o Jüngling“) ergibt sich aus der Analyse der Gedankenführung folgende Erklärung der syntaktischen Konstruktion und der stilistischen Eigenart: die mit dem Passus „aber o du...“ eingeleitete Einladung unterbleibt, sie drängt sich aus der emphatischen Aposiopese umso mächtiger ins Bewußtsein. Daß es sich in der Tat um eine Einladung handeln muß, geht aus dem ersten Vers („Und manchen möcht' ich laden...“) und aus der neunten Strophe hervor. Daß es sich um die Vorrangigkeit der Einladung Christi handelt, beweisen die folgenden Verse, die Christus als einen durch besondere Nähe und Angemessenheit zum menschlichen Wesen idealen Gast bei der göttlich-menschlichen Gemeinschaft erscheinen lassen. Das schwere Anakoluth der Fortsetzung „Das Kornfeld rauschte rings...“ ist funktional zu erklären als ein sich verselbständigendes Fluten der Vorstellungen, in welchem sich die Erinnerungsfülle Bahn bricht, die bei der Anrufung des „Unvergesslichen“ (neunte Strophe) sofort geweckt wird. Damit wird eindringlich klar, wie sehr der Dichter im Bann der Gestalt Christi steht. Die gesamte Periode stellt ein Extrem hymnisch harter Fügung dar.

Eine zweite Möglichkeit zur Erklärung der syntaktischen Bahn wäre denkbar – die Alternative hat nur formale, insbesondere rhythmische Bedeutung, denn sie betrifft nur die Gedankenfolge, nicht den Aussagegehalt. Der Passus „aber o du“ braucht nicht unbedingt der erste Teil eines Satzes zu sein, dessen zweiter, aus einer Aposiopese zu erschließender Teil die Einladung an Christus darstellt. Es könnte vielmehr der Aussagekraft der Verse 41 ff. allein überlassen sein, darzustellen, daß es um eine vorrangige Einladung Christi geht. Das „aber“ in dem Passus „aber o du...“ wäre dann nicht eine steigernde Abhebung Christi („du“) von den andern Götterjünglingen („manchen“) im Verfolg des Gedankens an die Einladung, sondern schon ein „aber“ des Bedenkens gegen die Möglichkeit einer Einladung Christi wegen seines dunklen Todesverhängnisses, von dem die letzten Verse der Strophe sprechen. Dann wäre in dem auf die Anakoluthie folgenden Satz „Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort, dich / Furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniß“ das „aber“ eine Epanalepsis jenes ersten „aber“ („aber o du...“). Die pathetische Stützung der Epanalepsis durch das „Ach!“ wäre als eine Verstärkung zu interpretieren, deren Notwendigkeit sich aus der Länge der Zwischenschaltung ergibt.

Die Schlußverse der vierten Strophe nehmen das schon zweimal gebrauchte Bild der „Umschattung“ Christi in einer letzten, entschiedenen

Steigerung auf. „Dunkler umschattete“ ihn „ein tödlich Verhängniß“. Die andern Umschattungen, diejenigen während seines irdischen Daseins, waren ohne weiteres erkennbar als Milderung göttlichen Feuers. Die „dunklere“ Todesumschattung, die Christus ganz hinwegnahm, hat ihn aber geradezu unkenntlich gemacht. Sie hat ihn scheinbar aller menschlichen Realität entrissen, ins Nichts eines vorzeitig abgebrochenen Auftrags. Das Jähe dieses Schicksals und die Tragik der unvollendeten Sendung wird mit der Wendung „mitten im Wort“ eindringlich formuliert. Die Gleichsetzung Christi mit dem Logos verleiht auch dem Schluß der Strophe noch johanneische Prägung.

Die metaphorische Wendung von Christi Umschattung durch ein tödliches Verhängnis entspricht einem homerischen Topos. Das Todesverhängnis legt sich bei Homer wie eine schwarze Wolke um den im Kampfe Fallenden, es „umhüllt“, „umschattet“ ihn (ἀμφικαλύπτειν). Voß übersetzt Ilias 20, 417 „νεφέλη δέ μιν ἀμφεκάλυψε κτανέη“: „und Gewölk des Todes umhüllt' ihn“; Ilias 16, 350 „θανάτου δὲ μέλαν νέφος ἀμφεκάλυψεν...“: „und dunkles Gewölk des Todes umhüllt' ihn“; Odyssee 4, 180 „πρὶν γ' ὄτε δὴ θανάτοιο μέλαν νέφος ἀμφεκάλυψεν...“ „... Bis uns die schwarze Wolke des Todes endlich umhüllte!“<sup>28</sup>

Die Sinndeutung des Verhängnisses wird nun in der folgenden Strophe gegeben:

*Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig  
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen  
Ein Gott an, unversehn, und keiner weiß es, wenn?  
Auch darf alsdann das Freche drüber gehn,  
Und kommen muß zum heiligen Ort das Wilde  
Von Enden fern, übt raubbetastend den Wahn,  
Und trifft daran ein Schicksaal, aber Dank,  
Nie folgt der gleich hernach dem gottgegebenen Geschenke;  
Tiefprüfend ist es zu fassen.  
Auch wär' uns, sparte der Gebende nicht  
Schon längst vom Seegen des Heerds  
Uns Gipfel und Boden entzündet.*

Das Schicksal Christi wird nicht in seiner historischen, konkreten Einmaligkeit gesehn, wie sie in der Spätdichtung in „einzig“ Weise aufbricht und zum Problem wird. In diesem Schicksal drückt sich jetzt exemplarisch ein Lebensgesetz alles Himmlischen aus, das „schnell vergänglich“ ist, wie

<sup>28</sup> Homer, Ilias und Odyssee in der Übertragung von Johann Heinrich Voß (nach dem Text der Erstausgaben Hamburg 1793 und 1781). Darmstadt 1962.

der Schluß der vierten Strophe sagt. Dieses allgemeine Gesetz der schnellen Vergänglichkeit der Himmlischen wird mit dem Gedanken der göttlichen Schonung erklärt, der auch in der Elegie 'Brod und Wein' zur sinnvollen Deutung der Nachtzeit dient.

Die Verse „Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig / Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen / Ein Gott an, unversehn, und keiner weiß es, wenn?“ bringen wieder eine jener scheinbar ins Vage gehenden Verallgemeinerungen, welche die Interpretation der 'Friedensfeier' so schwer machen. Wie es gegen Ende der zweiten Strophe hieß: „Wo aber *ein Gott* noch auch erscheint...“ und in der dritten Strophe „und *einer*, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet“, so heißt es nun, daß „ein Gott“ die Wohnungen der Menschen nur einen Augenblick anrührt. Daß dieser Gott nicht Christus sein kann, sondern nur die oberste Gottheit, zeigt der Passus „des Maases allzeit kundig“. „Allzeit“ waltend und vorsehend ist nur die höchste Gottheit, der Fürst, der Vater, der durch seine Söhne immer wieder für einen geschichtlichen Augenblick in die Zeit der Menschen hineinwirkt<sup>29</sup>. Den Sinn der eigenartigen Formulierung „ein Gott“ verdeutlicht das unmittelbare, überraschende und durch das Enjambement verstärkte Stoßen des Versendes „... Wohnungen der Menschen“ auf den Versanfang „Ein Gott...“:

*Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig  
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen  
Ein Gott an, unversehn,...*

Der im Aufeinanderstoßen menschlicher und göttlicher Sphäre bestehende Gegensatz und das „Unversehene“ des göttlichen Anrührens wird rhythmisch fühlbar. Weil er „ein Gott“ ist und also etwas ganz Anderes als die Menschen, rührt der oberste Gott die Wohnungen der Menschen nur einen Augenblick an. „... unversehn, und keiner weiß es, wenn?“: darin klingt einer der häufigsten biblischen Topoi nach; Matth. 24, 42: „... ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird“; Matth. 24, 44: „... des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr's nicht meint“; Matth. 24, 50: „So wird der Herr des Knechtes kommen an dem Tage, des er sich nicht versieht („unversehn“!), und zu der Stunde, die er

<sup>29</sup> Bis in die Wortwahl hinein entsprechen die Verse 24 ff. der Elegie 'Heimkunft' diesen Versen der Friedensfeierhymne – und auch in der Elegie ist vom Vater, vom Vater Aether, die Rede: „Der ätherische scheint Leben zu geben geneigt, / Freude zu schaffen, mit uns, wie oft, wenn, *kundig des Maases*, / Kundig der Athmenden auch zögernd und schonend der Gott... Traurige wieder erfreut.“ (StA II, 96 f.).

nicht meint“; Matth. 25, 13: „... ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird“<sup>30</sup>. „Wenn“ ist mundartlich und gleichbedeutend mit „wann“. „Ein Gott weiß aber / Wenn kommet, was ich wünsche das Beste“ lauten die Verse 90 f. aus der ersten Fassung des ‚Einzigem‘<sup>31</sup>.

Die folgenden Verse unterscheiden zwei menschliche Verhaltensweisen gegenüber dem mißkannten Göttlichen in der Nachtzeit der Geschichte: das Freche und das Wilde. Eindringlich ist die verschiedene Art dieser Verhaltensweisen in knappster Andeutung charakterisiert. Das „Freche“, das frevelhaft Hybride, das der Anerkennung eines Höheren, Göttlichen zuinnerst widerstreitet, es tritt mit Füßen auf das Heilige, es „geht drüber“. Das „Wilde“, die nicht widergöttliche, aber doch dem Göttlichen gegenüber noch ungemäße Haltung „kommt“ zum heiligen Ort. Es „darf“ nicht kommen – wie das Freche drüber gehn „darf“ –, sondern „muß“ kommen, einem geheimen Schicksalsanruf folgend; und so trifft es daran schließlich ein Schicksal, es erfüllt sich an ihm eine göttliche Bestimmung, nachdem es anfänglich noch „rauhbetastend den Wahn“ geübt hat. Im Lauf der Geschichte wird aus der Wildnis Kultur im höchsten Sinne, wahrhafte „Erkenntnis“ des Göttlichen und demgemäßes Verhalten. Reiner Ausdruck der Erkenntnis, der vollendeten Offenheit, ist der „Dank“. Doch ist dies alles erst Ergebnis eines langen geschichtlichen Prozesses, eines inneren Reifens: „Dank, / Nie folgt der gleich hernach dem gottgegebenen Geschenke; / Tiefprüfend ist es zu fassen“. Das Wirken Christi in der Geschichte, nach seinem Tod, ist eine langsame Vertiefung und Einverwandlung zum Wahren hin, bis zur klaren Erkenntnis. Diese Entwicklung ist Zeugnis göttlicher Ökonomie und „Sparsamkeit“ (V. 61), die damit ebenso weise und „kundig des Maases“ verfährt wie mit der immer nur „einen Augenblick“ dauernden unmittelbaren Epiphanie. Die scheinbar vor der Erfüllung abgebrochene Bahn Christi hat sich erst in der Geschichte vollendet, den Menschen unbewußt.

Die geschichtliche Nacht ist nicht nur auf Grund dieses langsam zum geschichtlichen Tag hinwirkenden „gottgegebenen Geschenke“ eine heilige und heilbringende Nacht. Neben dem im engeren Sinn geschichtlichen Ge-

schenk sind in ihr noch andere, gottgegebene Geschenke wirksam: die der Natur. Von ihnen spricht zunächst die sechste Strophe.

*Des Göttlichen aber empfiengen wir  
Doch viel. Es ward die Flamm' uns  
In die Hände gegeben, und Ufer und Meersfluth.  
Viel mehr, denn menschlicher Weise  
Sind jene mit uns, die fremden Kräfte, vertrauet.  
Und es lehret Gestirn dich, das  
Vor Augen dir ist, doch nimmer kannst du ihm gleichen.  
Vom Allelebendigen aber, von dem  
Viel Freuden sind und Gesänge,  
Ist einer ein Sohn, ein Ruhigmächtiger ist er,  
Und nun erkennen wir ihn,  
Nun, da wir kennen den Vater  
Und Feiertage zu halten  
Der hohe, der Geist  
Der Welt sich zu Menschen geneigt hat.*

Die göttliche, elementare Dreieinigkeit der Natur ist für Hölderlin stets „Erde, Licht und Luft“, wie in Vers 99 der ‚Friedensfeier‘, wo es heißt, daß „an den Pflanzen / Die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennt“. Hier, wo es auf den menschlichen Umgang mit den Kräften der Natur ankommt, werden andere Worte gewählt. Sie zeigen den praktischen Sinn des elementaren Bereichs an: Flamme, Ufer, Meersflut; also Feuer, Erde und Wasser. Einige Verse später wird das Licht hinzugezählt, aber so wie die Erde konkret als „Ufer“, so erscheint das Licht als „Gestirn“. Das Gestirn „lehret“, denn das Licht scheint den Schauenden und Erkennenden. Vielleicht ist auch daran gedacht, daß das Gestirn durch die Gesetzmäßigkeit des eigenen Wandelgangs „lehret“. Daß das Wasser gerade „Meersfluth“ genannt wird, verweist auf die Bedeutung, die dieses Element für Hölderlin vorzüglich hat. Es ist das ideal Verbindende, das Verkehrselement des athenischen Kaufmanns im ‚Archipelagus‘, der Träger der „schattenlosen Straßen“ im Patmosgesang.

Nun sind aber alle Elemente, die uns „in die Hände gegeben“ und „vor Augen“ sind, nicht nur „menschlicher Weise“, nicht nur zu Brauch und Nutzen gegeben. Sie sind uns auch „fremde“, hohe „Kräfte“, die zum Göttlichen hin inspirieren. Deshalb lautet der erste Vers: „Des Göttlichen aber empfiengen wir doch viel.“ Für Hölderlins Grundthema, die Inspiration durch das göttliche Leben der Natur, sei nur auf den ‚Archipelagus‘

<sup>30</sup> Vgl. auch die vielen Stellen der Bibel, wo es heißt, daß der Herr „wie ein Dieb in der Nacht“ kommt (1 Thess. 5, 2; 2 Petr. 3, 10; Apoc. 16, 15). Auch in Hölderlins Dichtung ist dieses „unversehene“ Kommen der Gottheit, das plötzliche Ergriffenwerden vom Göttlichen, ein Grundgedanke – Zeugnis für die Gewißheit ekstatischer Inspiration im Erleben des Dichters. Es sei nur erinnert an die Schlußverse der ‚Wanderung‘: „Oft überraschet es einen, / Der eben kaum es gedacht hat“ (StA II, 141. V. 116 f.).

<sup>31</sup> StA II, 155. V. 90 f.

hingewiesen, wo alles Hohe aus der Erfahrung der heiligen „Meersfluth“ entspringt.

Es ist nun wichtig, zu sehen, daß auf die Verse vom göttlichen Alleben der Natur und ihrer Funktion für die Menschen die Verse über die Erkenntnis des Göttlichen folgen. Der Vater heißt mit deutlichem Rückbezug auf sein Wirken in der Natur der „Allebendige“. Von ihm sind „viel Freuden und Gesänge“, gerade die Regungen und Äußerungen also, zu denen die Natur inspiriert und mit denen der Mensch das Göttliche feiert, das er in der Natur erfährt – sicherstes Zeichen, daß sie mehr denn menschlich-praktischer Weise mit uns vertraut ist. Wenn der Allebendige einen Sohn hat, so muß er ein „Ruhigmächtiger“ sein<sup>32</sup>, aus der Harmonie des Allebendigen lebend, „ruhig“, und aus seiner allumfassenden Fülle wirkend, „mächtig“. Beides, Ruhe und Mächtigkeit, gehört im Wesen des hohen Genius zusammen. Die Fülle seines Wesens läßt ihn nicht Unruhe und Mangel spüren, sondern aus der Ruhe der Vollkommenheit leben. So ruft Hyperion den Geist des Adamas an<sup>33</sup>: „O daß nur du mir ewig gegenwärtig wärest, mit allem, was dir verwandt ist, traurender Halbgott, den ich meine! Wen du umgiebst, mit deiner *Ruhe und Stärke*...“ Das Ruhigmächtige Christi ist nicht nur aus dem Wesen des Vaters gefolgert, sondern erhält seine konkrete und aktuelle Bedeutung im Hinblick auf die vollendete Geschichte – die Vollendung der Geschichte und die Epiphanie des Vaters sind ein und dasselbe Ereignis –, aus dem sich der zunächst scheinbar so tragisch und sinnlos Entrissene als ein verborgen und ruhig, aber dauerhaft und mächtig in der Nacht der Zwischenzeit zur Vollendung Hinwirkender erweist. In diesem geschichtlichen Sinne erschließt die Erscheinung des Vaters auch eine neue Gegenwart des Sohnes, ja, erst seine volle Erkenntnis. Sie ist die innere Voraussetzung, von der aus die Möglichkeit der Ladung zum endzeitlichen Mahle bejaht werden kann. Die Schlußverse der sechsten Strophe formulieren das Entscheidende ausdrücklich:

*Und nun erkennen wir ihn,  
Nun, da wir kennen den Vater  
Und Feiertage zu halten  
Der hohe, der Geist  
Der Welt sich zu Menschen geneigt hat.*

Das Erkennen des Vaters als Vorbedingung für die Erkenntnis des Sohnes bedeutet, daß bei den Menschen erst auf dem Grunde einer allgemeinen

<sup>32</sup> Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, daß der Satz in diesem konditionalen Sinn zu verstehen ist, weil die Gestalt Christi bereits eingeführt ist.

<sup>33</sup> StA III, 12, 18, 3 ff.

und vollkommenen seelischen Offenheit für das Göttliche der Sinn auch für die einzelnen Epiphanien im beschränkten Feld der Geschichte reif wird. Der Vater, der „Allebendige“ ist das Prinzip, auf das alles ankommt, von dem alles ausgeht, „Fürst“ im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Verse lassen erkennen, wie stark das Vaterbild Projektion umfassender seelischer Gestimmtheit ist, in der Tat „gestaltgewordene Bereitschaft der Menschen zu neuer schöpferischer Gottesbegegnung“, wie Friedrich Beißner formuliert. Damit ist Wesentliches über die Heilsschau der ‚Friedensfeier‘ und überhaupt über Hölderlins Heilserwartung gesagt: das Reich Gottes wird bei ihm nicht nur von oben bestimmt, sondern ist auch Frucht einer zur inneren Vollendung gelangten Welt. Gegenüber dem streng transzendenten Charakter des Göttlichen in der Bibel spielt in sein Gottesbild etwas eigentümlich Immanentes mithinein – im Sinne von Schellings „Weltgeist“, und der Schluß der sechsten Strophe nennt die Gottheit, die vorher allebendig genannt wurde, nicht zufällig gerade an dieser Stelle den „hohen, den Geist der Welt“. Es findet eine analogische Zuordnung objektiven und subjektiven Geschehens statt, und daher kann dem Dichter das objektive, göttliche Geschehen von sich aus durchschaubar erscheinen, in einer immer wieder entdeckten Identität mit der subjektiven Sphäre. Daher die eigentümliche, verlebendigende Spannung zwischen beiden Sphären, ihr ständiges Korrespondieren, das Vorhandensein von Äquivalenten, wie es der in dem elegischen Bruchstück ‚Der Gang aufs Land‘ ausgesprochene Wunsch, es möge „mit der unsern zugleich des Himmels Blüthe beginnen, / Und dem *offenen* Blick *offen* der Leuchtende seyn“<sup>34</sup> unmittelbar Sprache werden läßt. Und so ist auch in der ‚Friedensfeier‘ die fürstliche Gestalt Gott und zugleich die „gestaltgewordene Bereitschaft der Menschen zu neuer schöpferischer Gottesbegegnung“<sup>35</sup>. Solche Bereitschaft, gleichbedeutend mit der – noch näher zu erläuternden – „Erkenntnis“ des Vaters und wie diese wohl am besten mit Hölderlins Wort „Offenheit“ zu umschreiben, ist selbst wiederum gewachsen aus der fortwirkenden Erfahrung des Göttlichen, das uns in Geschichte und Natur geschenkt wurde und wovon die fünfte und der erste Teil der sechsten Strophe gehandelt haben.

Es erhebt sich nun die Frage: ob es keinen Zirkelschluß darstelle, daß einerseits erst durch die am Ende der Zeiten geschehende Herabkunft und „Erkenntnis“ des Vaters der Sohn in seiner Bedeutung erkannt wird, andererseits aber die geschichtliche Erscheinung des Sohnes auf die endzeitliche Erkenntnis des Vaters hinwirkt, ebenso wie die göttlichen Kräfte

<sup>34</sup> StA II, 84. V. 17 f.

<sup>35</sup> Friedrich Beißner, StA III, 556. Z. 24 f.

der Natur. – Es ist zu unterscheiden zwischen den in der Geschichte von den Menschen unbewußt und sogar in Verkennung (fünfte Strophe) erfahrenen, aber eben doch erfahrenen Wirkungen Christi und der erst am Ende, vom Ergebnis her gewonnenen Erkenntnis des Geschehens. Die Geschichtsmächtigkeit der zwischenzeitlichen Epiphanien steht fest, nur bleibt sie während des Geschichtsverlaufs noch unbewußt. Erst das Ende der Geschichte schafft auch darüber Klarheit. Es handelt sich also um ein Problem des Bewußtseins, der inneren Repräsentation des Gewesenen. Nachdem der Zusammenhang der Geschichte erfaßt und ergriffen und alles Gewesene in diesem Sinne *durchreflektiert* ist, wird die Ladung an den Sohn Christus möglich. Anders ausgedrückt: die Einzelzeit kann in die Gesamtzeit eingeordnet werden.

So schließt sich der Ring der zweiten Strophentrias. An ihrem Anfang stand der Wunsch nach der Ladung Christi; an ihrem Ende zeigt sich dieser Wunsch als erfüllbar, weil auf die in der geschichtlichen Nachtzeit in Unkenntlichkeit versunkene Gestalt des Sohnes von der endzeitlichen Epiphanie des Vaters her das Licht voller Erkenntnis fällt. Wie die erste Strophentrias ganz unter dem Thema der Festvorbereitung steht und den weltgeschichtlichen Rahmen der Feier exponiert, so ist die zweite Strophentrias von der Gestalt Christi, des „Sohnes“, beherrscht. Sie mündet in die Aussage von der Epiphanie des Vaters ein. Damit erhält der Schluß der zweiten ebenso wie derjenige der ersten Trias ausgesprochenen Schwellencharakter, denn der Vater ist die beherrschende Gestalt der dritten Strophentrias. Sie verwirklicht in ihrer Schlußstrophe im Bilde des endzeitlichen Göttermahls die All-Synthese, welche die Schlußstrophe der zweiten Trias mit der Formulierung der Zusammengehörigkeit von Vater und Sohn bereits andeutet. Der Vater, der Fürst, ist das integrierende Prinzip und deshalb ist in der dritten Strophentrias alles unter dem Aspekt der Allheit, des Vereinens, des Versammelns gesehen.

Zunächst bleiben noch einige Bemerkungen zum Schluß der sechsten Strophe. Es ist bekannt, daß die Verse „Und nun erkennen wir ihn, / Nun, da wir kennen den Vater“ die Worte des Johannesevangeliums Eigentümlich umkehren: „wenn ihr mich kenntet, so kenntet ihr auch meinen Vater“ (Joh. 14, 7). Das Evangelium nimmt diesen Satz zum Ausgangspunkt für eine umfangreiche Auslegung der mystischen Identität von Vater und Sohn. Daß nun „Vater“ und „Sohn“ geschichtliche Kategorien in Hölderlins teleologischem Geschichtsentwurf sind, wurde bereits dargelegt, und es ist ohne weiteres zu sehen, daß die Umkehrung des Johannesworts durch die besondere Ausprägung des Vater- und des Sohnbegriffs im Rahmen dieses Geschichtsdenkens begründet ist.

Das Wort „erkennen“ hat nicht nur in der auffälligen zweifachen Übernahme aus der Bibelstelle besonderes Gewicht. Dieser auf das Göttliche bezogene Begriff des „Erkennens“ ist ein Grundbegriff in Hölderlins Dichtung überhaupt. Er hat eine spezifische Färbung, für welche ebenfalls der biblische Gebrauch des Wortes Quelle ist<sup>36</sup>. Nicht der dianoetische Akt, nicht die intellektuelle Leistung, sondern das volle Aufnehmen und Verstehen des Göttlichen in einem bereiten, „offenen“ Herzen ist damit gemeint, im Sinne des Prophetenwortes: „und will ihnen ein Herz geben, daß sie mich kennen sollen“ (Jer. 24, 7). In der Schlußstrophe der Rheinymne wird ähnlich gewichtig formuliert wie in der ‘Friedensfeier’: „Dir mag auf heißem Pfade unter Tannen oder / Im Dunkel des Eichwalds gehüllt / In Stahl, mein Sinclair! Gott erscheinen oder / In Wolken, du kennst ihn, da du kennest, jugendlich, / Des Guten Kraft, und nimmer ist dir / Verborgen das Lächeln des Herrschers...“<sup>37</sup> Das Kennen des Gottes, der wie in der zweiten Strophe der ‘Friedensfeier’ ein „lächelnder“ Gott ist, wird mit der Jugendlichkeit Sinclairs begründet – und „jugendlich“ heißt bei Hölderlin: empfänglich, aufgeschlossen, „offen“ für das Hohe. Geradezu als Kommentar zur sechsten Strophe der ‘Friedensfeier’ eignen sich Verse aus der Hymne ‘Wie wenn am Feiertage...’: „Und was zuvor geschah („Des Göttlichen aber empfiengen wir / Doch viel...“), doch kaum gefühlt („Dank, / Nie folgt der gleich hernach dem gottgegebenen Geschenke; / Tiefprüfend ist es zu fassen“), / Ist offenbar erst jetzt (die Epiphanie des Vaters, des Weltgeistes in der ‘Friedensfeier’), / Und die uns lächelnd den Aker gebauet, / In Knechtsgestalt, sie sind *erkannt* („... nun, da wir kennen den Vater...“), / Die Allebendigen („Vom Allebendigen aber...“), die Kräfte der Götter.“<sup>38</sup> Hier wie in der ‘Friedensfeier’ geht es um die Entwicklung vom zwar wirksamen, aber unbewußten Walten des Göttlichen zur vollen Erkenntnis und zum Bewußtsein, das der offenbaren Gegenwart der Götter entspricht. In der Elegie ‘Stutgard’ werden beide Zustände einander direkt gegenübergestellt: „Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit / Leben und walten, *erkannt*, oder ge-

<sup>36</sup> Hierzu einige von den zahlreichen Bibelstellen, die „erkennen“ und „Erkenntnis“ in diesem Sinne gebrauchen: Jes. 11, 9: „Das Land ist voll Erkenntnis des Herrn“; Hos. 4, 1: „... ist keine Liebe, keine Erkenntnis Gottes im Lande“; Hos. 6, 6: „Denn ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer, und an der Erkenntnis Gottes, und nicht am Brandopfer“; 1 Kor. 1, 5: „Daß ihr seid ... reich ... gemacht ... in aller Erkenntnis“; Kol. 1, 11: „... Und wachset in der Erkenntnis Gottes“; 2 Petr. 1, 2: „Gnade und Frieden durch die Erkenntnis Gottes“; 2 Petr. 3, 18: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis“; Joh. 14, 17: „Die Welt... kennt ihn nicht. Ihr aber kenntet ihn.“

<sup>37</sup> StA II, 148. V. 210 ff.

<sup>38</sup> StA II, 119. V. 32 ff.

waltiger auch, / Wenn ihr wirket und schafft in heiliger Nacht...“<sup>39</sup> Und wie das „Kennen“ des Vaters in der ‚Friedensfeier‘ den eigentlich entscheidenden Augenblick kennzeichnet, so beschwört der Dichter in der Schlußstrophe von ‚Brod und Wein‘ den Vollendungszustand mit dem Wunsch, daß der „Vater Aether *erkennt* jeden und allen gehört“<sup>40</sup>.

Das doppelte „Nun“: „... Und nun erkennen wir ihn, / Nun da wir kennen den Vater“ hebt den apokalyptischen Augenblick emphatisch hervor. Es entspricht der Gespanntheit dieser und vieler anderer Dichtungen Hölderlins auf das Ereignis des Heiles und der ekstatischen Vergegenwärtigung der Heilserfahrung, daß gerade der Augenblick als die unmeßbare Spanne, in der das Ewige in die Zeit einbricht, als der mystische Übergang zum Eigentlichen eine besondere Bedeutung erhält – nicht explizite, aber an einer auffälligen Häufung dessen erkennbar, was man als das Vokabular des Momentanen bezeichnen könnte. Es tritt nicht nur die Erfüllung als solche, sondern der große Augenblick, dem die Feier des Dichters gilt, die *Zeit* der Erfüllung in einer eigentümlichen Intensität, in der ewigen Dichte des Augenblicks hervor. In der ‚Friedensfeier‘ geschieht dies immer in den Schlußstrophen der einzelnen Strophentriaden. Mit den Worten „jezt...jezt erst“ wird das Erlebnis des geschichtlichen Eschaton in der dritten Strophe ekstatisch versammelt; am Schluß der sechsten Strophe ist es das „nun...nun“ der großen Erkenntnis von Vater und Sohn; in der neunten Strophe ist es der göttliche Augenblick des „Festtags“; in der zwölften Strophe schließlich geschieht ein Zurückholen des Kairos in den mütterlichen Grund der Geschichte, in die Natur, und damit nach den immer höher gespannten vorausgehenden Triadenschlüssen eine vollkommene Lösung aller Spannung.

#### IV

Die Verse „...Nun, da wir kennen den Vater / Und Feiertage zu halten / Der hohe, der Geist / Der Welt sich zu Menschen geneigt hat“ kennzeichnen am deutlichsten die hohe Vatergottheit, den „allelebendigen“, den „Geist der Welt“ als den Fürsten. „Feiertag“ ist ein Synonym für „Fest“, und derjenige, der sich herabneigt, um Feiertage zu halten, ist notwendig der Hauptveranstalter, der „Fürst“ des Festes. Fürst ist der Vater als Prinzip alles anderen, Fürst als Quell alles partiellen Heilsgeschehens und – erkannt – als Quell der Erkenntnis dieses Heilsgeschehens. Schließlich sagen die zitierten Verse nicht, daß sich nun der Vater, der Weltgeist,

<sup>39</sup> StA II, 88. V. 85 ff.

<sup>40</sup> StA II, 95. V. 154.

herabneige, sondern daß er sich schon herabgeneigt hat. Das kann nur eine Berufung auf die in der zweiten Strophe geschilderte Ankunft des Fürsten sein. Die zweite Strophe stellt diese Ankunft als objektives, sich von außen ereignendes Geschehen dar; die zweite Strophentrias entwickelt sie aus der Perspektive des geschichtlichen Werdeganges als subjektives, sich von innen her ereignendes Geschehen. Dem Wort „Klarheit“ am Ende der zweiten Strophe entspricht hier das Wort „erkennen“. Objektives und subjektives Ereignis – der erscheinende „Gott“ und die „gestaltgewordene Bereitschaft der Menschen zu neuer schöpferischer Gottesbegegnung“ – schließen sich also in den letzten Versen der sechsten Strophe zusammen, in der Feststellung, daß „Feiertage zu halten / Der hohe, der Geist / Der Welt sich zu Menschen geneigt hat“.

Die enge Verbindung von der sechsten zur siebten Strophe bestätigt diese Identität des „Vaters“ mit dem „Fürsten“ noch weiter. In der zweiten Strophe heißt es: „Und dämmernden Auges denk’ ich schon, / Vom ernstern *Tagwerk* lächelnd, / Ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests.“ Die ersten Verse der siebten Strophe lauten: „Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß / Und weit aus reichte sein Feld, wann hats ihn aber erschöpft? / Einmal mag aber ein Gott auch *Tagwerke* erwählen...“ Diese Gottheit am Anfang der siebten Strophe ist also mit dem Fürsten des Fests zu Anfang der zweiten Strophe – der ebenso vage „ein Gott“ genannt wird („wo aber / Ein Gott noch auch erscheint, / Da ist doch andere Klarheit“) – identisch, denn es ist beide Male die Gottheit, die „Tagwerk“ getan hat. Nun ist die Gottheit zu Anfang der siebten Strophe Gott Vater, da die Verse an den Schluß der sechsten Strophe anknüpfen: „Nun, da wir kennen den Vater / Und Feiertage zu halten / Der hohe, der Geist / Der Welt sich zu Menschen geneigt hat. // (7. Str.:) Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß...“ „Der“ ist der „Vater“, und da „der“, der das „Tagwerk“ vollbracht hat, zugleich der Fürst des Festes ist, ist der Vater Fürst des Festes.

Indes, die Erschließung der Einheit der Hymne aus ihren komplexen Querbezügen kann der Forderung nach Einsicht in eine wirklich intensiv gestaltete innere Einheit des Kunstwerks nicht genügen. Wesentlich ist es, zu sehen, daß die dargelegte Entwicklung der kategorialen Bedeutung von „Vater“ und „Sohn“ im Geschichtsentwurf der ‚Friedensfeier‘ diese Deutung von innen, vom Wesen des Gedichteten her erfordert. Es ist auch nicht darum zu tun, den Fürsten auf *eine* Benennung, etwa die des „Vaters“, festzulegen. Dies würde dem Geist des Gedichtes widersprechen. Die oberste Gottheit, die in der Weise der Allheit ist, heißt bald so, bald anders, und ihre verschiedenen Namen – sie kann alle tragen, weil sie in

der Weise der Allheit ist – sind nur Funktionen der Bereiche, in denen ihre Wirksamkeit erkannt wird. So erscheint sie am allversammelnden und repräsentierenden Festtage als „Fürst“; im Zusammenhang ihrer Wirksamkeit in der Natur heißt sie „allebendig“; im weiteren Zusammenhang der Alldeszendenz und des Alldurchwaltens „Vater“, „Geist der Welt“; im Zusammenhang ihrer Wirksamkeit in der Geschichte „Gott der Zeit“; und wo die Gottheit in ihrem Wirken geradezu am „Werk“ und beim „Tagwerk“ gesehen wird, heißt sie „Meister“; wo sie schließlich als ein in einem deutlichen Unterschied zu menschlichem Wesen Wirkendes begriffen ist, wählt der Dichter die lapidare Benennung „ein Gott“ (V. 23, V. 54, V. 81).

*Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß  
Und weit aus reichte sein Feld, wann hats ihn aber erschöpft?  
Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen,  
Gleich Sterblichen und theilen alles Schiksaal.  
Schiksaalgesez ist diß, daß Alle sich erfahren,  
Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.  
Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten,  
Was wohl das Beste sei. So dünkt mir jezt das Beste,  
Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister,  
Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt,  
Der stille Gott der Zeit und nur der Liebe Gesez,  
Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel.*

Die oberste Gottheit, zuletzt „Vater“ und „Geist der Welt“ genannt, war längst zum Herrn der Zeit zu groß, weil die Macht eines Herrn nach der Größe seines Herrschaftsbereichs bemessen wird: die „Zeit“ aber als Bereich der endlichen Erstreckung ist kleiner als die Gottheit, der nur das Ewige entspricht. Zwar reichte dieses „Feld“ der Zeit, der Geschichte, „weit aus“, wie das „unermessliche“ Hinunterbrausen des „tausendjährigen“ Wetters in der dritten Strophe zeigt; aber in dieser weiten Erstreckung blieb es doch endlich und konnte den Ewigen, die Verkörperung des All-Bereichs nicht „erschöpfen“. Die Wahl des Wortes „Herr“ der Zeit deutet wie das Wort „Herrschaft“ in der dritten Strophe darauf hin, daß während des Geschichtsgeschehens ein Spannungsverhältnis zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen besteht – ein Spannungsverhältnis, das sich am Ende der Geschichte zu Allharmonie aufhebt. Im folgenden Vers „Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen“ ist der Passus „ein Gott auch“ stark zu betonen, denn nur so kommt der Sinn zum Vorschein, der im Gegensatz zwischen dem ewigen Sein der Gottheit und

dem beschränkten Feld des „Tagwerks“ liegt, das die Gottheit nicht ausfüllt, „erschöpft“, das sie sich aber wohl „einmal“ erwählen kann – auch wenn sie etwas ganz Anderes als menschliches Wesen, erhaben über „Sterbliches“, eben „ein Gott“ ist. In diesem Erwählen des Tagwerks teilt die Gottheit mit den Menschen „alles Schiksaal“. Der Allheitsgedanke klingt wieder auf und wird in der scharf pointierten Aussage des Folgesatzes weitergetragen: „Schiksaalgesez ist diß, daß *Alle* sich erfahren, / Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.“ Die Feststellung des „Schiksaalgesezes“ (ἀνάγκη) der Allerfahrung deutet auf die anfängliche Überlegung von der Endlichkeit der Welt und des Vorhandenen zurück. Aus dieser Endlichkeit ist zu folgern, daß auch die gegenseitigen Erfahrungsmöglichkeiten nicht endlos sind, sondern sich einmal erschöpfen müssen: dann haben sich „alle“ – der Allheitsbegriff ist hier nicht metaphysisch – erfahren. Da Hölderlin die Allerfahrung unter dem Aspekt der Ausbildung universaler Einheit sieht, bedeutet ihre Vollendung zugleich das Ende allen Ablaufs und aller Bewegung, das heißt auch: aller Geschichte und damit das Aufhören der Zeit, Still-Stand, die Einkehr der „Stille“<sup>41</sup>.

Die vollendete Allerfahrung nun bedeutet nicht Stille im Sinne des Todes, sondern im Gegenteil Stille des erfüllten Lebens im höchsten Bewußtsein. Erfahrung ist Subjekt-Objekt-Entgegensetzung. Aus dieser Entgegensetzung erwächst das Bewußtsein. All-Erfahrung unter dem Aspekt der universalen Einheit erzeugt also *ein* absolutes Bewußtsein, dessen Leben, dessen Ausdruck die „Sprache“ ist. Die neue All-Gemeinschaft repräsentiert sich so in der Sprache, die *eine* Sprache als Leben im absoluten Bewußtsein der All-Einheit darstellt. Dies ist die Erfüllung des „Schiksaalgesezes“, das Ziel der ihm innewohnenden Tendenz, die in den Worten des Dichters als eine immanente Intention dargestellt ist: das Schicksalgesetz der Allerfahrung gilt, *daß*, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei. Die Tendenz nun, deren Ziel zunächst als Pendant zur „Stille“ „Sprache“ genannt wird, ist auf das „Beste“ gerichtet: „Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten, / Was wohl das Beste sei.“ Es war schon vorher klar, daß das Schicksalgesetz der Allerfahrung, insofern die Gottheit es ganz, in seiner Gesamtheit, teilt, funktional zur Einheit von Welt und Gott führt und substantiell zur All-Einheit, weil der Gott als metaphysisches Prinzip der Allheit in der Form der Einheit gedacht wird.

<sup>41</sup> Man vergleiche dagegen die von derselben Voraussetzung – der Endlichkeit des Vorhandenen – ausgehende, aber zu einem so völlig anderen Ergebnis gelangende Theorie Nietzsches vom „Ring der ewigen Wiederkehr“. Nietzsche legt seiner Geschichtsphilosophie nicht mehr die Idee der harmonischen Einheit zugrunde.

Die Tendenz, die als immanente Intention des Geschehens erschien – unsere noch vorläufige Formulierung lautete: Aspekt der Einheit – beruht also auf der Einführung dieses metaphysischen Prinzips in das Geschehen. Hierfür ist nun in völliger Deutlichkeit die Aussage gewählt, daß „der Geist“ in diesem Geschehen „wirke“. Der „Geist“ drängt zu seiner vollen Selbstverwirklichung, aus dem Ausland des Tagwerks in den ihm allein ganz angemessenen Bezirk der Feier, und dabei geschieht zugleich die Vollendung des „Werks“, der Weltgeschichte. Alles, auch die Menschenwelt, ist in diese Vollendungsbewegung zum Besten hin miteinbezogen. Deshalb heißt es: „Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten, / Was wohl das Beste sei“. Das Wort „streiten“ deutet auf das Dialektische des Vollendungsgangs zur großen Synthese.

„So dünkt mir jetzt das Beste, / Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister, / Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt ...“ Es ist nicht mehr vom „Werk“ die Rede wie in der dritten Strophe, sondern vom „Bild“, und dieses doppelsinnige Wort ist mit Absicht gewählt. Es ist „Bild“ im Sinne des vom Meister vollendeten Gebildes, es ist sein Werk; zugleich aber auch das Bild seiner selbst, sein Abbild. Die Einheit von Welt und Gott, das Ineins von Selbstverwirklichung der Gottheit und Vollendung der Welt, als Vorgang in den vorausgehenden Versen beschrieben, erhält zum Schluß in der Ambivalenz des dichterischen Wortes eine sprachliche Verwirklichung.

„Sein Bild“, „Meister“, „Werkstatt“ – das alles weist entschieden auf die Übernahme des Demiurgen-Mythos aus Platons Timaios, nachdem die zweite und dritte Strophe, ihrem Gesamtcharakter gemäß, mit den Worten „Werk“ und „Tagewerk“ noch im Bereich vorbereitender Andeutung geblieben sind. Platon erläutert seinen Demiurgen-Mythos in folgender Weise: „Den Schöpfer und Vater dieses Alls (ποιητήν καὶ πατέρα τοῦδε τοῦ παντός) nun zu finden ist freilich schwierig, und wenn man ihn gefunden hat, ist es unmöglich, sich für alle verständlich über ihn auszusprechen; doch muß man in betreff seiner wiederum dies untersuchen, nach welchem von beiderlei Urbildern er als Baumeister (τεκτονόμενος) die Welt gebildet hat (ἀπηργάζετο), ob nach demjenigen, welches stets dasselbe und unverändert bleibt (dies sind die ewigen Ideen), oder aber nach dem Entstandenen. Wenn nun aber doch diese Welt schön und vortrefflich und der Meister (δημιουργός) gut und vollkommen ist, so ist es offenbar, daß er nach dem Ewigen schaute ... die Welt ist das Schönste von allem Entstandenen, und der Meister ist der beste ... von allen Urhebern ... Schreiten wir nun auf diesen Grundlagen zur Betrachtung dieser unserer Welt, so ist sie eben hiernach ganz notwendigerweise ein Abbild von etwas

(πᾶσα ἀνάγκη τόνδε τὸν κόσμον εἰκόνα τινὸς εἶναι).“<sup>42</sup> Hierauf behandelt Platon die Einrichtung der Welt durch den göttlichen Demiurgen, und der ‚Timaios‘ gipfelt in der abschließenden Feststellung über die Art des vorher genannten „Abbildes“. Die Welt ist „zum Abbilde des Schöpfers und sinnlich wahrnehmbaren Gott (εἰκὼν τοῦ νοητοῦ θεοῦ αἰσθητός) und zur größten und besten, zur schönsten und vollendetsten (μέγιστος καὶ ἄριστος κάλλιστός τε καὶ τελεώτατος) ... geworden“<sup>43</sup>. In Platons abschließender Formulierung ist das In-Eins der Gottheit und des Kosmos ebenso deutlich wie bei Hölderlin, der den Demiurgenmythos insofern verändert hat, als er den Schöpfermythos zum eschatologischen Mythos, den Schöpfergott zum Geschichtsgott umgeschaffen hat.

Es ist bekannt, daß die auffällige, wiederholte Prägung „das Beste“ auf Bibelverse anspielt. Die Verse 83 ff. der ‚Friedensfeier‘: „Schicksaalgesetz ist diß, daß Alle sich *erfahren*, / Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei. / Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten, / Was wohl *das Beste sei*“ zeigen eine deutliche Ähnlichkeit zu Phil. 1, 9/10: „Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntnis und *Erfahrung*, / daß ihr prüfen möget, was *das Beste sei*.“<sup>44</sup> Auch Hölderlins sonstiger Gebrauch dieses Superlativs weist meistens auf sein religiöses Vollendungsziel. So sagt die Elegie ‚Heimkunft‘, von demselben Frieden von Lunéville ausgehend, der auch für die Entstehung der ‚Friedensfeier‘ wichtig geworden ist: „Aber *das Beste*, der Fund, der unter des heiligen Friedens/Bogen lieget, er ist Jungen und Alten gespart“<sup>45</sup>; und die Verse 83 ff. aus der ersten Fassung des ‚Einzigigen‘ lauten<sup>46</sup>:

*Es hänget aber an Einem  
Die Liebe. Diesesmal*

<sup>42</sup> Timaios 28 c–29 b (Platonis opera, ed. Ioannes Burnet, Bd. IV. Oxford), die Übersetzung ist von Franz Susemihl (Platon, Sämtliche Werke, 3. Bd. Heidelberg o. J.). Hölderlins Timaios-Lektüre läßt sich mehrfach belegen, am deutlichsten im „Fragment von Hyperion“, STA III, 169, 193, 1 f., wo ein direktes Zitat steht: „... ach! wo der Aegyptische Priester dem Solon noch vorwarf, «ihr Griechen seid alle Zeit Jünglinge!» ...“ (Timaios 22 b: ὦ Σόλων, Σόλων, Ἕλληνας αἰεὶ παῖδες ἔστε ... Νέοι ἔστε ... τὰς ψυχὰς πάντες). Vgl. STA III, 494. Z. 26 ff.

<sup>43</sup> Timaios 92 c.

<sup>44</sup> Darauf hat besonders Walter Hof, Zu Hölderlins Friedensfeier, in: Der Streit um den Frieden, Nürnberg 1957, S. 82 hingewiesen.

<sup>45</sup> StA II, 98. V. 79 f.

<sup>46</sup> StA II, 155. V. 83 ff. Vgl. auch ‚Stimme des Volks‘, 2. Fassung. V. 18 ff. StA II, 51: „... und Völker auch / Ergreift die Todeslust und kühne / Städte, nachdem sie versucht *das Beste*, // Von Jahr zu Jahr forttreibend das Werk...“; ‚Chiron‘, StA II, 57. V. 35 ff.: „... und es / Kennet kein einziger nicht *das Beste*; // Das aber ist der Stachel des Gottes...“

*Ist nemlich vom eigenen Herzen  
Zu sehr gegangen der Gesang,  
Gut machen will ich den Fehl  
Wenn ich noch andere singe.  
Nie treff ich, wie ich wünsche,  
Das Maas. Ein Gott weiß aber  
Wenn kommet, was ich wünsche das Beste.*

Der „Meister“, der „selbst verklärt“ von seinem Bild aus der Werkstatt tritt, erscheint geradezu als ein vom eigenen Werk beglückter, vom Vollendungsgefühl begeisterter Künstlertott. Und doch hat diese „Verklärung“ auch tiefere Bedeutung: die Gottheit tritt aus der einmal eingegangenen Bindung im Endlichen hinüber in ihre wahre, ewige Gestalt. „Und ander Gewand nicht, denn / Ein festliches ziehet er an / Zum Zeichen, daß noch anderes auch / Im Werk ihm übrig gewesen“ heißt es im ersten Entwurf<sup>47</sup>. Das Ende der Geschichte als Ereignis der All-Einheit hebt die Gottheit in den vollen Glanz ihres eigentlichen Wesens. „Verklärt“ von ihrem Bild kann die Gottheit schließlich vor allem deswegen heißen, weil der reine Geist erst durch den Erfahrungsgang, den dialektischen Prozeß der Geschichte, zum Bewußtsein gelangen mußte. Nun, im vollendeten Anschauen seiner selbst befindet sich der reine Geist im absoluten Bewußtsein, seine Klarheit verklärt ihn.

Als der „stille Gott der Zeit“ erscheint nun die große Kraft, die aus dem spannungsreichen, donnernden und reißenden Wirken, aus dem Katarrakt der Sukzession in die harmonische Ruhe des vollendeten Werks und in die stille Einheit des Alles-Zugleich, der Simultaneität, übergegangen ist. Anstatt des aus Spannung und Entgegensetzung erzeugten „Schicksalgesetzes“ der Allerfahrung gilt jetzt „der Liebe Gesez“, in welches das Schicksalgesetz der Allerfahrung ausmündet als in einen Zustand des schönen Ausgleichs und der Allharmonie. Der „Streit“ um das Beste hat in der „Liebe“ sein Ziel und zugleich seine Aufhebung gefunden. Die Zeit ist zugleich vollendet und zu Ende.

*Viel hat von Morgen an,  
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,  
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang.  
Und das Zeitbild, das der große Geist entfaltet,  
Ein Zeichen liegts vor uns, daß zwischen ihm und andern  
Ein Bündniß zwischen ihm und andern Mächten ist.*

<sup>47</sup> StA II, 132. V. 77 ff.

*Nicht er allein, die Unerzeugten, Ew'gen  
Sind kennbar alle daran, gleichwie auch an den Pflanzen  
Die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennet.  
Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch  
Das Liebeszeichen, das Zeugniß  
Daß ihrs noch seiet, der Festtag,*

*Der Allversammelnde...*

Während die siebte Strophe unter dem Aspekt des Allvereins den weltgeschichtlichen Prozeß darstellt, der zur Vollendung des „Bildes“ führt, und den Vollendungszustand der Stille und Liebe beschwört, bringt die achte Strophe, als Übergangsstrophe zum hymnischen Gipfel des Gedichts, eine nähere Charakterisierung dieses „Bildes“, das nun „Zeitbild“ heißt. Das Wort „Zeitbild“ schließt die beiden wesentlichen Elemente vom letzten Teil der vorhergehenden Strophe zu einer Einheit zusammen: es war vom stillen Gott der „Zeit“ und vom nunmehr vollendeten „Bild“ die Rede. So ist die achte Strophe die harmonische Fortsetzung der siebten.

Die ersten drei Verse deuten zusammenfassend noch einmal den Geschichtsprozeß. Der „Morgen“ ist der Anfang der Geschichte, der für Hölderlin auch räumliche Bedeutung als Osten, als Orient hat. Seit diesem Beginn der Geschichte hat der Mensch viel „erfahren“. Damit ist das Schicksalgesetz der Erfahrung erneut hervorgehoben. Der Vorgang, in dem sich dieses Gesetz vollzieht, heißt nun „Gespräch“. Das Gespräch ist das Vielfältige, das Gegeneinanderklingen der Stimmen, Streit um das Beste; der „Gesang“ dagegen Einheit, vollendete Harmonie, in der alle Stimmen zusammenklingen. Die Formulierungen „seit ein Gespräch wir sind“ und „bald sind wir aber Gesang“ deuten an, daß eine das ganze Dasein erfassende Existenzform gemeint ist. Das „Viel“ der Teile im Gespräch – „Viel hat... erfahren der Mensch“ – steht im Gegensatz zu der All-Einheit des Gesangs, und man kann in der Wendung von dem vieles erfahrenden Menschen nicht nur die Darstellung der geschichtlichen Vorstufe zum Vollendungszustand – unter diesem Aspekt scheint „alles gut“ –, sondern auch eine deutlich wertende Aussage über den Unterschied von Gespräch und Gesang sehen. Wie Heraklits „Vielerfahrener“, der πολυμαθής, als der Mann des gesammelten Stückwerks dem wahren Weisen, dem σοφός, der aus der Einheit des Weltverständnisses lebt<sup>48</sup>, in seinem ganzen Wesen unbedingt nachsteht, so sieht auch Hölderlin in der Viel-

<sup>48</sup> Heraklit Frg. 40 und 41. (Die Fragmente der Vorsokratiker. ed. H. Diels und W. Kranz. 1. Bd. 11. Aufl. Zürich/Berlin 1964.)

erfahrenheit, wo er sie absolut betrachtet – aus der Perspektive des Gesangs, der Einheit, aber ohne geschichtliche Zuordnung wie in der 'Friedensfeier' – das Negative. In der sapphischen Ode 'Unter den Alpen gesungen' sagt er von der Unschuld, die „immerzufriedner Weisheit“ voll in dieser Welt den Bereich heiliger, ursprünglicher Einheit und Eigentlichkeit verkörpert: „... was noch jetzt uns / *Vielerfahrenen* offenbar der große / Vater werden heißt, du darfst es allein uns / Helle verkünden.“<sup>49</sup>

Das Zeitbild, das der große Geist entfaltet, ist ein Zeichen, „daß zwischen ihm und andern / Ein Bündniß zwischen ihm und andern Mächten ist“. Das Wichtige wird nicht nur durch Epanalepsis emphatisch hervorgehoben: die ἀπὸ κοινού-Stellung des Wortes „Bündniß“ im Verhältnis zu zwei völlig identischen Partien, deren erster es als Schlußteil, deren zweiter es als Anfangsteil zugehört, gibt als expressive Bindungsform dem Inhalt der Aussage über das „Bündniß“ den vollendeten stilistischen Ausdruck. Das Zeitbild nun wird vom großen Geist „entfaltet“. Die Weltgeschichte selbst ist dabei explicatio dei, sie wird in ihrem Gesamtsinn, in der endzeitlichen Simultaneität alles Sinns vorgewiesen, während in der zweiten Strophentrias nicht die Geschichte, sondern das Geschehen, nicht die Totalität, sondern die einzelnen Träger des Sinns bedacht wurden. Hier, wo das All-Eine beschworen wird, geschieht aber das Merkwürdige, daß die anderen Kräfte nicht dem „Vater“ als „fürstlichem“ Prinzip in deutlicher Abhängigkeit zugeordnet sind, wie es der Blickrichtung vom Einzelnen zum Ganzen entsprach, sondern daß der „große Geist“ – vorher hieß es: „der Vater, der hohe Geist der Welt“ – eingeordnet ist in einen Zusammenhang von Kräften, die durch die Bezeichnung „die Unerzeugten, Ew'gen“ als gleichberechtigte, unabhängige Urkräfte erscheinen. Mit den „Unerzeugten, Ew'gen“ kann logischerweise nicht der stellvertretend für alles Geschichtliche genannte „Sohn“ gemeint sein, der ein Erzeugter, Zeitlicher ist, sondern nur der elementare Naturbereich. Das beweisen auch die folgenden Verse, welche neben Licht und Luft die Mutter Erde nennen. Dies ist der Grundbereich, der zusammen mit dem hier als reine Idee der Zeit gedachten „großen Geist“ erst geschichtliche Realität und damit auch das Zeitbild schafft. Die Zeit ist als Form, als gestaltendes Prinzip, der Elementarbereich als Stoff, als Leben gedacht. So ist das Zeitbild ein in der Weise der Zeitlichkeit gestaltetes Leben und eine aus den Kräften der Natur lebende Gestalt. Der scheinbare Widerspruch zwischen dem „allebendigen“, in der sechsten Strophe insbesondere auf die Natur bezogenen Sein des Vaters („Des Göttlichen aber empfiengen wir / Doch viel...“), der als Vater

oberstes, integrierendes Prinzip ist, und der in der achten Strophe folgenden Einengung auf die Dimension der Zeit, die sich in der Zugesellung von „andern“ Unerzeugten, Ew'gen zeigt, erklärt sich aus dem dargelegten Aspektwechsel von der zweiten zur dritten Trias.

Schon die siebte Strophe ist ganz auf das Wirken des Göttlichen in der Zeit ausgerichtet, das schließlich als ein „Gott der Zeit“ erscheint und in der achten Strophe selbst integriert wird, gemeinsam mit den „andern“, während das Prinzip der Einheit nicht mehr personhaft, sondern nur noch als Energie im Ergebnis des „Zeitbildes“ fühlbar bleibt. Es ist charakteristisch, daß nun die erreichte Einheit polytheistisch gedacht wird, weil die Idee der Einheit sonst nur schwerlich sich mit der Idee der Allheit plastisch verbinden ließe. Auf diese Idee der Allheit in der Einheit kommt es aber entscheidend an, wie die neunte Strophe zeigt, wie auch die achte Strophe deutlich betont: „Nicht er allein, die Unerzeugten, Ew'gen / Sind kennbar *alle* daran...“ Angesichts dieser inneren Begründung fällt es schwer, in der siebten und achten Strophe einen vom „Vater“ zu unterscheidenden Zeitgott zu postulieren, schwer weiterhin nicht nur wegen der engen Verbindung vom Schluß der sechsten zum Anfang der siebten Strophe, die den „Herrn der Zeit“ und den „Gott“, der Tagewerk erwählt, als identisch mit dem Vater erscheinen läßt, sondern auch wegen des Gleichklangs in den Benennungen: „der hohe, der *Geist* / Der Welt“ (6. Str. V. 77 f.), „... wo aber wirkt der *Geist*...“ (7. Str. V. 85), „... das Zeitbild, das der große *Geist* entfaltet...“ (8. Str. V. 94).

Der Schluß der sechsten Strophe folgert aus der Erkenntnis des Vaters das Kennen des Sohnes, als Erhellung des einzelnen Heilsgeschehens, das erst am Ende in seiner vollen Bedeutsamkeit zu fassen ist. Die Erkenntnis des Allprinzips führt zur Erkenntnis des Einzelnen. In der achten Strophe nun geht es nicht mehr um die richtige Zuordnung, „Erkenntnis“ des geschichtlichen Einzelnen, sondern darum, die Allheit der Mächte in der Einheit des Zeitbildes wahrzunehmen: sie „sind *kennbar alle* daran“. Damit ist das Thema des Kennens bis zum Gipfel, zur All-Erkenntnis durchgeführt. Sie ist Voraussetzung für die Feier des allversammelnden Festtags.

Das „aber“, mit dem die letzten Verse der achten zur neunten Strophe überleiten, markiert den Beginn einer neuen Gedankenbewegung. Sie steigt zum Äußersten, das „zuletzt“ kommt:

*Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch  
Das Liebeszeichen, das Zeugniß  
Daß ihrs noch seiet, der Festtag...*

<sup>49</sup> StA II, 44. V. 13 ff.

In deutlicher Aufhöhung gegenüber dem „Zeichen“ des Zeitbildes heißt der Festtag „Liebeszeichen“. Das Zeitbild ist Zeichen der All-Verbindung der göttlichen Mächte. Das Liebeszeichen des Festtags dagegen ist ein Zeugnis, „daß ihrs noch seiet“. Der Darstellung in der dritten Person folgt in höchster Emphase der direkte hymnische Anruf der „heiligen Mächte“. Das Wesentliche liegt in der Wendung „... daß ihrs noch seiet“. Sie macht klar, daß die erreichte Allharmonie der heiligen Mächte die neue Grundwirklichkeit darstellt, daß sie aber nicht als eine Auflösung der in die Allheit versammelten Einzelgestalten zu denken ist. Es gibt einen ewigen Augenblick, den Festtag, wo das Einzelne sich im Horizonte der Allheit seiner eigenen Wesenheit erst voll bewußt wird. Der Festtag ist der repräsentierende Augenblick, der das Bewußtsein der Identität im Einzelnen aus der Erfahrung des Ganzen erzeugt. So werden am Ende der Zeit alle einzelnen Zeiten noch einmal lebendig, alle Mächte, die gewirkt haben, erkennen sich selbst. Der Festtag ist, mit Hegel zu sprechen, eine Versöhnung des Bewußtseins (des Allgemeinen, Ganzen) mit dem Selbstbewußtsein. Er ist damit ein ewiger Augenblick absoluten Wissens.

Als Apposition zu dem Wort „Liebeszeichen“ sagt die Wendung „das Zeugniß, daß ihrs noch seiet“ in geradezu erläuternder Deutlichkeit, daß es auf dieses Selbstbewußtsein im allgemeinen Bewußtsein ankommt. Liebe kann nur zwischen verschiedenen Wesenheiten sein, auch wenn sie und gerade weil sie Einheit schafft.

*Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch  
Das Liebeszeichen, das Zeugniß  
Daß ihrs noch seiet, der Festtag,*

*Der Allversammelnde, wo Himmlische nicht  
Im Wunder offenbar, noch ungesehen im Wetter,  
Wo aber bei Gesang gastfreundlich untereinander  
In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl  
Die Seeligen in jeglicher Weise  
Beisammen sind, und ihr Geliebtestes auch,  
An dem sie hängen, nicht fehlt; denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist,  
Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit,  
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes; und eber legt  
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,  
Bis ihr Verheißenen all,*

*All ihr Unsterblichen, uns  
Von eurem Himmel zu sagen,  
Da seid in unserem Hauße.*

Die Himmlischen sind „nicht im Wunder offenbar“, noch „ungesehen im Wetter“. Wunder und Wetter sind gewaltsame Wirkungsweisen des Göttlichen. Sie entsprechen nicht der erreichten Allharmonie, sondern der Zeit der „Herrschaft“ und der entschiedenen Gegensätzlichkeit. Das „Wunder“ ist ein Hereinbrechen des Göttlichen in das Irdische, es wird gerade wegen seiner Fremdheit als Wunder empfunden und zeugt damit von einer noch nicht zum Heil gelangten Welt. Das Wunder deutet auf die Transzendenz des Göttlichen, während im Zustand der Vollendung alles Göttliche immanent ist, „in unserem Hauße“. Auch im „Wetter“, im Geschichtsgewitter des „Donnerers“ äußert sich ein unharmonischer Spannungszustand, der allerdings im irdischen Geschehen selbst waltet. Erst der „Gesang“ ist Zeichen der erreichten Harmonie, und in ihm selbst verwirklicht sich diese Harmonie. Die Himmlischen sind im Wetter „ungesehen“, während sie im Wunder „offenbar“ sind. Das Offenbarsein des Wunders übersteigt das menschliche Fassungsvermögen, es ist überbewußt; das Ungesehene im Wetter bleibt unterbewußt. Der Gesang aber bedeutet lebendiges Bewußtsein von einem auch im Innern gegenwärtig gewordenen Göttlichen. „Gesang“ ist also das volle Bewußtsein des Göttlichen in der dem göttlichen Vollendungszustand der Allharmonie entsprechenden Form.

Organisch schließen sich an das Wort „Gesang“ eine Reihe von Aussagen an, die das Göttliche in der Harmonie der Alleinheit darstellen. Die Himmlischen sind „gastfreundlich untereinander“ – in harmonischer Verbindung zwischen den einzelnen Gestalten; sie sind „in Chören gegenwärtig“, „eine heilige Zahl“, d. h. sie erscheinen als Einheit und sind nur als Einheit bedeutend, so, wie es bei einer heiligen Zahl nicht auf die Bruchteile ankommt, sondern auf die geschlossene, „heilige“ Zahl. Und schließlich sind die Seligen „in jeglicher Weise beisammen“: Sie sind nicht nur alle beisammen, sondern sie sind auch in der Weise der Allheit beisammen. Hölderlin denkt die Vollendung als Identität von Substanz und Form, und darin liegt zuletzt auch die Bedeutung des „Gesangs“.

Das „Geliebteste“ ist Christus, den der Dichter zu Beginn der vierten Strophe „rufen“ wollte. Aber die Ladung wurde problematisch und unterblieb deshalb. Nun, nachdem das Problem durch die zweite Triade aufgehoben und der Sohn nach der Erkenntnis des Vaters „erkannt“ und also gerufen werden kann, realisiert sich die Einladung Christi dadurch, daß sie als bereits geschehen hingestellt wird, während sich doch nur der Ansatz

dazu zeigte – dieser Tatsache ist in der wohlüberlegten pathetischen Fiktion durch eine ausführliche „Wiederholung“ der Einladung Rechnung getragen: „denn darum rief ich / Zum Gastmahl, das bereitet ist, / Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit, / O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes“. Am Ende der dritten Strophe steht die Aufforderung des Dichters an die Freunde, jetzt „ewigen Jünglingen“ ähnlich den Frieden zu feiern. An dieses Wort „Jünglinge“ knüpft die vierte Strophe an: „Und manchen möcht' ich laden, aber o du...“ Der Dichter möchte also „manchen“ von den ewigen Jünglingen laden und denkt dabei vor allem an Christus. Der Passus „o Jüngling“ in der neunten Strophe („darum rief ich... Dich... O Jüngling“) bezieht sich auf diese frühere Aussage. Daraus ergibt sich, daß der Jüngling in der neunten Strophe Christus ist. Auch kann nur Christus „Unvergeßlicher“ genannt werden (V. 111), und die vierte Strophe hat eine der Szenen geschildert, die Christus für den Dichter „unvergeßlich“ machen.

Christus gehört ganz dem Reich der Liebe an. In der Vorstufe wird der am Ende des antiken Aions erscheinende Christus „das liebendste“ genannt: „Denn versiegt fast, all in Opferflammen / War ausgeathmet das heilige Feuer / Da schikte schnellentzündend der Vater / Das liebendste, was er hatte, herab...“<sup>50</sup> Umgekehrt hängt an Christus in besonderer Weise die Liebe: im 'Einigen' sagt der Dichter: „Es hänget aber an Einem / Die Liebe“<sup>51</sup>; und so erscheint er nun in der 'Friedensfeier' auch als das „Geliebteste“ der anderen Himmlischen. Später, im Patmosgesang, sprechen ergriffene Verse wieder von der Liebe Christi<sup>52</sup>: „... Und in der großen Seele, ruhigahnend den Tod / Aussprach der Herr und die letzte Liebe, denn nie genug / Hatt' er von Güte zu sagen / Der Worte...“ In der Nennung Christi als des „Geliebtesten“ gipfelt die Aussagenreihe über die Liebe, die mit den Allheits-Worten und in nächster Bedeutungsverwandtschaft zu diesen der Friedensfeierhymne das motivische Gepräge gibt. Die Himmlischen insgesamt sind „liebende Gäste“ (V. 12), es werden die „Tage der Unschuld“, die „Lieben“ angerufen (V. 35), die vierte Strophe spricht vom treuen Gewölk der „lieben Freunde“ (V. 46), im Zustand der Vollendung gilt nur „der Liebe Gesez, / Das schönausgleichende“ (V. 89 f.), der Festtag ist das „Liebeszeichen“ der Himmlischen (V. 101) und deren „Geliebtestes“ wird dazu gerufen (V. 108), und schließlich heißt die „Gestalt der Himmlischen“ „liebstes Gut“ (V. 139).

Im Verlaufe der Interpretation wurde die kategoriale Verschiedenheit von „Vater“ und „Sohn“ dargelegt. Dabei – ebenso wie bei der Betrachtung

der einzelnen Querbezüge innerhalb der Hymne – erschien der „Vater“, der „Geist der Welt“, der „stille Gott der Zeit“ und wie alle seine Namen lauten, als das Prinzip der Allheit, identisch mit dem „allbekanntesten“ Fürsten des Festes in der zweiten Strophe. Identisch erscheint er nun notwendig auch mit dem Fürsten des Festes in der neunten Strophe, und er muß, gerade weil er in der Weise der Allheit ist, seinem innersten Wesen nach der Fürst des „allversammelnden“ Festtags sein. Nach dieser Auslegung sind also Christus und der Fürst des Festes nicht identisch, und das umstrittene Rufen „zum Fürsten des Festes“ kann zunächst nur als ein Herbeirufen und nicht als ein Ausrufen verstanden werden.

## V

Es bleibt noch ein Problem, auf das Friedrich Beißner hingewiesen hat<sup>53</sup>: wie ist die in der zweimaligen Anapher des Wortes „Dich“ liegende Emphasis zu erklären? Es handelt sich um folgende Verse: „... denn darum rief ich / Zum Gastmahl, das bereitet ist, / Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit, / O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes“. Friedrich Beißner schreibt dazu: „Die spürbare Steigerung der Form zur höchsten Emphasis auf der dritten Stufe der Anapher muß doch Ausdruck sein einer ebenso großartigen Steigerung des Gemeinten. Wäre aber die Wendung „zum Fürsten des Festes“ nur lokal zu verstehen, so erschiene die dritte Stufe der Anapher bloß als eine Wiederholung der ersten, die besagt, daß der Jüngling „zum Gastmahl, das bereitet ist“, gerufen sei. Inhalt und Form des Gesagten gerieten so in ein schlimmes Mißverhältnis, und das legitime Pathos würde zur rhetorischen Phrase erniedrigt. Ich möchte diejenigen, die den Jüngling hier als Christus ansehen, der zum Fürsten des Festes herbeigerufen worden wäre, einmal auffordern, diese Verse zu sprechen...: man *kann* die Verse nicht sprechen, wenn ihnen dieser Sinn untergelegt wird, so daß die dritte Stufe der Anapher nicht höher steigt, sondern auf grundverkehrte Art wieder herabsinkt auf die erste Stufe. Klingt das etwa – mit der absinkenden Stimme am Schluß? – so:

„ denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist,  
↗ Dich, Unvergeßlicher, ↗↗ dich, zum Abend der Zeit,  
O Jüngling, ↘ dich zum Fürsten des Festes...“

<sup>53</sup> Friedrich Beißner: Rückblick auf den Streit um Hölderlins 'Friedensfeier'. In: Hölderlin. Reden und Aufsätze. S. 206.

<sup>50</sup> StA II, 132, V. 61 ff.

<sup>51</sup> StA II, 155, V. 83 f.

<sup>52</sup> StA II, 167, V. 83 ff.

und wie soll sich nun noch der Jubel, der hymnische Jubel, anschließen: „und eher legt / Sich schlafen unser Geschlecht nicht...“? Muß es nicht anders klingen? Klingt es nicht von selber so?

„ denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist,  
↗ Dich, Unvergeßlicher, ↗ dich, zum Abend der Zeit,  
O Jüngling, ↗ ↗ dich zum Fürsten des Festes; und eher legt  
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,  
Bis ihr Verheißenen all,  
All ihr Unsterblichen, uns  
Von eurem Himmel zu sagen,  
Da seid in unserem Hauße.“

In diesen Ausführungen scheint ein entscheidender Einwand gegen Erklärungen erhoben zu sein, welche den Jüngling nicht mit dem Fürsten des Festes identifizieren, ein Einwand von der künstlerischen Form her. Er widerlegt nicht, was begrifflich-inhaltlich feststeht, aber es scheint doch ein Widerspruch zu bestehn, „Inhalt und Form gerieten so in ein schlimmes Mißverhältnis“. Das Argument wurde im Wechselspiel der Interpretationen nicht aufgenommen. Die eine Deutung schien inhaltlich gesichert, die andere, aus der Form hergeleitete, unwiderleglich. Es wurde noch bemerkt, das Wort „darum“ in dem Passus „denn darum rief ich... Dich...“ sei nicht recht logisch, denn man könne die Tatsache, daß „die Seeligen in jeglicher Weise / Beisammen sind, und ihr Geliebtestes auch, / An dem sie hängen, nicht fehlt“ nicht als Begründung für das Herbeirufen – die Anwesenheit nicht für das Herzitieren zum Anlaß nehmen. Am Verständnis aber gerade dieses scheinbar so wirren Gedankenkomplexes hängt das Verständnis der ‚Friedensfeier‘. Es kommt auf den richtigen Bezug des Wortes „darum“ an; der Begriff, auf den es sich bezieht, liegt zwar in den Versen, die sagen, daß

*Die Seeligen in jeglicher Weise  
Beisammen sind, und ihr Geliebtestes auch,  
An dem sie hängen, nicht fehlt,*

aber es ist nicht das Vorhandensein, das „Nichtfehlen“, sondern – worauf auch die Hauptbetonung liegt – der Passus „Ihr Geliebtestes auch, an dem sie hängen“. Man muß dieses „hängen“ wörtlich nehmen: die himmlischen Gestalten „hängen“ alle an ihrem Geliebtesten, und deshalb kann man sie gegenwärtig machen, indem man das Geliebteste ruft; sie werden so wie an einer Kette herbeigezogen: „darum“ ruft der Dichter gerade das Gelieb-

teste. Nun erhellt auch der eigentümliche Wortlaut zu Anfang der vierten Strophe: „Und manchen möcht’ ich laden, aber o du...“: der Gedanke an die Ladung richtet sich hauptsächlich auf die Gestalt Christi, weil damit auch die andern, die an Christus „hängen“, herbeigezogen werden. Und so erschließt sich ein neues Verständnis der „Dich“-Anapher:

*denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist,  
Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit,  
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes.*

Das Entscheidende für die Betonung des „Dich“ liegt nicht in dem steigenden Bezug der Jünglingsgestalt zuerst zum Gastmahl, dann zum Abend der Zeit, schließlich zum Fürsten des Festes, sondern in dem Gedanken: Dich, *dich und nicht etwa einen der andern* (insistierende Emphasis) rufe ich, denn damit mache ich die Gesamtheit der Himmlischen gegenwärtig; indem ich dich beschwöre, ziehe ich die andern, die ja an dir „hängen“, herbei. Der so in dem Pronomen „Dich“ implizierte Gedanke an die Gesamtheit – die das eigentlich Intendierte ist – läßt auch erst die anschließenden Verse als harmonische Fortführung und Steigerung erscheinen:

*und eher legt  
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,  
Bis ihr Verheißenen all,  
All ihr Unsterblichen, uns  
Von eurem Himmel zu sagen,  
Da seid in unserem Hauße.*

Der Sinn der neunten Strophe wird auch durch ihre kunstvolle Komposition voll ausgedrückt. In der Mitte erscheint das dreifache „Dich“. Es wird umschlossen und aufgehoben von einem dreifachen „all“. Das erste „all“ steht am Anfang der Strophe, in dem Kompositum „allversammelnd“, welches das Wesen des „Festtages“ bezeichnet und mit höchster Emphase ins Strophen-Enjambement gerückt ist, weil es den zentralen Gedankengang formuliert; das zweite und dritte Mal erscheint es in der abschließend mit mächtiger hymnischer Energie aufgipfelnden Anadiplosis: „...ihr Verheißenen all, / All ihr Unsterblichen...“

Das beherrschende Gesamtbild der ‚Friedensfeier‘: der Vater, der hohe Geist der Welt, neigt sich zur Erde, um den Frieden zu feiern, er ist der Fürst des Friedensfestes. Der Dichter sorgt bei diesem Fest für „Kränze“ und „Mahl“ und spricht die Einladungen aus. Beim Gedanken an die Einladung kommen ihm so manche der Himmlischen in den Sinn, die als Gäste

an der Feier teilnehmen sollen, aber er läßt vor allem Christus ein, weil dann die andern mit ihm als ihrem Geliebtesten, an dem sie hängen, von selbst kommen. Angeführt von Christus, der selbst „ein Sohn“ ist, versammeln sich alle die himmlischen Söhne, die in der Geschichte für den Vater gewirkt haben, um sich nun, in vollendeter Zeit, im Chor um den zur Erde Herniedergestiegenen zu scharen und mit ihm die Friedensfeier zu begehen.

Der Vater stellt also die gesamtzeitliche und überzeitliche Ganzheit des Göttlichen dar, und sobald er am Ende der Zeiten erscheint, womit zugleich alle Zeit aufgehoben ist – so heißt es denn auch rückprojizierend: „Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß“ – summieren sich in ihm die einzelnen zeitgebundenen, geschichtlichen Erscheinungen des Göttlichen, die nur Teiloffenbarungen seines Wesens waren: im dichterischen Bild scharen sich die Söhne um den Vater.

Der Vorstellung von den beim allversammelnden Festtag um den Vater versammelten Himmlischen liegt der Gedanke zu Grunde, erst die Gesamtheit aller göttlichen Teiloffenbarungen ergebe das Göttliche in seiner Vollkommenheit und Totalität. Mit anderen Worten: die Versammlung der Himmlischen *ist* zugleich der Vater. Wenn aber die Versammlung der Himmlischen der Vater ist, dessen Wesen durch diese Versammlung repräsentiert wird, und andererseits Christus als das Geliebteste, an dem sie hängen, die Gesamtheit der Göttersöhne repräsentiert und statt der übrigen alle gilt, so sehr, daß man nur ihn zu laden braucht, um alle gegenwärtig zu machen, so erhellt daraus, daß Christus auch der Vater *ist*. Betrachten wir nocheinmal die zentralen Verse:

*denn darum rief ich  
Zum Gastmahl, das bereitet ist,  
Dich, Unvergeßlicher, dich, zum Abend der Zeit,  
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes;*

Es stellt sich die Frage nach der Doppelsinnigkeit des letzten Verses: so daß er neben dem vordergründigen Sinn, nach dem der Jüngling Christus zum Vater herbeigerufen wird, die hintergründige Andeutung mit-schwingen ließe, der Jüngling werde auch zum Fürsten des Festes ausgerufen, da er zugleich der Vater ist. Die Bedeutung „Herbeirufen“ als die zunächst evidente hat gemeinsam mit der damit verbundenen, aus dem Gesamtzusammenhang zu belegenden Bedeutung der ganzen Textstelle voranzustehen; der Sinn von „Ausrufen“ klingt mit, indirekt, so wie der Gedanke an die Identität von Vater und Sohn sich indirekt ergibt. Mit genialer Genauigkeit ist die Darstellung des Ineinander von Nicht-Identi-

tät und Doch-Identität von Vater und Sohn erzielt: die in der zweiten und dritten Strophentrias entwickelten Geschichtskategorien gehn im ewigen Augenblick des Festtags ineinander über.

Manches in den früheren Strophen erhält von diesem Gipfelpunkt der Hymne her seine besondere Bedeutung, vor allem aber die Bezüge zwischen dem Fürsten des Festes und Christus. Die Friedensfeierhymne läßt diese Bezüge nur motivisch anklingen, während die erste Vorstufe die beiden Gestalten noch deutlich nebeneinanderrückt: „Und immer größer, denn sein Feld, wie der Götter Gott / Er selbst, muß einer der anderen auch seyn.“<sup>54</sup> Damit ist Christus gemeint. Und in der Strophe, die der siebten in der vollendeten Hymne entspricht, heißt es: „Wenn aber die Stunde schlägt / Wie der Meister tritt er, aus der Werkstatt, / Und ander Gewand nicht, denn / Ein festliches ziehet er an / Zum Zeichen, daß noch anderes auch / Im Werk ihm übrig gewesen. / Geringer und größer erscheint er. / Und so auch du...“<sup>55</sup> Die Friedensfeierhymne nun vermeidet diese direkten Zusammenstellungen und entwickelt die kategoriale Verschiedenheit der Gestalten, um erst am Schluß, aus der Bedeutung des Festtags, die Einheit des Verschiedenen herzustellen. Der dichterische Weg in diese Richtung ist an der Reihenfolge der Entwürfe klar abzulesen. An der Stelle der unmittelbaren Verbindungen sind die motivischen Bezüge, als indirekte Verbindungen und mit der Funktion des Vorausdeutens, nun umso sprechender. Bei der Anspielung auf die Szene am Brunnen von Sichar ist Christus „freundlicher“ den Menschen zugetan – der Fürst erscheint in der zweiten Strophe „vom ersten Tagwerk lächelnd“ in „Freundesgestalt“. Die vierte Strophe zeigt die Menschlichkeit Christi in der mehrmals betonten Umschattung des göttlichen Strahles – der Fürst senkt sein Auge, „leichtbeschattet“ (V. 18). Christus, der „Ruhigmächtige“, ist in unmittelbarer Nähe zum „stillen Gott der Zeit“. Das Wirken des Demiurgen in der Geschichte, wie es die siebte Strophe beschreibt, gleicht dem in der fünften Strophe dargestellten Wirken Christi während des nachantiken Aions; und das Wirken des „Geistes“ (V. 85) erinnert an das Wirken des heiligen Geistes, dem auch im Patmosgesang entscheidende Bedeutung zukommt.

Zuletzt das Wesentliche: der Vater, der hohe Geist der Welt, der stille Gott der Zeit, der Fürst der endzeitlichen Feier ist eine vereinende, allversammelnde Gottmacht, die dahin wirkt, daß „nur der Liebe Gesez, / Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel“; und Christus ist ebenfalls versammelnd und versöhnend, als das „Geliebteste“, an dem

<sup>54</sup> StA II, 132. V. 73 f.

<sup>55</sup> StA II, 132. V. 75 ff.

die andern hängen. Der Prosa-Entwurf formuliert die zentrale Idee der All-Einheit ausführlich und begrifflich direkt im Hinblick auf Christus<sup>56</sup>:

*Es kehrt bald*

*Ein Gott um den anderen ein, daß aber  
ihr geliebtestes auch, an dem sie alle hängen, nicht  
fehle, Und Eines all in dir sie all, sein,  
und alle Sterblichen seien, die wir kennen bis hieher.*

*Darum sei gegenwärtig, Jüngling. Keiner, wie  
du, gilt statt der übrigen alle.*

Im Prosa-Entwurf ist also der All-Einheitsgedanke noch weiter gespannt als in der vollendeten Hymne. Christus ist nicht nur einheitsschaffend für alle Himmlischen, sondern auch für alle Sterblichen. In ihm sind alle Götter eins und alle Menschen eins – die Auslegung eines exemplarischen Gottmenschentums, eines vollkommenen Mittlertums. Die neunte Strophe der 'Friedensfeier' spricht dagegen nur von Christi einender Gotteskraft im Verhältnis zu den Himmlischen. Sein anderes Wesenselement, die besondere Nähe zu den Menschen, wird nun in der gegenüber dem Prosa-Entwurf völlig umgedeuteten Szene mit Christus am Brunnen bei Sichar artikuliert, in der vierten Strophe, aber in einer zurückhaltenden, andeutenden Form. Der Gedanke an die kreatürliche Nähe Christi zu den Menschen bot zunächst den Ansatzpunkt für die Ladung zum Mahle, das ja unmittelbar vorher, am Ende der dritten Strophe, als ein vom Dichter und den Freunden menschlich vorbereitetes Mahl erscheint. In der neunten Strophe wird das Mahl zur All-Szene der Himmlischen, und es ist auch nicht mehr von Christi Verhältnis zu den Menschen, sondern von seinem Verhältnis zu den Himmlischen die Rede: er ist das „Geliebteste“, an dem sie hängen. Wenn der begründende Satz beginnt: „denn darum rief ich dich...“, so heißt das, daß die Gedankenbewegung des Rufenden sich vor allem darauf richtete. Die Ladung erschien zunächst und indirekt, nicht explizit, durch die Menschennähe Christi begründet, während das eigentlich Wichtige und das schon von Anfang an intendierte Ziel des Rufens jetzt erst ausgesprochen werden kann: die Verbindung Christi zur Allheit der Himmlischen. So ist Christus in der 'Friedensfeier' der Einheitstiftende, der Versöhnende<sup>57</sup> unter den himmlischen Mächten, als der er

<sup>56</sup> StA II, 699. Z. 14 ff.

<sup>57</sup> Für den in der ersten Vorstufe auffällig betonten und wiederholten Anruf des Versöhnenden wurde auf Klopstock verwiesen, der im 'Messias' Christus gern den „Versöhnenden“ nennt. Indessen liegt es näher, die Quelle – die auch Klopstocks Quelle war –

am Schluß der ersten Vorstufe gewünscht wurde. Er ist damit ganz als Emanation der fürstlichen, alleinenden Gottheit gesehen, als Sohn des Vaters<sup>58</sup>.

in 2 Kor. 5, 18 zu sehen, da die Korintherbriefe im ganzen für die 'Friedensfeier' von größter Wichtigkeit geworden sind. Für die bewußte Übernahme des „Versöhnungs“-gedankens aus dem zweiten Korintherbrief spricht auch die Tatsache, daß der in die erste Strophe der ersten Vorstufe eingegangene Gedanke der All-Erneuerung – verbunden mit dem ebenfalls aus den Korintherbriefen stammenden Hinweis auf die göttliche „Klarheit“ – dem großen Versöhnungstext 2 Kor. 5, 18 ff. unmittelbar vorausgeht. Dieser lautet: „Aber das alles (dies ist: die Allerneuerung) von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt. Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm... und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung... so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen.“ Die Bibel spricht von der Versöhnung der Welt mit Gott, Hölderlin aber sieht eine noch schönere Versöhnung in der Versöhnung Christi mit den anderen göttlichen Gestalten – damit erst wird die vollkommene Alleinheit, ein versöhnender Frieden Wirklichkeit: „Und schöner, wie sonst, o sei / Versöhnender nun versöhnt daß wir des Abends / Mit den Freunden dich nennen, und singen / Von den Hohen, und neben dir noch andere sein“ (StA II, 131. V. 57 ff.).

<sup>58</sup> Eine Abhandlung zur Schlußtriade der 'Friedensfeier' gedenkt der Verf. später vorzulegen.

ALESSANDRO PELLEGRINI: Friedrich Hölderlin. Sein Bild in der Forschung.  
Berlin: de Gruyter 1965. 594 S.

Alessandro Pellegrini, Ordinarius für deutsche Literatur an der Universität Pavia, hat allen heute tätigen Hölderlinforschern einen bedeutenden Dienst erwiesen: er hat die große Leistung vollbracht, die Rezeption Hölderlins in Deutschland und in den benachbarten europäischen Ländern von den ersten Jahren seiner Wirkung bis zum Jahre 1960 zu verfolgen und in einer ausgewogenen Darstellung zusammenzufassen. Seine Arbeit, 1956 in italienischer Sprache erschienen (Sansoni, Florenz), liegt jetzt, um zwei Kapitel über die Friedenseifer-Krise und die neueste Hölderlinforschung ergänzt, in deutscher Fassung vor.

Ein Buch, das in einer Zusammenfassung besteht, läßt sich nicht seinerseits zusammenfassen. Es soll vielmehr als Ausgangspunkt für Reflexionen methodischer Art dienen, zu denen es unmittelbar und mittelbar den Anstoß gibt.

Der Verfasser hat sich auf diejenigen Studien beschränkt, „die etwas Neues beitragen“ (S. 47). Dennoch hat er trotz der Weiträumigkeit mancher seiner Darstellungen meist nur die weltanschauliche Position der Autoren und die Schwerpunkte ihrer Forschungsmethode beleuchten können, da jede Illustration anhand konkreter Beispiele sein Vorhaben gesprengt hätte. Das Bild, das sich so von den einzelnen Hölderlinstudien ergibt, macht in fesselnder Weise deutlich, wie sehr auch die Forschung dem Gesetz unterliegt, das für ihren Gegenstand, die Dichtung, gilt: die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit erweist sich nicht an ihrer grundsätzlichen Einstellung, sondern an ihrer Verfahrensweise, die wiederum nur im Zuge des einzelnen Satzes, des einzelnen Schrittes der Beweisführung und der Texterläuterung zutage tritt. Pellegrini selbst, wenngleich er sich in seinem Referat an die weltanschauliche Position des Autors halten muß, ist weit davon entfernt, in dieser das entscheidende Kriterium für den Rang eines Forschungsbeitrags zu sehen. Er, der der Schule von Croce entscheidend verpflichtet ist, legt den größten Wert darauf, daß die Forschung das „Ästhetische“ im Sinne der vollständigen Übereinstimmung von Inhalt und Form beachte. Seine permanente Betonung dieser Notwendigkeit regt schließlich sogar zu der Frage an, ob nicht manchmal einseitige, bestimmte Fragestellungen radikalisierte Analysen für die Forschungsgeschichte von eingreifenderer Wirkung sein können als Betrachtungen, die musterhaft das Gleichgewicht aller im Kunstwerk versammelten Schichten prüfen, wobei sie den weiterführenden Dialog nicht nur nicht provozieren, sondern sogar verstummen lassen. Ist es gerechtfertigt, von jedem Forscher eine so vielseitige, nach allen Richtungen angemessene Perspektive zu verlangen? Pellegrinis Korrekturen an den religiös oder philosophisch engagierten Deutungen wirken oft etwas unreal, insofern sie mit der Einseitigkeit auch deren oft bedeutende Resultate annullieren müßten.

Andererseits hat das von ihm angewandte Verfahren, den betrachteten Forschungsbeitrag nicht nur zu referieren, sondern um den vermißten Ausgleich zu ergänzen, weithin durchaus positive Folgen. Die Neigung der Hölderlinforschung zu abstrahierender Spekulation ist allbekannt. In Pellegrinis Distanz zu ihr wird noch einmal deutlich, wie sehr sie eine spezifisch deutsche Tendenz darstellt. Pellegrini selbst betont dies in dem Kapitel über die „ästhetische Forschung“, wo er bewußt die Absicht verfolgt, den in Deutschland zu wenig bekannten italienischen Hölderlinforschern einen großen Raum zuzuweisen. Hier erklärt er sich für die von De Sanctis und Croce begründete Form des

Umgangs mit Dichtung, die für die meisten jüngeren italienischen Forscher verbindlich sei, und hebt sie positiv von den allzu einseitig theologisch, philosophisch, mythologisch oder formalistisch interpretierenden deutschen Schulen ab. Gerade an dieser Stelle muß man allerdings bedauern, daß die Anlage des Buches keine Exemplifikation erlaubt: denn der „ästhetische“ Ansatz – ein Terminus, über dessen Eignung im übrigen noch zu diskutieren wäre – steht und fällt mit seiner Erprobung am einzelnen Wort, Bild, Vers. Anzuerkennen ist in diesem Zusammenhang die wissenschaftliche Lauterkeit, mit der Pellegrini trotz seiner engen methodischen Bindung an Croce dessen von Schiller und Goethe inspirierte Fehltritte über Hölderlin schonungslos preisgibt. Die außerdeutsche Perspektive wird im übrigen auch in Pellegrinis Sympathie für nichtzünftige „critiques“ im französischen Sinne, wie Maurice Blanchot, deutlich – eine Sympathie, die durch die jüngste Hölderlin-Rezeption in Frankreich durchaus gerechtfertigt wird.

Wie sind nun kompositorisches Verfahren, Kritik und eigene Position des Verfassers im einzelnen beschaffen?

Pellegrini hat sein Buch so angelegt, daß die grundsätzlich chronologische Anordnung durch vielfache Verbindungslinien unterbrochen wird, so daß die Simplizität annalistischer Verfahrensweise zu einem Geflecht verstehender und klärender Geistesgeschichte sublimiert wird. (So wird z. B. Hoffmeister, obwohl sein Buch 'Hölderlin und die Philosophie' erst 1942 erschien, bereits im Anschluß an Diltheys und Cassirers Forschungen behandelt, weil er deren Problemstellungen weiterführt. Umgekehrt werden die französischen Bemühungen um Hölderlin erst bei der Darstellung der Hauptarbeiten von Pierre Bertaux nachgeholt. Dies Prinzip kann sogar dazu führen, daß ein Dokument aus dem Umkreis Hölderlins wie das älteste Systemprogramm erst im Zusammenhang mit seiner Würdigung durch Cassirer behandelt wird.)

Die Kritik Pellegrinis gilt vor allem jeder Einbürgerung Hölderlins in Bezirke, die außerhalb seiner Dichtung bestehen – ein Verfahren, das er als kurzschlüssiges Ausweichen vor dem unvergleichbaren Charakter dieser Dichtung geißelt. Den Versuchen, Hölderlin an die Philosophie seiner Zeit anzugleichen, stellt er ein verschärftes Krisenbewußtsein des Dichters entgegen, das die Prüfung der Abwesenheit der Götter auf Erden in einer neu gefundenen Sprache besteht. Diese Neuerung nehme eine Einsamkeit und Autonomie der Poesie vorweg, die gemeinhin erst Baudelaire zugestanden werde. An den Mythologen (wie Otto) tadelt Pellegrini die Vernachlässigung der Spannung zum Christentum und zu der modernen Götterlosigkeit. Den allzu beflissen Christianisierenden (z. B. Lachmann und Przywara) wirft er die Verkennung der Dienstbarkeit des theologischen Bekenntnisses innerhalb des ästhetischen Gefüges vor. Die strenger auf Hölderlins eigene Denkstrukturen und Anschauungsformen Bedachten mahnt er daran, daß allein diejenige Gesetzmäßigkeit Relevanz erlangen könne, die gleichzeitig dem Bau des Gedichts und dem Gang des leitenden Gedankens zugrunde liege. Insofern begrüßt er Ryans Dissertation als eine der wenigen auf das Zentrum der Hölderlinischen Dichtung bezogenen Abhandlungen.

Sein Gefühl für die Notwendigkeit einer synthetischen Betrachtung Hölderlins führt den Verfasser dazu, daß er sein Augenmerk immer auf die zentrale Hölderlinvorstellung der jeweiligen Studie richtet, obgleich ihr effektiver Wert für die Forschung vielleicht eher in am Rande gewonnenen Einzelerkenntnissen liegen mag. Dabei fallen öfter kritische Bemerkungen über empirische Bescheidung gegenüber einzelnen Gedichten und Problemen, die freilich angesichts der Friedenseifer-Krise vorderhand ihr Recht zäher behaupten wird und soll, als der Verfasser zugestehen möchte. Im allgemeinen muß man aber die Geduld und den unbeirrbaren Gerechtigkeitsinn seiner Kritiken bewundern:

zeitbedingten apriorischen Konstruktionen der Nietzsche-, Dilthey- und Heideggerschule versteht er je und je den oft schmalen Rest eines Zusammenhangs mit Hölderlins Anschauungen zu entringen und ihn als notwendigen Baustein der Forschung zu erweisen. Wo er ältere Forschungsmeinungen, die seither eine lange Folge der Auseinandersetzung erdulden mußten, vorstellt, enthält er sich oft der expliziten Parteinahme, indem er Kritiker einführt, die das Schiedsgericht zu verwalten haben. So werden etwa Zinker-nagels und Böhms Schwächen einerseits in ihrer Polemik gegen Hellingrath bzw. Böckmann, andererseits in ihrer kritischen Rezeption durch nachfolgende Forscher wie Pige-not bzw. Hoffmeister evident.

In Pellegrinis Darstellung wird deutlich, wie sich nach dem Zeitalter der von außen herangetragenen Analogiesysteme die Epoche einer autarken Hölderlinforschung ansagt. Insofern muß die – sehr ausführliche – Analyse der Friedensfeier-Diskussion den Leser im Grunde zuversichtlich stimmen, denn wenn hier die Unvereinbarkeit verschiedener, gleich relevanter Positionen festgestellt werden mußte, so hat dies seinen Ursprung gerade in der größeren Sorgfalt der Einzelinterpretationen und in der schärferen Diskussion weltanschaulicher Prämissen. Dies zeigt sich um so klarer, als hier mit dem Versuch ernstgemacht wurde, die verschiedenen Annäherungsweisen an Hölderlin einmal an einem Gegenstand konsequent zu erproben. Freilich zeichnet sich angesichts der neuen „Autonomie“ der Hölderlinforschung bereits auch eine neue Gefahr ab: die immanente Erläuterung eines nur teilweise aus seiner historischen Situation zu begreifenden Autors könnte ihn vollends von seiner Umgebung abschneiden und stimmige interne Gleichungen erzeugen, die indes keine Brücken zu Vergleichbarem zu bilden vermögen. Es ist wohl das Gefühl für diese Gefahr, das Pellegrini antreibt, die Notwendigkeit der Herstellung historischer Zusammenhänge hervorzuheben, wobei der Dichter nicht voreilig festgelegt werden dürfte, etwa auf hegelianische Gesetzmäßigkeiten. Im Zuge der Friedensfeier-Entzweigungen haben einzelne Forscher z. B. auf die Napoleonvorstellungen der Epoche oder auf den zeitgenössischen Wortgebrauch von „Ausland“ etc. zurückgegriffen und damit Beispiele für ein Feld der Forschung geliefert, das noch ziemlich brach liegt. Erst wenn diese historische Situierung bis ins Detail erfolgt ist, gewinnt die immanente Betrachtung des Dichters ihr volles Gewicht, das ihr erlaubt, die apriorischen Konstruktionen Nietzschescher oder Heideggerscher Herkunft in ihre Grenzen zu weisen. In diesem Zusammenhang macht Pellegrini einige interessante Vorschläge, so, wenn er eine Studie über das Verhältnis von Hölderlin und Creuzer wünscht: in der Tat wäre es wichtig, Hölderlins Versuch der Erneuerung des Mythischen nicht als erstaunliches Einzelphänomen, sondern als Anstrengung einer ganzen Epoche zu begreifen.

Pellegrinis eigene Position wird nicht programmatisch dargelegt: sie schält sich aus seinen Kritiken und Ergänzungsversuchen heraus und erscheint als eine vielseitig vermittelte und vermittelnde. Abgesehen von der schon erwähnten methodischen Fundierung in Croces Kunstanschauung könnte man Pellegrinis Hölderlinbild etwa als eine Synthese so verschiedener Auffassungen wie derjenigen Staigers, Hofs, Allemanns und Ryans bezeichnen, deren jeweiliger Bezug auf die Dichtung ihm als dem Gegenstand adäquat erscheint. Von Staiger übernimmt er die phänomenologische Aufmerksamkeit auf die Übereinstimmung zwischen Gehalt und sprachlich faßbarer Versinnlichung, von Hof die Gleichung von idealistischer Dialektik und Gedichtkomposition, von Allemann die Konzeption der „vaterländischen Umkehr“, die er mit ihm als ein Phänomen von europäischer, heute noch nicht abgeschlossener Wirkung versteht, von Ryan schließlich die Absage an Glaubenslehren mythologischer oder christlicher Prägung, die eine auch außerhalb des Gedichts bestehende Realität voraussetzen. Würde diese Synthese, nicht mehr

als Zustimmung zu fremder Forschung, sondern als eigenständige Deutung formuliert, auch schwerlich bruchlos erscheinen, so ist es doch die zugrunde liegende Haltung der Offenheit gegenüber allen Versuchen, Hölderlins Dichtung als autonome zu begreifen, die den Wert dieser eindrucksvollen Forschungsgeschichte ausmacht. Ihr Ertrag besteht in einer reichhaltigen, umsichtig vermittelten Dokumentation, die aber nicht nur neutrales Material darbietet, in dem man sich bei der eigenen Arbeit rasch über einen Forschungsbeitrag orientieren kann: die Positionen sind vielmehr schon so markiert, daß die Lektüre zum umfassenden rückblickenden Dialog des Lesers mit der Hölderlinforschung aufruft.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß diese Lektüre empfindlich durch die Mängel der Übersetzung gestört wird. Unbillig wäre es, Autor oder Verlag die kleinen sachlichen Irrtümer vorzuhalten, die bei der Bewältigung eines so umfangreichen Stoffes notwendig unterlaufen müssen; daß aber nicht „storicismo“ durch „Storizismus“ (S. 221), „lettura“ durch „Lesart“ statt „Lesung“ (S. 263) oder „saggio“, auch wenn es sich um ein Buch handelt, durch „Aufsatz“ (S. 261) wiedergegeben wird und daß nicht „vor“ für „bevor“, „hin und hin“ für „hin und wieder“, „beisestellen“ für „zur Seite stellen“ eintreten, dafür sollte Sorge getragen werden. Vorteilhaft wäre es auch gewesen, die im Deutschen höchst schwerfällig und veraltet wirkenden Überleitungsformeln („wir wollen uns nun... zuwenden“) zu beschneiden und so den Text zu straffen. Es sollte darauf geachtet werden, daß ein wissenschaftlicher Text nur von jemandem übertragen werden kann, der mit dem Sprachgebrauch der betreffenden Disziplin wirklich vertraut ist.

Bernhard Böschstein

HÖLDERLIN: Oeuvres. Volume publié sous la direction de Philippe Jaccottet. Bibliothèque de la Pléiade, Paris 1967. 1270 S.

Die französische Hölderlin-Ausgabe der 'Bibliothèque de la Pléiade' ist glücklicherweise das Gegenteil eines Monuments. Weder die Auswahl der Texte noch der Geist, der aus dem Vorwort spricht, am allerwenigsten aber die Zusammenstellung der Übersetzungen vermitteln ein sicher gezeichnetes, einheitliches, mit Autorität vorgetragenes Hölderlinbild. Treu der Besonderheit des gegenwärtigen Moments hat der Waadtländer Dichter, Übersetzer und Kritiker *Philippe Jaccottet*, den die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung für seine meisterhafte Übertragung des 'Mannes ohne Eigenschaft' mit Recht preisgekrönt hat, als Herausgeber die Pluralität heutiger (vielleicht auch gestriger) Hölderlin-Auffassungen nebeneinander bestehen lassen. Der Leser wird mit Erstaunen die diametral entgegengesetzten Übersetzungsmethoden gegeneinander abwägen, wobei freilich die jeweilige Zeitgebundenheit des Verfahrens ebenso wie der sehr verschiedene Begabungsgrad der Übersetzer in die Augen springen.

Alle Schattierungen von nachschaffender Umdichtung zu starrer Buchstäblichkeit und pedantischer Imitation der Syntax sind hier im selben Band versammelt, und es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, daß die dichterische Qualität einer Übertragung von dem eingeschlagenen Weg beinahe unabhängig ist.

Der freieste „Umdichter“ unter den Hölderlin-Übersetzern ist der bedeutende französische Autor *Jean Tardieu*, für dessen leider unvollständige 'Archipelagus'-Fassung etwa folgender Vers charakteristisch ist:

Pas une île perdue! Oh, pas une des fleurs de tes eaux n'est perdue! (S. 823)  
Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren. (Gr. Stg. A. 2, 103, 12)

Tardieu malt mit Vorliebe deskriptive Szenen aus, wobei er einer gewiß aus der Sache entwickelten Rhetorik nicht ermangelt.

Vorsichtiger, ehrfürchtiger, aber der Umsetzung des Originals durchaus nicht abgeneigt verfährt der Waadtländer Dichter *Gustave Roud*. Ihm, dessen Hauptwerke in lyrischer Prosa verfaßt sind, gelingt es oft, die stille Erhabenheit und das liebende Staunen vor den gottbewohnten Dingen in einem gleichmäßig hingebenden, rhythmisch und melodisch harmonisierenden Tonfall auszudrücken, wobei die Härten, die Brüche, die Armut der späten Hymnensprache hinter der Dichte der Bilder und der hymnischen Sangart der Sätze zurücktritt. Für seine Auffassung Hölderlins, die sich in ähnlicher Weise in den vielen von ihm übertragenen Hymnen und hymnischen Fragmenten sowie in einigen der spätesten Gedichte zeigt, sind etwa die folgenden Verse aus der 1. Strophe von 'Brod und Wein' repräsentativ:

Oh! voici naître et frémir la brise aux feuilles extrêmes du bocage,  
Regarde! et le fantôme de notre univers, la lune,  
Mystérieusement paraître; et la fervente, la Nuit vient,  
Peuplée d'étoiles, et tout indifférente à notre vie;  
La Donneuse d'émerveillements, l' Etrangère parmi les hommes  
Aux cimes des monts là-bas s'éploie et brille dans sa mélancolique magnificence.  
(S. 808)

Viel knapper, härter, wörtlicher tritt *Michel Deguy*, einer der führenden Lyriker und Essayisten der jungen französischen Dichtergeneration, in seiner Übersetzung von 'Heimkunft' auf. Im Gegensatz zu Roud legt er wenig Gewicht auf musikalischen Zauber; ihm liegt an der konzisen, beinahe schon analytischen Wiedergabe der einzelnen Aussage, so daß er manchmal die Atmosphäre zugunsten des Sinns zu opfern bereit ist:

... denn schon, wie Blize, fallen die alten  
Wasserquellen, der Grund unter den Stürzenden dampft,  
Echo tönet umher, und die unermessliche Werkstatt  
Reget bei Tag und Nacht, Gaaben versendend, den Arm.  
(2, 96 15 ff.)

... car déjà choisit l'éclair  
Des sources antiques – le socle fume sous les cataractes.  
Partout l'écho résonne et la forge immense  
Oeuvre jour et nuit, dispensant ses dons. (S. 815)

Eine rational koordinierende Syntax strafft den Verlauf der Verse und verzichtet dabei auf Hölderlins gliedernde Fügung der Satzgruppen.

Diese ahmt sehr viel genauer der vielleicht bedeutendste Dichter dieses Bandes, *André du Bouchet*, nach, dessen eigene Gedichte, spröde, verschlossene Gebilde, von starker Konzentration und einer großen Kraft des Schweigens zeugen. Er sucht ein wenig jene von Hölderlin in seinen Pindarübertragungen angestrebte Genauigkeit der Wortfolge zu erreichen, wobei er freilich in seinen Abweichungen von den weitgehend vorgezeichneten Gesetzen französischer Wortfolge ein sicheres Maß einhält, das ihn davor bewahrt, jemals zum Manieristen zu erstarren. Wo Hölderlin, im Zug der feiernden Vergewärtigung, den Gott anredet und sich der Außerordentlichkeit seines Wagnisses, so unmittelbar zu sprechen, bewußt wird, so daß nur die Anstrengung der Hingabe das fast Ungehörige seiner Sprache zu rechtfertigen scheint, gelangen seine Sätze erst allmählich

zu ihrer Aussage. Du Bouchet ahmt diese sich den direkten Weg versagende Redeweise genau, doch ohne Krampf, nach:

Et, comme jadis, plus splendide, ô sois,  
Conciliateur, à présent concilié, qu'en ce soir,  
Amis, te nommions, tous, et chantions  
Des Très-Hauts – et, qu'auprès de toi, d'autres encore aient place.  
(S. 845)

Und schöner, wie sonst, o sei  
Versöhnender nun versöhnt daß wir des Abends  
Mit den Freunden dich nennen, und singen  
Von den Hohen, und neben dir noch andere sein.  
(Versöhnender, 1. Fassung, 2, 131, 57 ff.)

Hierin zeigt er, was im äußersten Fall in der französischen Wiedergabe noch möglich ist, und er zeigt es um so deutlicher, als ihm *François Fédiér*, ein anderer, vielfach tretener Übersetzer des Spätwerks, insofern eine negative Folie sichert, als er dieselbe Methode derart übertreibt, daß sie in groteske Starrheit umschlägt.

Fédiér wurde von Allemanns Auffassung des späten Hölderlin so einseitig beeindruckt, daß er Gedichte von so konventioneller Syntax wie die Elegie 'Der Wanderer' in das Idiom der spätesten Hymnenfragmente (die er, deformierend, zu einem großen Teil übersetzt hat) meinte umschreiben zu müssen. Daraus resultieren so abstrus lapidare, künstlich mehrmals unterbrochene Gebilde wie:

Solitaire, debout, et je regardais vers les africaines, les désertes  
Plaines, au loin... (S. 799)  
Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürren  
Ebnen hinaus... (2, 80, 1 f.)

Aber diese falsche, weil nicht analog, sondern direkt nachbildende Imitation der deutschen Wortstellung entspringt zumindest einer durchdachten Auslegung Hölderlins.

Keineswegs kann ein solcher Stilwille für die von *Robert Rovini* übersetzten Werke – es sind vor allem 'Der Tod des Empedokles' und fast alle in der Ausgabe vertretenen Oden – in Anspruch genommen werden. Hier ist pure Mediokrität am Werk, so daß davon wenig Aufhebens zu machen ist. Schlimm ist freilich das Ausmaß der Übersetzungsfehler, die zu Lasten dieses Autors, aber nicht nur dieses einen, gehen. Dem Herausgeber, Philippe Jaccottet, der selber geglückte Übertragungen wie die des 'Hyperion' beige-steuert hat, kann daher der Vorwurf nicht ganz erspart werden, daß er während der Übersetzungsarbeit keine wirklich kompetenten Gewährsleute zu Rate gezogen hat.

Jaccottet ist ein sehr verantwortungsbewußter Übersetzer, indem er Adjektive, die im Französischen in gewissen Verbindungen zu fade klängen, wie „golden“ in „goldnes Licht“ oder „himmlisch“ in „himmlisches Glück“ ('Menons Klagen um Diotima') fahren läßt, um dichterisch wahr zu bleiben. Aus demselben Grund umschreibt er zuweilen, wo er durch eine treuere Wiedergabe nur Absonderlichkeit an Stelle überzeugender Vereinigung von Ursprünglichkeit und Maß ernten würde, den im Deutschen intensiveren Ausdruck durch eine vom Geist der traditionellen französischen Diktion vorgezeichnete Fügung. Dieses kommunikative Verfahren kennzeichnet auch seine Anmerkungen, die nur das Notwendigste erläutern, aber in ihrer Knappheit deutlich verraten, daß der Herausgeber mehrere von streitbaren Forschern vorgeschlagene Deutungen gegeneinander abgewogen hat (z. B. hinsichtlich der 'vaterländischen Umkehr').

Jaccottets Vorwort betont das Mysterium der konkreten und zugleich transzendenten Naturerfahrung Hölderlins: „Der Strom ist nicht das Symbol des Unendlichen; der Unendliche ist im Strom gegenwärtig wie Jupiter im Stier oder im Goldregen, wenn ihn das Verlangen ergriffen hat, eine Sterbliche zu besuchen.“ Damit wird der sakrale Charakter von Hölderlins Dichtung diesseits jeder weltanschaulichen Festlegung in den Gegenständen der Gedichte wahrgenommen und neu ausgesprochen. Diese schöpferische Gesinnung trennt weite Strecken der Pléiade-Ausgabe von der in der Wiedergabe des Inhalts durchaus tüchtigen, aber für die dichterische Gestalt des Hölderlinischen Textes zu wenig empfänglichen Leistung Geneviève Bianquis', mit der Generationen französischer Germanistik-Studenten großgeworden sind.

Ein bei den französischen Hölderlinverehrern heute mehrfach erkennbares, von der neueren französischen Dichtung inspiriertes Vorurteil gegenüber der klassischen Periode des Dichters hat den Herausgeber zu großen Verzichten ermutigt. Es fehlen z. B. so gewichtige Oden wie 'Der Zeitgeist', 'An Eduard', 'Der Prinzessin Auguste von Homburg', 'Gesang des Deutschen', 'An die Deutschen', 'An eine Verlobte'. Die 'Hymnen an die Ideale der Menschheit' sind mit weit größerem Recht beinahe vollständig weggelassen worden, ebenso natürlich die frühesten Gedichte. Dagegen ist die Hälfte der spätesten Verse übertragen worden. Und – erstaunlicherweise – die, von *Denise Naville* gewissenhaft übersetzte, Gesamtheit der Aufsätze, eine große intellektuelle Leistung, an der auch der überwachende Herausgeber einen bedeutenden Anteil hat. Daß auch die Briefe vollständig wiedergegeben wurden, wird man angesichts der in Frankreich zu wenig bekannten Biographie des Dichters durchaus begrüßen, wenngleich es im Verhältnis zu vielen gewichtigen Weglassungen doch ein wenig befremdet, daß man sich für die monotonen Sätze, mit denen der Kranke seine Mutter und seine Schwester unterwürfig seiner dankbaren Gesinnung versichert, nicht auf eine repräsentative Auswahl beschränkt hat.

Der französische Leser wird den jungen Hölderlin nur als biographische Gestalt erfassen können. Diese Entscheidung wird dadurch untermauert, daß nicht die Beißnersche, nach Gattungen ordnende, sondern die Hellingrathsche, der strengeren Chronologie zuliebe dichterische und biographische Zeugnisse jeweils verbindende Aufteilung gewählt wurde. Als Hinführung zu einem noch wenig bekannten Dichter ist dieser Weg zweifellos der geeigneter.

Der Gesamteindruck der im ganzen imponierenden, vom Herausgeber mit vielseitiger Kompetenz und ungeteilter Liebe zu Hölderlins Dichtung vollbrachten Leistung ist trotz aller hier angedeuteter Schwächen positiv, vor allem deshalb, weil der zeitgemäße Anspruch eines gültigen Hölderlinbildes durch sich widersprechende, in der Hälfte der Fälle gegründete und geglückte Übersetzungsversuche vermieden wurde, die die Frage nach dem Wesen dieser Dichtung in lebendiger Wachheit erhalten.

Bernhard Böschstein

VON

WILHELM HOFFMANN

Dieser Bericht schließt an den ausführlicheren über die Jahre 1957–1964 (Hölderlin-Jahrbuch Bd. 13, 1963/64, S. 161–171) an; er und seine im letzten Jahrbuch aufgezählten Vorgänger sind für genauere Orientierung heranzuziehen.

## 1. Fotografien der Handschriften Hölderlins

Die etwa 2600 Stücke umfassende Sammlung wurde durch die unter Ziffer 2 genannten Stücke ergänzt.

## 2. Handschriftenfunde und Veränderungen des Handschriftenbesitzes

In der Berichtszeit sind folgende Handschriften neu aufgetaucht:

Aug. 1965: Zwei Namenseinträge im Album Facultatis Philosophicae Tubingensis unter den Jahren 1788 und 1790, wo die Nomina Candidatorum laurea primae unter dem Dekan Christian Friedrich Schnurrer bzw. der laurea secundae unter dem Dekan Christoph Friedrich Pfeleiderer, unter ihnen in beiden Fällen auch der Name Hegels, von den Studierenden eigenhändig eingeschrieben sind. Das Buch befindet sich im Besitz der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen. Stammbuchblatt für Immanuel Niethammer. Das Stammbuch Niethammers befindet sich in Privatbesitz.

Die Kenntnis dieser Handschriften verdanken wir Professor Dr. Dieter Henrich, der Näheres dazu mitzuteilen beabsichtigt.

Okt. 1966: Vierzeiler „Das Gute“. Eigentum von Herrn Max Tschiggfrey in Gerolzhofen, von diesem zur Veröffentlichung als Leihgabe zur Verfügung gestellt.

Das Gedicht ist geschrieben auf einem Blatt, das einen Blindprägestempel „Buch- und Antiquariatshandlung J. J. Heckenhauer Tübingen“ trägt. Herr Tschiggfrey hat es nach seiner Mitteilung um 1944 in Schweinfurt erworben. Friedrich Beißner, der den Text im Rahmen der Stuttgarter Ausgabe mit Lesarten und Erläuterungen veröffentlichen wird, setzt die Entstehung der Verse in die ersten Jahre von Hölderlins Krankheitszeit. Mit freundlicher Genehmigung des Eigentümers drucken wir sie hier ab.

### Das Gute.

*Wenn Inneres sich bewährt, ist Gutes zu erkennen,  
Es ist zu würdigen, von Menschen zu benennen,  
Ist anwendbar, wie sehr die Menschen widerstreben,  
Es ist zu achten, nützt und ist nöthig in dem Leben.*

Hölderlin

Bisher unbekannte Gedichtabschriften von Bettina von Arnim fanden sich in dem im Jahre 1954 den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar übergebenen Teil des Arnimschen Familienarchivs, der bis zum Ende des zweiten Weltkrieges in Schloß Wiepersdorf verwahrt worden war. Es handelt sich um Abschriften der Gedichte Chiron, Tränen, An die Hoffnung, Vulkan, Blödigkeit, Ganymed, Hälfte des Lebens, Patmos, Der Rhein, Die Wanderung, Menons Klagen Vers 83–130. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß das im Jahre 1929 mit andern Teilen des Arnimschen Familienarchivs bei Henrici in Berlin versteigerte Kompositionsbuch der Bettina, dem das Archiv lange nachgeforscht hat, durch Dr. Gerhard Schuhmacher/Kassel im Besitz der Heineman Foundation in New York ermittelt wurde. Das Buch enthält die bisher nur aus dem Henrici-Katalog bekannt gewesenen Vertonungen Bettinas von „Hälfte des Lebens“ und „Tränen“, also vermutlich die ersten Kompositionen von Hölderlin-Texten.

Die beiden Handschriften der Sammlung Geigy-Hagenbach in Basel, Brief an die Schwester und Stammbuchblatt für Leo von Seckendorff (Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. 384 und 385) sind in den Besitz der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel übergegangen. Sie finden sich in dem Katalog der Sammlung Geigy-Hagenbach (Basel: Gasser 1929–1933) unter den Nummern 1166 und 2342. Der Brief an die Schwester befand sich danach bereits vor 1929 im Besitz von Herrn Karl Geigy-Hagenbach. Die Angabe „Stargardt/Berlin, Katalog 316, Versteigerung vom 6./7. 3. 1931“ bei der Nummer 384 im Handschriftenkatalog ist demnach zu streichen. – Der Brief an Immanuel Niethammer (Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. 422) ist zusammen mit der Autographensammlung Dr. Louis Glatt/Genf an das Schiller-Nationalmuseum Marbach übergegangen. – Das Frau Helene Voigt-Diederichs in Jena gehörende Blatt „An Diotima“ (Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. 437) ist nach dem Tode der Eigentümerin im Dezember 1961 an ihren Sohn, Herrn Verleger Dr. Peter Diederichs in Düsseldorf gekommen. – Das Blatt mit den Versen 278–287 des „Archipelagus“ (Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. 448) hat Norbert von Hellingrath kurz vor seinem Tode als Geschenk von Karl Wolfskehl erhalten. Es ist aus Hellingraths Nachlaß mittlerweile an Dr. Ludwig von Pigenot in München übergegangen. – Die der Mecklenburgischen Landesbibliothek Schwerin gehörenden Handschriften, nämlich H<sup>2</sup> des Gedichtes „Der Prinzessin Auguste von Homburg“ und H<sup>3</sup> vom „Gesang des Deutschen“ sowie die Gedichtabschriften von der Hand der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, der späteren Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, der nur in einer

Abschrift Sinclairs erhaltene Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 sowie die Abschrift der Rezension „Über Siegfried Schmidts Schauspiel Die Heroine“, ebenfalls von Sinclairs Hand (Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. 456 und 457 und a 85–89) befinden sich zur Zeit in treuhänderischer Verwahrung im Historischen Archiv der Stadt Köln. Dies wurde durch einen Bericht in der Kölnischen Rundschau vom 23. Juli 1965 bekannt und im Oktober 1965 vom Historischen Archiv der Stadt Köln bestätigt. In verschiedenen Pressenotizen war seinerzeit darauf hingewiesen worden, daß die Stücke während des Krieges nach Stuttgart ausgeliehen worden waren. Dies geschah im Zusammenhang mit der Herstellung der Fotografien im Hölderlin-Archiv für die Stuttgarter Ausgabe. Die Handschriften sind im Jahre 1942 an die Mecklenburgische Landesbibliothek zurückgegeben worden, wie diese am 28. Juli 1942 bestätigt hatte. Erst später wurden die Handschriften ausgelagert und kamen vermutlich auf diese Weise schließlich nach Köln. – Die Handschrift des Spätgedichtes „Der Sommer“ (vgl. Hölderlin-Jahrbuch 13 S. 162, Katalog der Hölderlin-Handschriften Nr. v 4) ist inzwischen an die Hölderlin-Gesellschaft zurückgegeben worden. – Der im Katalog der Hölderlin-Handschriften S. 146 als Nr. 11 angeführte Brief an die Schwester, dessen Verbleib damals nicht festgestellt werden konnte, ist vermutlich der von Adolf Beck im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1963 S. 101 (jetziger Besitzer: Philadelphia, The Historical Society of Pennsylvania) veröffentlichte. Dort wäre also zu S. 102 nachzutragen, daß sich der Brief früher im Besitz von Dekan Encke in Homburg befand und mit dessen Autographensammlung durch die Firma List & Francke/Leipzig am 25. Januar 1904 versteigert wurde (vgl. auch Katalog der Hölderlin-Handschriften S. 35). – Noch eine Berichtigung zum Handschriftenkatalog S. 145 v 12: statt „An die Mutter“ muß es heißen „An Nathanael Köstlin“.

### 3. Lebensdokumente

Die Sammlung der Lebensdokumente wurde von Adolf Beck und dem Archiv fortgeführt und für den 7. Band der Großen Ausgabe weiter durchgearbeitet. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß nach dem Tode Hölderlins in der mexikanischen Zeitschrift „El Siglo XIX“ am 25. Juni 1843 ein bisher unbekannter Nachruf erschienen ist, den Marianne O[este] de Bopp in ihrem Buch „Contribución al estudio de las letras alemanas en México“ (México: Universidad Nacional Autónoma de México 1961) S. 413–417 wiederabgedruckt hat. – Auch die Bildnissammlung wurde um einige Stücke aus Hölderlins Freundes- und Bekanntenkreis erweitert.

4. Sammlung der Druckschriften	Zuwachs 1965/66	Bestand 31. 12. 1966
Bücher	219	2904
Aufsätze aus Zeitschriften	125	1930
Aufsätze aus Zeitungen	37	1881
Rezensionen	73	1012
Vertonungen	10	360
Schall- und Sprechplatten	12	38

Dazu kommen weitere Aufsätze aus Zeitungen, Berichte über Neuerscheinungen, Berichte über Rezitationen, Vorträge, Aufführungen von Vertonungen von Hölderlin-Texten und das Material zu Aufführungen des „Empedokles“ und der Sophokles-Übersetzungen Hölderlins sowie zu den Vertonungen dieser Bühnenstücke von Carl Orff und Hermann Reutter. – Die Sammlung der Erstdrucke Hölderlins konnte vermehrt werden um die „Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793, hrsg. von Gotthold Friedrich Stäudlin“ (Stuttgart 1793). – Von den 78 in dem Verzeichnis der Bibliothek Hölderlins aufgeführten Titeln besitzt das Archiv jetzt 18. In der Berichtszeit kamen hinzu: Versuch über Pindars Leben und Schriften. Von Johann Gottlob Schneider (Strasburg: Stein 1774) und Poetische Schriften von Friedrich Wilhelm Zachariä Th. 1–6 [in 5 Bdn.] (Reutlingen: Fleischhauer 1778), von denen Hölderlin Th. 1 u. 2/3 besaß. – Die zweimonatlich zusammengestellten Neuerwerbungslisten wurden von Nr. 112 auf Nr. 124 fortgeführt. Die Summe der Ausgaben für Erwerbungen, darunter außer den oben genannten noch einige andere Seltenheiten, betrug in der Berichtszeit rund 6000.–DM; der Wert der Geschenke, worunter sich sehr viele Sonderabdrucke befinden, beläuft sich auf ca. 3000.–DM. Wir bedanken uns wiederum sehr herzlich bei folgenden Personen und Institutionen für die Überlassung von Geschenken und Belegexemplaren: Rune Axelsson, Stockholm; Emmon W. Bach, Austin/Texas; Adolf Beck, Hamburg; Friedrich Beißner, Tübingen; Clifford A. Bernd, Davis/Calif.; Wilhelm Berner, Stuttgart-Untertürkheim; Pierre Bertaux, Sèvres; Wolfgang Binder, Herrliberg bei Zürich; Paul Böckmann, Köln; Robert Boehring, Genf; Bernhard Böschenstein, Grand-Lancy bei Genf; Wilhelm Hans Braun, Friedberg/Hessen; Hans-Joachim Burgert, Berlin; Rocco Cartoscelli, Rom; Günther Dietel, Scheessel/Bez. Bremen; Friedhelm Döhl, Göttingen; Carlos Ehrensperger, Winterthur; François Fédiér, Paris; Anton Gail, Grevenbroich; Emery E. George, Ann Arbor/Michigan; Joachim Gontard, Köln; Arthur Häny, Zürich; Cyrus Hamlin, New Haven/Conn.; John Charles Hammer, Davos; Dieter Henrich, Heidelberg; Hans Jacobs, Kiel; Carl Keidel, Stuttgart; Alfred Kelletat, Berlin; Lothar Kempfer, Winterthur; Erhard Lenk †, Markgröningen; Ondra Lysohorsky (Erwin Goy), Bratislava; Rudolf Malter, Spiesen/Saar; Paul de Man, Zürich / Ithaca, N. Y.; Eudo C. Mason, Edinburgh; Karl W. Maurer, Winnipeg/Canada; Herbert Meyer, Mannheim; Günter Mieth, Leipzig; Curd Ohwadt, Hannover; Paulo Quintela, Coimbra; Gerd Rockel, Hamburg; Lawrence Ryan, Houston/Texas; Gerhard Schuhmacher, Kassel; Theodor Seidenfaden, Köln; Leo Spies, Berlin; Martin Trenks, Coburg; Erich Trunz, Kiel; Frans Vanderlinde, Rotterdam; Richard Allen Watt, Madison/New Jersey; Winfried Zehetmeier, München; Zdzisław Żygulski, Wrocław; Ars-Viva-Verlag, Mainz; Aufbau-Verlag, Berlin; C. Bange-Verlag, Hollfeld/Obfr.; Benziger Verlag, Einsiedeln; Geschwister Boehring, Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften; Gustav Bosse Verlag, Regensburg; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt; Red. Der Junge Buchhandel, München; Verlag Hans Carl, Nürnberg; Christophorus-Verlag Herder GmbH., Freiburg/Br.; Red. Commerce, Paris; Red. Con-

vivium, Barcelona; Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH., Gießen; Giulio Einaudi Editore, Turin; Red. Etudes Germaniques, Paris; Schwetzingen Festspiele GmbH., Stuttgart; Fischer Bücherei, Frankfurt a. M.; S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.; Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar; Franckh'sche Verlagshandlung Kosmos-Verlag, Stuttgart; Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart; Red. Germania, Bristol; Deutscher Germanistenverband, Frankfurt a. M.; Red. Germanistik, Tübingen; Gesellschaft der Bibliophilen, München; Red. Das Goetheanum, Dornach; Otto Harrassowitz, Wiesbaden; Ernst Heimeran Verlag, München; Heliopolis-Verlag, Tübingen; Verlag Herder, Freiburg i. Br.; Hölderlin-Gesellschaft, Tübingen; Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg; Insel-Verlag, Frankfurt a. M.; Insel-Verlag, Leipzig; Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart; Institut für Theaterwissenschaft an der Universität Wien; Verlag P. G. Keller, Winterthur; Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; Ernst Klett Verlag, Stuttgart; Red. Klüter Blätter, Lochham bei München; Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart; Kreisselmeier Verlag, Icking-München; Langen-Müller, München; Friedrich Lometsch Verlag, Kassel; Hermann Luchterhand Verlag GmbH, Neuwied/Rhein; Manz Verlag, München; Melos-Verlag, Mainz; Le Mercure de France, Paris; J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; Modern Language Association, London; „Der Monat“, Berlin; Red. Schweizer Monatshefte, Zürich; Arnaldo Mondadori Editore, Mailand; Musikverlag C. F. Peters, Frankfurt a. M.; Musikzeitschriften-Verlag, Mainz; Dr. Neinhaus Verlag, Konstanz; Ontwikkeling, Antwerpen; Orell Füssli Verlag, Zürich; Paul-Ernst-Gesellschaft, Bonn; Red. Poésie Vivante, Genf; Phil. Reclam jun., Stuttgart; Riccardo Ricciardi, Mailand; Verlag Rütten & Loening, Berlin; Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart; Red. Schweizer Rundschau, Solothurn; Schaubühne am Halleschen Ufer, Berlin; Deutsche Schillergesellschaft, Marbach a. N./Stuttgart; Verlag Lambert Schneider, Heidelberg; B. Schott's Söhne, Mainz; Scuola Normale Superiore di Pisa; Red. Segnacolo, Rom; Stadtarchiv Stuttgart; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.; dtv – Deutscher Taschenbuch Verlag, München; Der Tempel-Verlag, Darmstadt; Theater der Freien Hansestadt Bremen; Deutsches Theater Göttingen; Reutlinger Theater in der Tonne; Union Verlag, Berlin; Universidad Nacional de La Plata, Facultad de Humanidades y Ciencias de la Educacion, Departamento de Filosofía, La Plata; Universitätsbibliothek Tübingen; Universitäts- und Stadtbibliothek Köln; Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V.; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; Volksverband der Bücherfreunde, Berlin; Weidenfeld and Nicolson Ltd., London; Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg; Verlag Neue Zeitschrift für Musik, Mainz. – In diesem Zusammenhang sei auch allen sonstigen Helfern des Archivs, besonders Herrn Dr. Rudolf Blum von der Deutschen Bibliothek und Herrn Dr. Gerhard Küntzel von der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M., Herrn Direktor Dr. Walther Gebhardt von der Universitätsbibliothek Tübingen und ihren Mitarbeitern, sowie Herrn Yoshito Inoue aufrichtiger Dank gesagt. – Der von der Firma Dr. Karl Thomae in Biberach gestiftete Plattenspieler ist inzwischen eingetroffen.

## 5. Kataloge

Zu den im letzten Bericht aufgeführten Katalogen ist noch einer hinzugekommen, der die Sprecher von Werken Hölderlins verzeichnet.

## 6. Veröffentlichungen

Von den „Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs“ ist das erste Heft (Bibliographie 1938–1950) ganz, das zweite (Orthographische Tabellen...) annähernd vergriffen. Von Heft 3 (Handschriftenkatalog) ist noch ein kleiner Vorrat vorhanden.

Das Heft 4 wird zur Zeit vorbereitet. Auf Antrag des Verwaltungsausschusses der Stuttgarter Ausgabe hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Mittel für die Erarbeitung der Hölderlin-Gesamtbibliographie bewilligt. Sie wird von Dr. Jochen Schmidt seit 1. Februar 1966 vorbereitet und soll innerhalb von zwei Jahren druckfertig vorliegen. Im Unterschied zu den die laufenden Veröffentlichungen erfassenden Bibliographien wird sie systematisch angelegt sein; sie versucht alles Wichtige vollständig zu bringen und enthält teilweise auch kurze Inhaltsangaben.

In diesem Jahrbuch befindet sich die Fortsetzung der laufenden Bibliographie für die Jahre 1962–1965.

## 7. Benutzung

Auch in den vergangenen beiden Jahren wurde das Archiv von zahlreichen Forschern, darunter vielen Doktoranden, besucht; viele erhielten wiederum schriftliche Auskünfte aus den Beständen und der Dokumentation des Archivs. Besuchergruppen kamen mehrfach aus der Hölderlin-Vorlesung von Professor Beißner in Tübingen, dem Deutschen Seminar der Universität Freiburg; ferner begrüßte das Archiv eine Gruppe japanischer Professoren, Lehrer aus Frankreich, zwei Abiturientenklassen aus Zürich, sowie den dortigen Lyceumsklub. Anlässlich der Tübinger Hölderlin-Tagung im Jahr 1965 erschienen viele Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft. – Von Einzelbesuchern seien genannt: Prof. Dr. Karl Michael Komma im Zusammenhang mit der Vorbereitung seiner Publikation „Lieder und Gesänge nach Dichtungen von Friedrich Hölderlin“ für die „Schriften der Hölderlin-Gesellschaft“; Dr. Cyrus Hamlin/New Haven für sein demnächst erscheinendes Hölderlin-Buch; Prof. Dr. Tomio Tezuka/Tokyo, der eine vierbändige japanische Hölderlin-Ausgabe bearbeitet, von der bisher zwei Bände erschienen sind; Prof. Dr. Dieter Henrich/Heidelberg für seine Studien über den deutschen Frühidealismus; Theodor Pfizer; Prof. Dr. Joachim Rosteutscher/Kapstadt; Dr. Kurt Sengenberger, Assistent von Prof. Dr. Rudolf Fahrner/Karlsruhe für die Vorbereitung einer Hölderlin-Vorlesung; Dr. Günter Mieth von der Universität Leipzig für die Vorbereitung einer Hölderlin-Ausgabe zum Gedenkjahr 1970; Prof. Dr. Paulo Quintela/Coimbra; Dr. Ludwig von Pigenot und Frau Li Seebaß/München; Frau Dr. Schüle vom Hegel-Archiv Bonn; Prof. Dr. Herbert G. Göpfert/München; Hans Boehringer/Ingelheim a. Rh.; Dr. Lawrence Ryan/

Houston, Texas; Dr. Paul Raabe mit mehreren Mitarbeitern des Schiller-Nationalmuseums in Marbach; Prof. Dr. Miljan Mojašević/Belgrad; Prof. Dr. Lothar Kempter/Winterthur; Prof. Dr. Alfred Kelletat/Berlin; Oberbibliotheksrat a. D. Dr. Franz Hammer, Leiter der Kepler-Forschungsstelle in Weilderstadt; Dr. Hajo Jappe/Bonn; Prof. Dr. Erich Heller/Evanston, Illinois; Prof. Dr. Erich Trunz/Kiel; Prof. Dr. Pierre Rohmer/Straßburg; Prof. Dr. René Breugelmans/Calgary, Canada; Prof. Dr. Bernd Schneider/Pretoria, S. A.

Auch in der Berichtszeit ist wieder eine große Zahl von Publikationen erschienen, deren Verfasser die Hilfe des Hölderlin-Archivs dankend erwähnen. Für sie stehe hier nur der Hinweis auf die vor kurzem bei Gallimard in Paris in der Bibliothèque de la Pléiade erschienene Gesamtausgabe der Dichtungen Hölderlins in französischer Sprache, herausgegeben von Philippe Jaccottet nach der Beißnerschen Insel-Ausgabe. Einen großen Teil der Texte hat M. Jaccottet, der mit dem Archiv seit Jahren in Verbindung steht, selbst übersetzt. Anlässlich des Erscheinens dieser bedeutenden Publikation haben die „Lettres françaises“ eine Hölderlin-Sondernummer (1182 vom 11. Mai 1967) veröffentlicht. – Für zahlreiche Forscher wurden insgesamt 520 Fotografien von Hölderlin-Handschriften abgegeben, dazu in zwei Fällen die der Empedokles-Dichtung.

## 8. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

Von den im vorigen Bericht erwähnten Beständen wurden die Nachlässe von Wilhelm Böhm und Friedrich Seebaß geordnet und katalogisiert; mit der Bearbeitung des Nachlasses von Werner Kirchner ist begonnen.

## 9. Die Stuttgarter Ausgabe

Sämtliche erschienenen Bände der Großen und der Kleinen Ausgabe sind, zum Teil in inzwischen hergestellten weiteren fotomechanischen Nachdrucken, lieferbar. Das Material für den 7. Band (Briefe an Hölderlin und Lebensdokumente) ist mittlerweile so angewachsen, daß der Verwaltungsausschuß sich auf Antrag des Bearbeiters Adolf Beck und des Verlags entschlossen hat, eine Teilung in drei Bände vorzunehmen. Der erste Teilband enthält außer den Briefen die Dokumente bis zum Jahre 1793. Die Darstellung weicht insofern von der in den bisherigen Bänden befolgten ab, als die erläuternden Bemerkungen des Bearbeiters jedem Dokument unmittelbar angeschlossen sind, sodaß auch jeder Teilband in sich einheitlich ist. In der Sitzung des Verwaltungsausschusses vom 8. September 1966 wurde damit gerechnet, daß der erste Teilband im Laufe des Jahres 1967 erscheinen kann. Der Band 8 ist, nachdem der Handschriftenkatalog und die Bibliographie nunmehr in den Veröffentlichungen des Archivs ergänzend zur Ausgabe erschienen sind bzw. erscheinen, ausschließlich dem Hölderlin-Wörterbuch vorbehalten. Er wird unter der Aufsicht von Professor Beißner und finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Dr. Maria Cornelissen bearbeitet. Nach einer längeren Anlaufzeit ist das Manuskript soweit gediehen, daß es nach einer Mitteilung von Professor Beißner in etwa drei bis vier Jahren abgeschlossen werden kann.

Der Verwaltungsausschuß hat, wie bereits erwähnt, am 8. September 1966 im Kultusministerium in Stuttgart eine Sitzung abgehalten, in der über den Stand der Ausgabe beraten, die weitere Finanzierung besprochen sowie über die Nachdrucke der Ausgabe durch andere Verlage (Insel-Verlag Frankfurt a. M., Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Rütten & Loening Berlin/Ost) und die Arbeit des Archivs berichtet wurde. In der personellen Zusammensetzung des Verwaltungsausschusses sind keine Änderungen eingetreten.

Maria Kohler hat auch an diesem Bericht mitgearbeitet und die Korrektur überwacht. Dafür sei ihr an dieser Stelle aufrichtiger Dank ausgesprochen.

Abgeschlossen am 30. Juni 1967.

## BERICHT

ÜBER DIE JAHRESVERSAMMLUNG IN TÜBINGEN 8.-10. JUNI 1965

Nach der Berliner Tagung vor zwei Jahren fand die 9. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft traditionsgemäß wieder in Tübingen statt. Am frühen Morgen des 8. Juni, vor Beginn der Tagung, versammelten sich viele Mitglieder am Grabe Hölderlins zu einem Augenblick des Gedenkens. Der Präsident legte für die Gesellschaft einen Kranz nieder, dessen Schleife die Aufschrift trug „Des Göttlichen aber empfangen wir Doch viel“ (‘Friedensfeier’).

Als Auftakt der Tagung wurde um 9.30 Uhr in den Räumen der Universitätsbibliothek eine Ausstellung unter dem Titel „Hölderlin und die Landschaft“ eröffnet. Bibliotheksdirektor Dr. Gebhardt begrüßte als Hausherr die anwesenden Gäste, und der Präsident, Oberbürgermeister Dr. h. c. Pfizer, dankte ihm seinerseits für die so liebenswürdig gewährte Gastfreundschaft. Vor allem aber dankte er cand. phil. Jochen Schmidt, einem Schüler Professor Beißners, der mit großer Sachkunde und Sorgfalt diese Ausstellung vorbereitet hatte. Die Grundidee der Ausstellung war, der dichterischen Gestaltung der Landschaft durch Hölderlin möglichst viele motivgleiche Darstellungen aus der zeitgenössischen Malerei und Graphik an die Seite zu stellen. So war eine Reihe kostbarer Originalhandschriften zu sehen, wie die Hymnen ‘Der Rhein’ und ‘Die Wanderung’, die Elegien ‘Heimkunft’ und ‘Stutgard’ sowie die Ode ‘Heidelberg’. Die Handschriften waren vom Schiller-Nationalmuseum in Marbach, der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart und dem Stadtarchiv Bad Homburg zur Verfügung gestellt worden. Neben den Beispielen dichterischer Naturgestaltung durch Hölderlin lagen jeweils Darstellungen gleicher oder ähnlicher Motive aus der Graphik und Malerei der Jahre um 1800. Unter den Aquarellen und Stichen fanden sich einzelne besonders wertvolle Blätter, etwa die des Stechers August Seyffer. Aber auch die naiven, künstlerisch weniger bedeutenden Bilder trugen dazu bei, die Atmosphäre der damaligen Zeit und Landschaft zu vergegenwärtigen. Vor allem wurde im Vergleich zwischen bildnerischer und dichterischer Gestaltung der Landschaft die unverwechselbare Eigenart der Dichtung Hölderlins und ihr hoher künstlerischer Rang deutlich. Die Ausstellung blieb während der Jahresversammlung und noch längere Zeit darüber hinaus dem Publikum zugänglich. Zur großen Freude der Hölderlin-Gesellschaft wurde sie so zahlreich besucht wie sonst wenige Ausstellungen in Tübingen.

Zur Eröffnung der Tagung hatte sich um 10.30 Uhr im Festsaal der Universität ein großes Auditorium eingefunden: Vertreter der Universität, Gäste aus der Stadt Tübingen, Mitglieder der Gesellschaft – unter ihnen auch solche, die die weite Reise aus dem Ausland nicht gescheut hatten – und viele Studenten; der Festsaal war bis zum letzten Platz gefüllt. Der Präsident begrüßte die Versammlung mit folgender Ansprache:

*Hochansehnliche, festlich versammelte Gemeinde der Freunde Hölderlins!*

*Zum neuntenmal haben wir Sie zusammengerufen, zum sechstenmal nach der Hölderlin-Stadt Tübingen, in der der Dichter in den Mauern des Tübinger Stifts seine geistigen Schwingen zu regen begann, in der er später fast vier Jahrzehnte an den Gestaden des Neckars dahindämmerte. Vieles würde dafür sprechen, alle Jahresversammlungen der Gesellschaft in Tübingen abzuhalten, so, wie die Goethe-Gesellschaft es in Weimar tut, aber der von uns nun gewählte Rhythmus, Tübingen im Wechsel mit anderen Städten aufzusuchen, hat vielfache Gründe. Und wenn wir an die Tage vor zwei Jahren in Berlin zurückdenken, an das überraschend-beglückende, weite Echo in dieser vom Schicksal bedrängten und doch so lebendigen Stadt, so ist das die beste Bestätigung für unsere Überlegungen.*

*In Tübingen aber fühlen wir uns in besonderer Weise beheimatet; die Regierung des Landes, die Eberhard-Karls-Universität, die Stadt Tübingen sind der Gesellschaft freundschaftlich und verständnisvoll zugewandt. Hier sind, wie in Homburg, wo wir vor 11 Jahren waren, wichtige Hölderlin-Stätten, Zeugnisse seines Lebens und seines Todes. Wir haben heute früh, nur durch Stunden vom Todestag getrennt, einen Kranz auf dem Grab im hiesigen Friedhof niedergelegt. Hier ist der Sitz unserer Gesellschaft, die von den Räumen beim Hölderlin-Turm aus betreut wird; im nahen Bebenhausen ist das Hölderlin-Archiv, das sich immer mehr zu einer international geachteten Forschungsstätte entfaltet. Dazu aber, daß wir hier nicht nur wegen solcher mannigfachen Verbindungen tagen können, haben viele beigetragen. Zunächst der Herr dieses Hauses, Seine Magnifizienz Professor Dr. Gerstenberg, dem ich als Erstem für die gewährte Gastfreundschaft in den Räumen der Universität danke, um so mehr, als verkürzte Pfingstferien und das Überschneiden mit anderen Veranstaltungen selbst in diesen Tagen die räumliche Enge der Universität dokumentieren. Herzlich darf ich den Dekan der Philosophischen Fakultät, Seine Spektabilität Professor Dr. Flitner, begrüßen. Die Philosophische Fakultät von Tübingen – wie könnte es anders sein – war dem Werk und der Wirkung des Dichters immer im besonderen zugewandt und wird es bleiben.*

*Ich danke herzlich dem Herrn Regierungspräsidenten Birn und Herrn Oberregierungsdirektor Dr. Amann, als Vertreter des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern, für seine stetig fördernde Hilfe, für freundschaftlichen Rat und warme Anteilnahme an den Bemühungen unserer Gesellschaft. Die Landesregierung, vertreten durch den Herrn Kultusminister Professor Dr. Hahn, wird uns morgen abend nach dem Konzert in Bebenhausen begrüßen und ihre Verbundenheit mit den Freunden Hölderlins dabei zum Ausdruck bringen.*

*Herr Oberbürgermeister Gmelin! Sie und Herr Bürgermeister Doege haben wie immer mit Ihren Mitarbeitern und Mitgliedern des hiesigen Gemeinderats uns nachhaltig und sichtbar geholfen. Ihnen haben wir es zu danken, daß das Hölderlin-Haus, so wie es nun ist, eine wirkliche Erinnerungsstätte des Dichters für alle seine Freunde und Verehrer sein kann; Ihnen haben wir es zu danken, daß in Ihrer Stadt noch manches von der Atmosphäre und dem Geist des Dichters erhalten ist. Und Ihnen haben wir im besonderen für manche Unterstützungen bei der diesjährigen Jahresversammlung zu danken, nicht zuletzt für das Konzert des Köckert-Quartetts morgen in Bebenhausen, zu dem Sie einladen.*

*Lassen Sie mich, verehrte Damen und Herren, es mit diesen wenigen Worten der Begrüßung und des Dankes bewenden, aber all die nicht vergessen, die sonst das Jahr über für unsere Gesellschaft, in den letzten Wochen im besonderen für die Jahresversammlung, hilfreich tätig waren, auch wenn ihre Namen jetzt nicht genannt werden.*

*Aber lassen Sie mich all unsere Mitglieder, Gäste und Freunde aus Deutschland und aus dem Ausland von Herzen willkommen heißen. Viele haben weite Wege zu diesen kurzen Tagen in Tübingen nicht gescheut, etwa die Studenten aus Dänemark, der Schweiz und Frankreich, die zu uns gekommen sind. Mit ihnen darf ich überhaupt die studentische Jugend begrüßen, die dazu berufen ist, auf ihre Weise und in der ihr gemäß erscheinenden Form das Erbe des Dichters zu pflegen, der wir Älteren dieses Vermächtnis nur weitergeben können.*

*Und lassen Sie uns auch heute aller gedenken, die, durch Mauern und Grenzen von uns getrennt, verhindert sind, zu uns zu kommen, die aber zu uns gehören und denen wir unsere Verbundenheit versichern. Es ist bewegend, wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, Professor Dr. Siebenschein aus Prag in einem Brief uns bekundet, wie gerne er an der Tagung teilgenommen hätte und welche Verehrung der Dichter bei seinen tschechischen Studenten genießt.*

*Manches, was uns in diesen Tagen bewegt, soll nicht jetzt, sondern bei anderen Gelegenheiten, vor allem bei der Mitgliederversammlung morgen*

*vormittag, gesagt werden; aber eines darf ich jetzt in dieser festlichen Stunde noch aussprechen: nicht seine schwäbische Heimat, nicht Deutschland allein darf den Dichter für sich in Anspruch nehmen. Er gehört allen Menschen, die von seinem Wort bewegt werden, welche Sprache sie auch sprechen.*

*Wenn uns Michael Hamburger aus London heute nachmittag über die Aufnahme Hölderlins in England in seinem Vortrag berichtet, wenn morgen Professor Bernhard Böschstein aus Genf Hölderlins späteste Gedichte interpretiert, und wenn heute vormittag Robert Minder, Professor am Collège de France, über Hölderlin und die Deutschen spricht, so mögen diese drei Redner ein Zeichen dafür sein, daß weltweite Wirkungen von Hölderlin ausgehen. In dieser Stunde danke ich besonders Ihnen, Herr Professor Minder, dafür, daß Sie Mühsal und Schwierigkeiten zum Trotz heute zu uns gekommen sind. Ich darf mir den Versuch, Ihr Werk zu würdigen, versagen, das nun aus sehr viel berufnerem Mund charakterisiert und entsprechend gewürdigt wird, aber ich darf Ihnen und allen, die in diesem Saal vereint sind, aufrichtig für Ihr Kommen und Ihr teilnehmendes Miterleben danken.*

Nach der Ansprache des Präsidenten begrüßte der Rektor der Universität, Professor Gerstenberg, die Festversammlung. Er gab bei dieser Gelegenheit aus der Sicht seiner Disziplin, der Musikwissenschaft, die Anregung, auch die Beziehung zwischen der Dichtung Hölderlins, das heißt ihrer inneren Musikalität, und der zeitgenössischen Musik einmal genauer zu untersuchen.

Unmittelbar danach verlieh der Dekan der Philosophischen Fakultät Tübingen, Professor Flitner, dem Festredner der Tagung, Professor Robert Minder vom Collège de France, Paris, die Würde eines Ehrendoktors. Die Philosophische Fakultät ehrte ihn, wie der Dekan aus der Verleihungsurkunde verlas, als „den verdienstvollen Deuter neuerer deutscher Dichtung, den Meister des deutschen Essays, den mahnenden Fürsprecher einer Literatur, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewußt ist, den tätigen Anwalt der Humanität“.

Professor Minder dankte für die Ehrung, wobei er besonders auf seine enge Beziehung zur schwäbischen Geistesgeschichte hinwies, und ergriff anschließend das Wort zu seinem Festvortrag 'Hölderlin und die Deutschen', der gespanntes Interesse fand; noch lange nach dem Vortrag hörte man, wie in den Wandelgängen über seine zum Teil provozierenden Thesen lebhaft diskutiert wurde. Der Vortrag ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

Den Nachmittag dieses Tages benutzten viele Gäste, um die Hölderlin-Stätten zu besuchen, das Hölderlinhaus – den meisten schon vertraut – und das Evangelische Stift, wo eine Führung den Besuchern auch die Räume zeigte, in denen die Freunde Hölderlin, Hegel und Schelling gewohnt haben. Manche nahmen auch schon an diesem Tage die Gelegenheit wahr, das Hölderlin-Archiv in Bebenhausen aufzusuchen.

Um 17 Uhr fanden sich alle Teilnehmer der Tagung wieder in der Neuen Aula der Universität ein, um im Auditorium maximum Michael Hamburger aus London über 'Die Aufnahme Hölderlins in England' sprechen zu hören. Der Vortrag erschloß den Hörern alle Fragen, die mit der Übertragung der Hölderlinschen Dichtung in eine fremde Sprache, in diesem Fall in die englische, zusammenhängen. Gleichzeitig gab Michael Hamburger aus der dichterischen Praxis in höchst anschaulicher und konkreter Weise einen Überblick über eine Epoche englischer Dichtungsgeschichte. Auch dieser Vortrag ist im vorliegenden Jahrbuch gedruckt.

Unmittelbar an den Vortrag schloß sich eine Diskussion an, die von Professor Klaus Ziegler, Tübingen, geleitet wurde. Sie konzentrierte sich zunächst auf Probleme der Übersetzung, ging dann über zu den mehr grundsätzlichen Fragen, die der Vortrag von Robert Minder aufgeworfen hatte. Ein zusammenfassender Bericht über die Diskussion findet sich ebenfalls im Jahrbuch.

Am Vormittag des darauffolgenden Tages versammelte sich um 8.45 Uhr in den oberen Räumen des Museums der Beratende Ausschuß der Gesellschaft. Fast alle seine Mitglieder waren anwesend. In der etwa einstündigen Besprechung wurde hauptsächlich die Frage erörtert, wie das Leben der Gesellschaft intensiviert und der Kreis der Mitglieder erweitert werden könnte. Lebhaft begrüßten alle Anwesenden den Vorschlag des Präsidenten, die begonnene Abiturienten-Aktion fortzuführen und auch in kommenden Jahren besonders gute Schülerarbeiten, die sich mit dem Werk oder der Gestalt Hölderlins beschäftigen, mit einem Preis auszuzeichnen. Zuletzt schlug der Vorstand dem Beratenden Ausschuß vor, folgende Damen und Herren seinem Kreis hinzuzuwählen: Frau Gertrud Böhm, Professor Dr. Uvo Hölscher, Professor Dr. Lothar Kempfer, Verleger Hans Georg Siebeck, Museumsdirektor Dr. Bernhard Zeller. Der Vorschlag wurde von den Anwesenden einstimmig angenommen.

Um 9.30 Uhr eröffnete der Präsident – ebenfalls in den oberen Räumen des Museums – die Mitgliederversammlung. Seine Ansprache hatte folgenden Wortlaut:

*„Als Präsident unserer Gesellschaft darf ich alle Mitglieder und Gäste heute morgen herzlich willkommen heißen, unter ihnen die vor zwei Jah-*

ren in Berlin in den Beratenden Ausschuß neugewählten Herren Professor Bertaux und Michael Hamburger, und – für viele andere – die Damen Frau Gertrud Böhm, Frau Marianne Farenholtz, Frau Annemarie Kirchner, Frau Emilie Seebaß und Frau Dr. Else Rehm, deren Männer alle mit der Hölderlin-Forschung durch ihre maßgebenden Bemühungen eng verbunden waren. Wir gedenken ihrer und der Freunde, die uns in den vergangenen Jahren für immer verlassen mußten:

1963 Professor Walther Rehm aus Freiburg, Eduard Spranger aus Tübingen und Altbundespräsident Theodor Heuss, dessen Wirken für die Gesellschaft wir im Jahrbuch besonders gewürdigt haben; 1964 Arnold Bergstraesser aus Freiburg, Professor Theodor Haering aus Tübingen – langjähriges Mitglied unseres Beratenden Ausschusses und schon in den zwanziger Jahren für das Weiterleben des Dichters tätig –, die Verlagsbuchhändler Hädecke aus Weil der Stadt und Harrassowitz aus Wiesbaden, Kultusminister a. D. Arno Hennig, Verleger Hermann Niemeyer, Professor Alexander Graf Stauffenberg aus München, der bis dahin überlebende der drei Brüder Stauffenberg; in diesem Jahr Dr. Ernst Boehringer in Ingelheim und der Verleger Christian Wegner in Hamburg. Nur einige sind damit genannt, die uns als Mitglieder nahestanden, allen Toten aber sei für ihre Treue gedankt.

So schmerzlich diese Verluste sind – die Reihen müssen sich immer wieder schließen. Wir haben eine ungefähr gleichbleibende Mitgliederzahl von etwa 1200 zu verzeichnen; die vielen Neueintretenden Studenten ermutigen uns immer wieder, an die junge Generation zu denken.

Wenn auch sehr verspätet, gelang es in den letzten Wochen doch noch, den Mitgliedern zwei Publikationen zu übersenden, die Jahresgabe für das Jahr 1963, den von Paul Böckmann herausgegebenen Band 'Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins', für dessen Vollendung wir ihm auch an dieser Stelle herzlich danken, und das Jahrbuch 1963/64 als Jahresgabe für das vergangene Jahr. Wir bedauern aufrichtig die Verzögerungen, die einer rechtzeitigen Veröffentlichung im Wege standen, bitten angesichts dieser jetzt nicht im einzelnen zu schildernden Schwierigkeiten um Ihre freundliche Nachsicht und wollen, wenn nicht versprechen, so doch hoffen, daß wir uns künftig mit unseren Veröffentlichungen pünktlicher einstellen, vor allem in absehbarer Zeit das Jahrbuch 1965 ausliefern können.

Die Überlegungen für den schon lange vorgesehenen und immer dringlicher werdenden Bildband, in Ergänzung zu den Hölderlin-Ausgaben, haben begonnen. Noch fehlen die ergänzenden Bände 7 und 8 der Großen Stuttgarter Ausgabe. Diese wird zwar nicht unmittelbar von der Gesellschaft betreut, aber es ist ihr ein Anliegen, daß die Lücke durch den für den

Freund Hölderlins unentbehrlichen Dokumentenband endlich geschlossen wird. Was an uns liegt, soll geschehen, um diese große Edition bald durch die beiden noch fehlenden Bände abzurunden. Leider stehen der Fertigstellung aber manche Schwierigkeiten entgegen.

Wiederum haben wir für vielerlei nachhaltige Hilfe zu danken: der Geschwister Boehringer Stiftung, Ingelheim, für eine Druckkostenbeihilfe von 3000.– DM zum neuen Buch von Lawrence Ryan 'Hölderlins Hyperion', das beim Verlag Metzler in diesem Jahr erschienen ist, aber auch anderen Helfern, etwa Dipl.-Ing. Robert Völker aus Kassel, der wiederum einen größeren Betrag gespendet hat, sowie manchen Mitgliedern, die zu unserer dankbaren Freude über den gewiß sehr begrenzten Jahresbeitrag von 15.– DM hinaus sich zu kleineren oder größeren Spenden entschließen; daß diese hochwillkommen sind, um unsere Aufgaben durchzuführen, bedarf kaum der Erwähnung.

Zu berichten haben wir sodann über die sogenannte Abiturienten-Aktion. Sie hat gewiß noch nicht die Breite erreicht, die wir uns wünschen. Aber wenn insgesamt drei Preise an Gymnasien in Dortmund und Tübingen verliehen werden konnten und dort, wie wir hören, eine freudige Resonanz gefunden haben, so ermutigt uns das, den eingeschlagenen Weg weiter zu beschreiten, und in diesem Jahr erneut, vielleicht an noch weitere Schulen mit der Frage heranzutreten, ob Jahresarbeiten, Aufsätze, Referate oder Abiturientenreden, die sich mit Hölderlin, seinem Werk, seiner Umwelt oder seiner Wirkung befassen, der Gesellschaft als preiswürdig vorgeschlagen werden können. Auch hier hat uns die Geschwister Boehringer Stiftung Mittel zur Verfügung gestellt, mit denen die Preise und die dreijährige freie Mitgliedschaft der Preisträger bestritten werden.

Wieder darf ich auf das Hölderlin-Haus hinweisen. Gäste aus der ganzen Welt besuchen diese Gedenkstätte, vertiefen sich in die Lebensdokumente, spüren hier noch etwas von der Atmosphäre und dem Lebenskreis Hölderlins. Wir möchten auch an dieser Stelle der Stadt Tübingen und ihrem Oberbürgermeister auf das wärmste für die laufende Unterstützung der Gesellschaft, die Pflege des Hauses und des Gartens danken; auch dafür, daß er in der Frage der Verwendung der im 1. Stock freigewordenen Wohnung die Gesellschaft freundlicher Weise zu Rate gezogen hat. Manche unserer Mitglieder, so hoffen wir, haben auch während dieser Jahresversammlung Gelegenheit, die Räume im 1. Stock zu besichtigen, darunter auch das Zimmer, in dem Hölderlin vor dem Brand des Turmes im Jahre 1875 gelebt hat, der Turm war damals bis zum 1. Stock abgebrannt, so daß allerdings von der Authentizität des eigentlichen Hölderlin-Zimmers nichts mehr erhalten geblieben ist.

*Vielleicht darf an dieser Stelle noch der Hinweis gegeben werden, daß die Buchhandlung Gastl, wie Sie wohl gesehen haben, in der Wandelhalle vor dem Festsaal einen Bücherstand eingerichtet hat, wo die neueren Erscheinungen der Hölderlin-Literatur, insbesondere des W. Kohlhammer Verlags, des Insel-Verlags und der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, ausliegen.*

*Zum Kassenbericht möchte ich nur die wesentlichen Zahlen vortragen: Die Bilanz der Gesellschaft weist am Ende des Jahres 1964 in Aktiva und Passiva einen Stand von 42 259,54 DM aus mit einem Vermögen am 31. 12. 1964 von 6159,54 DM. Die Gewinn- und Verlustrechnung des vergangenen Jahres ist mit 36 505,56 DM in Aufwand und Ertrag ausgeglichen. Die Hauptaufwendungen betreffen Rückstellungen für unsere Jahresversammlungen und unsere Publikationen sowie Personal- und Verwaltungskosten. Die Revision wurde wie bisher von Herrn Dipl.-Volkswirt Unger vorgenommen und hat zu keinen Beanstandungen Anlaß gegeben.*

*Damit bin ich, meine Damen und Herren, am Ende meines bewußt gedrängten Berichtes. Manches von dem, was Vorstand und Geschäftsführung bewegen, konnte hier kaum angedeutet werden. Wir haben uns bemüht, vielen Schwierigkeiten zum Trotz, die Aufgabe der Gesellschaft, das Erbe des Dichters zu pflegen und denen, die ihm zugewandt sind, zu erschließen, gerecht zu werden. Manches ist gelungen, anderes bedarf noch weiterer Jahre. Hier mitzuhelfen und mitzuwirken, sind alle Mitglieder aufgerufen; und diese wieder bitten wir, uns neue Freunde zuzuführen. Es ist immer wieder erstaunlich, daß man bei Gesprächen feststellt, wie mancher Freund der Dichtung Hölderlins von der Existenz der Gesellschaft kaum noch Notiz genommen hat, aber auf Grund eines solchen Gespräches gerne bereit ist, ihr beizutreten. Seien Sie als die ständigen Botschafter, meine Damen und Herren, tätig, um den Kreis unserer Mitglieder zu ergänzen und zu erweitern.*

*Besonderer Dank gilt dem Geschäftsführer, Herrn Studienrat Dr. Betzen, der trotz seiner starken Beanspruchung an einem der hiesigen Gymnasien, unverdrossen, keine Mühe scheuend, auch mit der nötigen Gelassenheit und mit Humor für uns tätig war. Zu danken habe ich aber auch allen Mitgliedern des Vorstands, die mir zur Seite gestanden sind, im besonderen meinem Stellvertreter, Herrn Direktor Dr. Hoffmann, ohne den ich kaum eine Entscheidung getroffen habe. Die Symbiose mit ihm hat sich nun durch zehn Jahre auf das schönste bewährt.*

*Die Wahlzeit für die Mitglieder des Vorstands ist abgelaufen. Wir legen unser Mandat in Ihre Hand zurück, bitten, den Geschäftsführer und uns zu entlasten und für die Neuwahl Vorschläge zu machen.“*

Nach dem Jahresbericht des Präsidenten stellte Professor Carl Keidel, Stuttgart, den Antrag auf Entlastung des Vorstands und des Geschäftsführers. Dem Antrag wurde einstimmig entsprochen. Darauf schritt die Versammlung zur satzungsgemäßen Neuwahl des Vorstands. Professor Keidel übernahm die Wahlhandlung. Er dankte zunächst dem bisherigen Präsidenten und seinem Stellvertreter sowie dem Vorstand der Gesellschaft für die geleistete Arbeit und schlug dann den Anwesenden vor, den bisherigen Vorstand wiederzuwählen, aber an Stelle der auf eigenen Wunsch ausscheidenden Vorstandsmitglieder Professor Kempfer und Verleger Hans Georg Siebeck neu in den Vorstand zu wählen die Herren Oberstudiendirektor Dr. Walter Haußmann und Professor Dr. Bernhard Böschenstein. Dieser Antrag wurde von der Mitgliederversammlung einstimmig angenommen bei vier Stimmenthaltungen. In diesem Zusammenhang sei schon vorausgreifend gesagt, daß der Vorstand am Nachmittag desselben Tages Herrn Oberbürgermeister Dr. h. c. Pfizer wieder zum Präsidenten der Gesellschaft und Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Hoffmann zu seinem Stellvertreter wählte.

Nach der Neuwahl des Vorstands ergriff Oberbürgermeister Pfizer erneut das Wort. Er dankte Herrn Professor Kempfer und Herrn Verleger Siebeck auf das herzlichste für ihre langjährige Mitarbeit im Vorstand der Gesellschaft. Zugleich sprach er die Bitte aus, daß die Erfahrung und das Urteil beider Herren durch ihr künftiges Mitwirken im Beratenden Ausschuß auch weiterhin der Gesellschaft erhalten bleiben möchten. Dann gab der Präsident der Mitgliederversammlung die Namen derjenigen Damen und Herren bekannt, die der Beratende Ausschuß kurz zuvor durch Kooptation in seinen Kreis aufgenommen hatte.

In der sich anschließenden Diskussion wurden hauptsächlich zwei Fragen behandelt, einmal, wo die nächste Jahresversammlung stattfinden könnte, und zum anderen, ob eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge vertretbar sei. Als Tagungsort wurden von den Mitgliedern die verschiedensten Städte vorgeschlagen, wie Frankfurt, Bad Homburg, Heidelberg, Düsseldorf, ja Straßburg. Dabei wurde auch die Frage aufgeworfen, ob man für das Jubiläumsjahr 1970 nicht den Monat März als Tagungstermin in Aussicht nehmen sollte. Der Präsident sagte zu, alle diese Vorschläge sorgfältig zu erwägen. Weiter wurde aus dem Kreis der Mitglieder der Vorschlag gemacht, den Mitgliedsbeitrag zu erhöhen. Nach einer längeren Aussprache darüber beschlossen die Anwesenden, den Jahresbeitrag vom 1. 1. 1966 ab für ordentliche Mitglieder auf 18.– DM und für Schüler und Studenten auf 8.– DM zu erhöhen.

Der Präsident schloß die Versammlung, indem er allen Anwesenden für ihr zahlreiches Erscheinen und ihre lebhaftige Teilnahme dankte.

Um 11 Uhr trafen sich die Teilnehmer der Tagung wiederum im Festsaal der Universität zu dem Vortrag von Bernhard Böschstein 'Hölderlins späteste Gedichte'; erneut hatte sich eine große Schar von Hörern eingefunden. Der Vortrag erschloß ein bisher kaum bearbeitetes Gebiet der Hölderlin-Forschung und erhärtete auf überzeugende Weise die These, „daß Geisteskrankheit und göltige Poesie einander nicht auszuschließen brauchen“. Auch dieser Vortrag steht im vorliegenden Jahrbuch.

Ihren festlichen Abschluß sollte die Tagung am Nachmittag des gleichen Tages im Sommerrefektorium und Kreuzgang des Klosters Bebenhausen finden. Leider waren die für einen schönen Junitag geplanten Veranstaltungen vom Himmel nicht begünstigt: denn es war „*der immerzürnende Boreas*“, der „*rastlos tobend über den sanften Strom Sein schwarz Gewölk ausschüttet*“. So war es verständlich, daß sich zu der Lesung aus Hölderlins 'Hyperion' im Kreuzgang nur ein verhältnismäßig kleiner Zuhörerkreis versammelt hatte. Um so eindrucksvoller war es, daß es Staatsschauspieler Ulrich Matschoss, Stuttgart, durch den hohen künstlerischen Rang seines Vortrags gelang, trotz Kälte und Regen das Wort Hölderlins zum Erlebnis werden zu lassen.

Ursprünglich sollte auch das folgende Konzert im Kreuzgang stattfinden, es mußte aber wegen des schlechten Wetters in die Klosterkirche verlegt werden – ein unvorhergesehener Gewinn –, da sich die Klosterkirche akustisch offensichtlich gerade für Kammermusik vorzüglich eignet! Das Köckert-Quartett, München, bereitete den nun viel zahlreicher anwesenden Gästen Stunden reinsten musikalischen Genusses.

Nach dem Konzert in der Kirche gab die Landesregierung von Baden-Württemberg den Mitgliedern einen Empfang im Sommerrefektorium des Klosters.

Kultusminister D. Dr. Hahn begrüßte die Gäste im Namen der Landesregierung. Er bekannte sich in einer kurzen, ernsten Ansprache zu jenem humanen Geist, der auch das Werk Hölderlins erfüllt. Der Präsident dankte ihm mit herzlichen Worten für die Gastfreundschaft und gleichzeitig für die mannigfache Förderung, die die Gesellschaft schon seit vielen Jahren von der Landesregierung erfahren habe. Mitglieder und Gäste blieben noch bis zum Anbruch der Dämmerung im Gespräch beieinander.

Am folgenden und letzten Tage wurden – auch das ist schon zu einer Tradition geworden – einzelne Stätten aus dem Leben Hölderlins besucht. In diesem Jahr waren es das Kloster Maulbronn und der Geburtsort Lauffen a. N. Vor allem gab die Führung im Kloster Maulbronn ein lebens-

volles und anschauliches Bild von der Zeit, als Hölderlin die Klosterschule besuchte. Wenn auch vom Geburtshaus in Lauffen kaum noch etwas erhalten ist, so konnten doch die Teilnehmer der Exkursion von der Höhe der Regiswindiskapelle die Landschaft fast noch unversehrt in der Gestalt erblicken, wie Hölderlin sie in seinen Jugendjahren in sich aufgenommen hat.

Die Tagesfahrt konnte keinen instruktiveren Abschluß finden als durch einen Besuch im Schiller-Nationalmuseum in Marbach. Museumsdirektor Dr. Zeller empfing die Mitglieder der Gesellschaft aufs liebenswürdigste, führte sie durch die Ausstellungen und zeigte ihnen zahlreiche Kostbarkeiten seines Hauses.

Klaus Betzen

Am Abend des 8. Juni fand im Auditorium Maximum die Diskussion der Vorträge von Robert Minder und Michael Hamburger statt. Die Leitung hatte Prof. Ziegler übernommen. An dem Gespräch beteiligten sich die Herren Binder, Böckmann, Braun, Hölscher und Steiger, ein Assistent des Philosophischen Seminars in Tübingen und mehrere Studenten.

In einer kurzen Einführung griff Herr Ziegler aus beiden Vorträgen einige Aspekte auf, von denen besonders die Frage nach der Autonomie des Dichters einerseits und die Frage nach der Epochen- und Umweltgebundenheit eines Dichters und seiner Dichtung andererseits in lebhafter Diskussion umkreist wurde. Beide Vorträge wurden getrennt behandelt.

Zuerst wandte man sich dem Vortrag von Herrn Hamburger zu. Im Mittelpunkt der Erörterung stand das Problem der Übersetzung von Dichtung in eine andere Sprache, bei der immer die Gefahr der Umprägung, ja unter Umständen sogar der Verfälschung besteht, besonders wenn eine Übertragung unter bestimmten rein subjektiven Aspekten vorgenommen wird und damit einer Idee oder einem Zweck zu dienen hat (In diesem Zusammenhang kam man kurz auf den Georgekreis und seine extrem subjektive Auffassung des Historischen zu sprechen.) Doch liegt auch bei objektiven, sogenannten werktreuen Übersetzungen die Gefahr der Umdeutung nahe, weil jede Sprache und in ihr besonders die dichterische Sprache etwas Einmaliges, Unwiederholbares ist.

Nach diesen grundlegenden Erwägungen befaßte man sich speziell mit übersetzungstechnischen Fragen, und zwar dem Problem der Übertragung antiker Versmaße, besonders der Odenmaße ins Englische. Liegt es an der Struktur der englischen Sprache und widerspricht es ihrem lyrischen Stil, daß die antiken Versmaße erst spät und nicht eben leicht Eingang in die englische Dichtung gefunden haben, oder handelt es sich bei dieser Tatsache um ein historisches Phänomen? Die Antwort lautet dahingehend, daß das nicht unbedingt am Charakter der Sprache zu liegen braucht. Herr Hamburger entwarf eine kurze historische Skizze vom Eindringen antiker Versmaße ins Englische und wies darauf hin, daß erste Ansätze schon ins 16. Jahrhundert zurückgehen. Spenser hat z. B. versucht, antike Langverse zu verwenden, er wurde aber nicht ernst genommen und hatte damit keinen durchgreifenden Einfluß auf die englische Dichtung seiner Zeit.

Während der ganzen englischen Klassik galten die französischen Modelle als maßgebend. Man strebte sogar nach einem Ideal der Poesie, das sich vom französischen Versmaß, hauptsächlich vom Alexandriner, ableiten sollte, aber es fehlte die Vorstellung eines entsprechenden Modells für das Englische. Doch entstand unter diesem Einfluß das „rhythmic couplet“, meist ein fünffüßiger Jambus. Dieses Versmaß beherrschte die Übertragungen antiker Dichtung ins Englische, auch Homer wurde in dieser Form übersetzt. Sogar Distichen erscheinen in der englischen Übertragung als gereimte Jamben. Dabei kann man nicht sagen, daß die englische Sprache ausgesprochen zum streng durchgeführten Jambus neigt, denn die Sprachrhythmen in den klassischen englischen Jamben sind gemischt.

Von den antiken Odenmaßen lassen sich die alkäische und die sapphische Ode am besten in die englische Sprache übersetzen, während dies bei der asklepiadeischen Ode sehr schwierig ist, da der Asklepiadeus durch eine Zäsur geteilt ist. Dieser Bruch widerspricht dem englischen Sprachgefühl. Andererseits gibt es im Englischen sehr kompliziert

gebaute Pindarische Oden. Dies alles zeigt, daß sich über Sprachgefühl und Sprachgemäßheit nichts Eindeutiges aussagen läßt.

Die These von Herrn Hamburger, daß das Englische durch den Einfluß Hölderlins zu sich selbst geführt worden sei, regte zu einer entsprechenden Überlegung aus dem deutschen Sprachbereich an. Kann man nicht von einer Befreiung der deutschen Rhythmen in Nachahmung der griechischen Rhythmen sprechen, wenn man von Hölderlin die Linie über Nietzsche zu Trakl zieht? Das wäre ein Beispiel dafür, daß in einer Sprache fremde Rhythmik durch Jahrhunderte hindurch tradiert werden kann, obgleich diese Sprache weniger zu alternierenden Versmaßen als zu einer freieren Folge von betonten und unbetonten Silben neigt. Man denke an den Stabvers im Deutschen, der übrigens auch der englischen Sprache gemäß ist und von Hopkins wieder neu belebt und von T. S. Eliot in sehr aufgelockerter Form in seinen Dramen benutzt worden ist.

Der Einfluß von Hölderlins freien Rhythmen auf die Dichtung von Trakl ist unbestritten, doch spielen bei diesem expressionistischen Lyriker auch noch französische Einflüsse eine Rolle, z. B. Rimbaud. Inwieweit allerdings solche Analogien wirklich auf Hölderlin selbst und sein innerstes Wesen zutreffen, oder inwieweit sie aus unserer Zeit rückprojiziert werden, blieb offen. Zu diesen Analogien kann man auch die englische Auffassung rechnen, die Hölderlin im Sinn des Symbolismus und als Avantgardist begreift.

Die Diskussion über den Vortrag von Herrn Minder konzentrierte sich auf zwei Gesichtspunkte, die eng miteinander verknüpft sind, sich aber doch als die Hauptaspekte getrennt auskristallisierten:

1. Die Stellung Hölderlins und seiner Zeit zur französischen Revolution, die zuerst mit Begeisterung aufgenommen und dann in ihrer Entwicklung mit tiefer Enttäuschung verfolgt wurde, und dies besonders in Verbindung mit Napoleon Bonaparte.
2. Die Frage nach der Autonomie des Dichters, losgelöst aus seiner Umwelt, wobei das Fragen hauptsächlich um Hölderlins Selbstverständnis als Dichter kreiste, der sich als autonomer Mittler zwischen göttlicher und menschlicher Welt fühlte und darin seinen Auftrag sah. Er verstand sich als Träger einer metaphysischen Mission.

Beim ersten Aspekt geht es um eine grundlegende Problematik, nämlich um das Verhältnis von Dichtung und Dichter zur außerdichterischen Umwelt. Der ganze Vortrag hatte sich mit diesem Problem bei Hölderlin befaßt. In der Diskussion brachte der Referent deutlich zum Ausdruck, daß Dichter und Epoche wie auch Sprache und Epoche immer zusammen gesehen werden mußten. Das eine schließt das andere nicht aus. Mit diesem Hinweis wurde auch die Frage nach der Autonomie von Dichtung, losgelöst aus der Umwelt, aus sich selbst entstehend und in sich selbst bestehend, berührt, die in den Einleitungsworten angeschnitten worden war. Sie kam im Verlauf der weiteren Diskussion allerdings nicht mehr in diesem Sinn zur Sprache.

Abgesehen davon, daß viele Dokumente von Hölderlin verlorengegangen sind, kann man auch das vorhandene Quellenmaterial nicht als objektive Aussagen werten. Zu diesem Quellenmaterial, das über Hölderlins Stellung zum Geschehen seiner Zeit etwas aussagt, kann man die Briefe, besonders aus der Tübinger Zeit, rechnen. Aber gerade diese Zeugnisse sind nicht rein objektiv, denn sie wurden aus politischen (Briefzensur) wie auch aus persönlichen Gründen (Haltung seiner Mutter gegenüber) getarnt. Oft wollte Hölderlin sich gar nicht klar ausdrücken. Ähnliches gilt – und dies betont Herr Minder ausdrücklich – als eine eigene Hypothese – von den großen Briefen, die vielleicht durch

seine Krankheit beeinflusst waren. Deshalb muß man als Forscher so konkret wie möglich an die vorhandenen Quellen herangehen, bevor sie spekulativ ausgewertet werden können.

Aus diesen Quellen geht, wenn auch oft verhüllt, Hölderlins Stellung zur französischen Revolution und deren Folgen hervor. Sie ist keine Einzelercheinung jener Zeit, sondern sie beherrschte das geistige Klima, auch in Frankreich. Für die anfängliche Begeisterung und die nachfolgende Enttäuschung war vor allem die allgemeine politische Entwicklung von Bonaparte zu Napoleon I. ausschlaggebend. Bonaparte hatte viele Züge, die die damalige Generation anzogen: er war überzeugter Rousseauist, betätigte sich sogar literarisch, schrieb Romane, was er in der Verbannung auf St. Helena wieder aufgriff; in all dem empfand er sehr romantisch. Auch zeigte er politische Qualitäten, die ausgesprochen positiv zu werten waren: er war ein strategisches Genie, dazu ein geschickter Verwaltungsmann, der mit diesen Eigenschaften die Revolution in Bahnen zu lenken verstand, die ihrem eigentlichen Sinn entsprachen. Und diese geniale Persönlichkeit entwickelte sich zum Militärdiktator und Usurpator, der versuchte, ganz Europa in seine Hand zu bekommen. Berühmte Persönlichkeiten der Zeit wie Frau de Staël oder Chateaubriand fanden Bonaparte ideal, aber sie wandten sich in dem Augenblick von ihm ab, als der militärische Diktator in den Vordergrund trat.

Auch bei Hölderlin rief diese Entwicklung Widerstand hervor. Seine Wendung zum Germanischen, Hesperischen und Nordischen und damit seine Betonung des deutschen Nationalbewußtseins hatte also ganz objektive Gründe, die von seinen Zeitgenossen ebenso gesehen wurden wie von ihm. So wie die anfängliche Revolutionsbegeisterung nicht nur auf weltfremder Schwärmerei beruhte, wie es manchmal gesehen wird, so war eben auch die spätere Ablehnung durch historische Tatsachen fundiert. Ob das revolutionäre Element auch noch nach 1800 gewirkt hat, ist dabei nicht sicher festzustellen, weil Hölderlin im eigenen Land viel Verwirrendes vorfand, das die Menschen bestimmte, und weil die Revolution selbst viel Verwirrendes, Diffuses hervorgebracht hatte. Außerdem ist Hölderlins Verhältnis zur Revolution im Verlauf der Hölderlinforschung, besonders im letzten Jahrhundert, nicht gründlich genug untersucht worden, weil die Literaturschreiber oft Beamte waren und als solche abhängig von dem, was eine Epoche als Norm empfindet, und so hat man bewußt Dinge übersehen, die auf Grund der Quellen klar auf der Hand liegen.

Wichtig bei Hölderlins Abwendung vom Revolutionsgedanken und Hinwendung zum deutschen Nationalbewußtsein ist, daß er nicht im Politischen stecken blieb, sondern diesen Gedanken ins Religiöse weitete (pietistische Einflüsse), wozu auch die Ausweitung in die idealistische Naturphilosophie (Zusammenhang Schelling und Hegel), ebenso in die Geschichtsmetaphysik wie auch in den Bereich des Mystischen gehörte.

Und damit eröffnet sich der zweite Aspekt der Diskussion dieses Vortrages: das Selbstverständnis des Dichters als Mittler zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, seine prophetische Sendung, so wie Hölderlin sie auffaßte. Es wurde die Parallele zu George gezogen, doch habe Hölderlin seine Sendung als Dichter besser verstanden, denn Georges Entwicklung erscheint sehr fraglich, eben weil er mit seiner Führeridee vollkommen von jeder realen politischen Situation absah. So konnte er die französische Literatur als didaktisch verwerfen und in Mallarmé keinen Dichter, sondern einen Literaten sehen. George war wohl ein großer Dichter, aber kein Prophet. Im Gegensatz zu Hölderlin hat er in Frankreich und England keinen Widerhall gefunden.

Im Schlußwort hob Herr Ziegler die Lebendigkeit der Diskussion hervor und drückte besonders seine Freude über die intensive Beteiligung der jüngeren Generation aus. Doch

sei es nicht Sinn einer Diskussion, bei der Fülle der angeschnittenen Probleme, diese lösen zu wollen, sondern sie sollten als Anregungen für den bei dieser Tagung eröffneten Themenkreis dienen.

Da der Vortrag über 'Hölderlins späteste Gedichte' erst am anderen Tag stattfand, stand dieser nicht mehr zur Diskussion.

Irmgard Schmidt-Sommer

VORSTAND DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

seit der Mitgliederversammlung 1965

*Präsident*

Oberbürgermeister Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Ulm

*Stellvertretender Präsident*

Bibliotheksdirektor Professor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart

*Die weiteren Vorstandsmitglieder*

Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Zürich

Professor Dr. *Paul Böckmann*, Köln

Professor Dr. *Bernhard Böschenstein*, Genf

Oberstudiendirektor Dr. *Walter Haußmann*, Stuttgart

*Beratender Ausschuß*

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen

Der Rektor der Universität Tübingen

Oberregierungsdirktor i. R. Dr. *Karl Amann*, Tübingen

Professor Dr. *Joseph-François Angelloz*, Straßburg

Dr. *Walter Bauer*, Fulda

Professor Dr. *Adolf Beck*, Hamburg

Professor Dr. *Pierre Bertaux*, Sèvres

Frau *Gertrud Böhm*, Hannover

Oberstudiendirektor Professor Dr. *Erich Haag*, Tübingen

*Michael Hamburger*, London

Professor Dr. *Uvo Hölscher*, Heidelberg

Buchdruckereibesitzer Professor *Carl Keidel*, Stuttgart

Professor Dr. *Alfred Kelletat*, Berlin

Professor Dr. *Lothar Kempfer*, Winterthur

Frau *Vilma Mönckeberg-Kollmar*, Hamburg

Dr. *Ludwig von Pigenot*, München

Professor *Herbert Post*, München

Professor Dr. *Wolfgang Schadewaldt*, Tübingen

Verlagsbuchhändler Dr. h. c. *Hans Georg Siebeck*, Tübingen

Professor Dr. *Emil Staiger*, Zürich

Professor Dr. *Erik Wolf*, Freiburg i. Br.

Museumsdirektor Dr. *Bernhard Zeller*, Marbach a. N.

*Geschäftsführer*

Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen

HÖLDERLIN-BIBLIOGRAPHIE 1962–1965<sup>1</sup>

VON

MARIA KOHLER

ABTEILUNG I: WERKE HÖLDERLINS

A. ERSTDRUCKE

2467. *Adolf Beck*. Der kranke Hölderlin an seine Schwester. Zwei unbekannte Briefe. – Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1963. S. 100–105.  
Ferner ein Brief *Ernst Zimmers* an die Mutter Hölderlins v. 22. Februar 1814.

B. GESAMTAUSGABEN

2468. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Württembergischen Kultministeriums hrsg. v. *Friedrich Beißner*. Kleine Stuttgarter Ausg.) – Stuttgart: Kohlhammer; Cotta.  
Bd 4. Der Tod des Empedokles. Aufsätze. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1962. 412 S. Bd 1–3, 5 u. 6 s. Nr. 2120; unveränd. fotomech. Nachdr. d. Bde 1 u. 2: 1961 u. 1964; dass. Bd 2–6: 1965.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik, 4, 1963, 294 (Bd 4).
2469. Dass. (Sonderausg. f. d. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.) – Stuttgart: Kohlhammer; Cotta.  
Bd 4. Der Tod des Empedokles. Aufsätze. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1962. 412 S. Bd 1–3, 5 u. 6 s. Nr. 2121; unveränd. fotomech. Nachdr. d. Bde 2 u. 5: 1965.
2470. Dass. (Ausg. f. d. Deutsche Demokratische Republik.) – Berlin: Rütten & Loening. Lizenz d. Verlage Kohlhammer und Cotta, Stuttgart.  
Bd 4. Der Tod des Empedokles. Aufsätze. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1962. 412 S. Bd 1–3, 5 u. 6 s. Nr. 2122.
2471. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. – Frankfurt a. M., Wien, Zürich: Büchergilde Gutenberg [1962]. 1343 S.  
Lizenz d. Insel-Verlags Frankfurt a. M.  
Enthält sämtliche Texte d. Bde 1–5 d. Kleinen Stuttgarter Ausg.; vgl. Nr. 2125 u. 2474.

<sup>1</sup> Die Numerierung schließt an die Bibliographie 1959–1961 im Hölderlin-Jahrbuch 1961/62 S. 305–349 an. Hinweise auf die Nummern 1–2466 beziehen sich auf die früher erschienenen Folgen: Hölderlin-Bibliographie 1938–1950 (Stuttgart 1953 = Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs H. 1); dass. 1951–1955 (Hölderlin-Jahrbuch 1955/56); dass. 1956–1958 (ebda 1958/60); dass. 1959–1961 (s. o.). – Ein \* bezeichnet Titel, die nach einer sekundären Quelle aufgenommen und im Hölderlin-Archiv noch nicht vorhanden sind. – Wir danken herzlich allen Autoren und Verlegern, die uns Belegexemplare zur Verfügung gestellt und Hinweise gegeben haben.

2472. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke. (Hrsg. v. *Paul Stapf*. [4. Aufl.]) – Berlin & Darmstadt: Tempel-Verl. (1963). 1146 S. (Tempel-Klassiker.)  
Frühere Aufl. s. Nr. 2123.
2473. Hölderlin. Sämtliche Werke. (Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftr. d. Württembergischen Kultministeriums hrsg. v. *Friedrich Beißner*. Große Stuttgarter Ausg.) [Unveränd. fotomech. Nachdr.] – Stuttgart: Kohlhammer; Cotta. 4<sup>o</sup>  
Bd 2. Gedichte nach 1800. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. Hälfte 1. Text; Hälfte 2. Lesarten und Erläuterungen. 1951 [!; vielm. 1964]. 1003 S.  
Bd 5. Übersetzungen. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1952 [!; vielm. 1964]. 547 S.  
Zuerst s. Nr. 1320.  
R: *Pierre Bertaux*: Erasmus. 15, 1962/63, 87–90 (Bd 4). – *Lothar Kempfer*: Sonntagspost. Jg 82. Winterthur, 5. Januar 1962 u. d. T.: Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe (Bd 4). – *V[ictor] Leemans*: Kultuurleven. 29, 1962, 385 f. (Bd 4). – *P[hilipp] M[arshall] Mitchell*: The Journal of English and Germanic Philology. 61, 1962, 697–699 (Bd 4). – *Ernst Müller*: Universitas. 17, 1962, 45–60 u. d. T.: Die reine Textgestalt Hölderlinscher Dichtung (zuvor 1961 s. Nr. 2124 R; Bd 1–5). – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung. 83, 1962, 321–327 (Bd 4, 6/2). – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 3, 1962, 111 f. (Bd 4). – *Emil Staiger*: Neue Zürcher Zeitung. 28. Februar 1962. Morgenausg. (Fernausg.: 1. März 1962. Bl. 16; Bd 3, 4, 6). – *H[elmut] Wodee*: Muttersprache. 72, 1962, 93 f. (Bd 3, 4). – s. a. Nr. 2592, 2623 (Bd 1, 2), 2727, 2730.
2474. Hölderlin. Sämtliche Werke. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. (5. bis 7. Taus.) – (Frankfurt a. M.): Insel-Verl. (1965). 1343 S.  
8.–15. Taus. (Leipzig): Insel-Verl. (1965). Nur f. d. Deutsche Demokratische Republik bestimmte Aufl. – 1. Aufl. 1961 s. Nr. 2125; vgl. auch Nr. 2471.  
R: *Günther Busch*: Deutsche Zeitung mit Wirtschaftszeitung. Köln-Stuttgart, 29. April 1962. – *Ulrich Gaier*: Germanistik. 4, 1963, 103. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 17, 1962, 290. – *Hans-Jürgen Seekamp*: Bremer Nachrichten. 21. Juli 1962 u. d. T.: Hölderlin mit neuen Lesarten. – ...: Bücherschiff. 13, 1963, Nr. 2, 11. – s. a. Nr. 2650, 2727.

### C. TEILAUSGABEN UND AUSZÜGE

2475. Friedrich Hölderlin. Werke in einem Band. Ausgew. u. m. e. Vorw. vers. v. *Fritz Usinger*. – Hamburg: Hoffmann & Campe [1962]. 472 S.  
Gedichte [Ausw.]; Hyperion oder der Eremit in Griechenland; Fragment von Hyperion (das „Thaliafragment“); Die metrische Fassung; Vorrede zu Hyperion; Der Tod des Empedokles (Der Frankfurter Plan; Erste Fassung); Empedokles auf dem Aetna (Der Entwurf; Der Ausführungsversuch); Antigonae des Sophokles (Übersetzung); Anmerkung zur Antigonae.  
Dass. (Ausw. u. Vorw. v. *Fritz Usinger*). – (Berlin): Volksverband d. Bücherfreunde [1964]. 475 S. (Klassiker Bibliothek der Welt.) Lizenz d. Verl. Hoffmann & Campe, Hamburg.  
R: *T. C. [d. i. Hinrich Seeba]*: Ost-West-Kurier. Jg 16. Frankfurt a. M., 3. September 1963. S. 7 u. d. T.: Der Kündler der Großen Natur.

2476. F. Hölderlin. Testi scelti per il corso di *G[iovanni] V[ittorio] Amoretti*. Anno Accademico 1963–1964. [Neuausg.] – Milano: La Goliardica (1963). 96 S. [Msch. schr. vervielf.]  
Gedichtausw.; Ausz. aus d. „Hyperion“; 1. Ausg. 1950 s. Nr. 92.
2477. Friedrich Hölderlin. Werke, Briefe, Dokumente. (Nach d. Text d. v. *Friedrich Beißner* besorgten Kleinen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Ausgew. sowie m. e. Nachw. u. Erläuterungen vers. v. *Pierre Bertaux*.) – München: Winkler-Verl. (1963). 863 S.  
Gedichte [Ausw.]; Hyperion oder der Eremit in Griechenland; Fragment von Hyperion; Der Tod des Empedokles [1., 2. u. 3. Fassung]; Aufsätze [Ausw.]; Übersetzungen: Chor aus der Antigonae, Die Trauerspiele des Sophokles [mit „Anmerkungen“], Pindar-Fragmente; Briefe [Ausw.]; Dokumente [Ausw.].  
Dass. (Sonderausg. f. d. Mitglieder d. Deutschen Bücherbundes.) – Stuttgart, Hamburg: Deutscher Bücherbund [1963]. 863 S. Lizenz d. Winkler-Verl. München.  
R: *Josef Bös*: Berichte und Informationen des Österreichischen Forschungsinstituts für Wirtschaft und Politik. Jg 18. Salzburg, 21. Juni 1963. S. 15. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 624.
2478. Hölderlins Werke in zwei Bänden. (Ausgew. u. eingel. v. *Herbert Greiner-Mai*.) – Weimar: Volksverl. 1963. (Bibliothek deutscher Klassiker.)  
Bd 1. Gedichte. 34, 319 S.  
Bd 2. Hyperion; Der Tod des Empedokles; Die Trauerspiele des Sophokles. 345 S.  
2. Aufl. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1965.  
R: *René Schwachhofer*: Neue Zeit. Berlin/Ost, 7. Juni 1963 u. d. T.: Unverstanden von den Zeitgenossen. Gedanken zum Werk Friedrich Hölderlins an seinem 120. Geburtstag.
2479. Hölderlins Verstummen. Selbstzeugnisse aus seinem Werk und der Bericht der Madame de S.... y. (Zus. gest. v. *Ferdinand Schmetz*.) – Frankfurt a. M. & Bern: Verl. Ars librorum, Gotthard de Beauclair [1964]. 21 S. 4<sup>o</sup> (Ars librorum Druck. 8.) S. 5–8 u. 19–21 Ausz. aus „Der Tod des Empedokles“ u. aus „Menons Klagen um Diotima“; S. 9–18 Ausz. aus *Moritz Hartmann*, Eine Vermutung.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 6, 1965, 627 f. – ...: Wandelhalle der Bücherfreunde. 7, 1965, H. 2, 53 f.

### D. EINZELAUSGABEN

#### a) Gedichte

2480. Friedrich Hölderlin. Der Rhein. – Bern: Alain Berlincourt (1962). 8 Bl. 2<sup>o</sup> (Privatdrucke d. Verlages Alain Berlincourt. 5.)
2481. (Friedrich) Hoelderlin. [Gedichte.] – Berlin 1962: Burgert [Handpresse]. 19 Bl. 4<sup>o</sup>
2482. Hoelderlin. Spaete Gedichte. – Berlin 1962: Burgert Handpresse. 7 Bl. 4<sup>o</sup>
2483. F. Hölderlin. Poesie con note a cura di *Sergio Lupi*. P. 1. 2. – Torino 1962–4. [Msch. schr. vervielf.]  
P. 1. Torino: Gheroni 1962. 52, LXIV S. (S. I–LX Erläuterungen.)  
P. 2. Torino: Lauri 1964. 42, LXXII S. (S. I–LXXII Erläuterungen.)
2484. Friedrich Hölderlin. Vier unvollendete Gesänge. [Mit 5 Holzschnitten hrsg. v. *Dietrich Eberhard Sattler*.] – [Lohfelden/C., Sörehof über Kassel: Selbstverl. d. Herausgebers 1962.] 15 Bl. 4<sup>o</sup> [Blockbuch.]

- Einst hab ich die Muse gefragt...; Wenn aber die Himmlischen...; Sonst nämlich, Vater Zeus...; Vom Abgrund nämlich...
2485. Friedrich Hölderlin. Gedichte. Ausgew. u. erl. v. *Ludwig Voit* u. *Michael Scherer*. (2. Aufl.) – München: Kösel-Verl. (1962). 157 S. (Dichtung im Unterricht. 1.) 1. Aufl. 1954 s. Nr. 1334.
2486. Friedrich Hölderlin. Gedichte. Ausw. u. Nachw. v. *Konrad Nussbächer*. – Stuttgart: Reclam (1963). 248 S. (Universal-Bibliothek. 6266–68.)
2487. Hölderlin. Gedichte. Ausw., (Zusammenstellung) u. Lithographien v. *Robert Wehrlin*. – Zürich: Arcade Presse (1963). 2<sup>o</sup> (Drucke der Arcade Presse Zürich. 4.) Drei Ausführungen: Vorzugsexemplare auf Echt-Japanpapier. Mappe 1. 16 Doppelbl.; Mappe 2 = 2. Folge d. Lithographien u. 11 Zustandsdrucke auf Japanpapier. 14 Doppelbl., 13 Einzelbl. – Exemplare auf handgeschöpftem englischem Büttenpapier. Mappe 1. 13 Doppelbl.; Mappe 2 = 2. Folge d. Lithographien auf Büttenpapier. 9 Doppelbl., 9 Einzelbl. – Exemplare auf handgeschöpftem englischem Büttenpapier. 13 Doppelbl. in Mappe.  
R: *Lothar Kempster*: Sonntagspost. Jg 83. Winterthur, 27. Dezember 1963. S. 2 u. d. T.: Eine Hölderlin-Mappe von Robert Wehrlin.
2488. Oden, Elegien, Gesänge von Hölderlin. Ausgew. v. *Friedrich Beißner*. [1.–10. Taus.] – (Frankfurt a. M.): Insel-Verl. (1964). 141 S. (Insel-Bücherei. 807.)
2489. Friedrich Hölderlin. Gedichte. (Hrsg. v. *Günter Mieth*.) – Leipzig: Reclam (1964). 205 S. (Reclams Universal-Bibliothek. 49.) S. 171–202 Anmerkungen, Nachwort.

#### b) Hyperion

2490. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Fragment von Hyperion. Hyperions Jugend. (Mit e. Nachw. v. *Bernhard Böschstein*.) – (Frankfurt a. M. & Hamburg:) Fischer Bücherei (1962). 186 S. (Die Fischer Bibliothek der Hundert Bücher. Exempla Classica. 54.)  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 4, 1963, 294 f.
2491. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Nachw. v. *Ernst von Reusner*. [Nachdr.] – Stuttgart: Reclam (1962). 174 S. (Universal-Bibliothek. 559/60.)  
Nachdr. d. Neuausg. 1961 s. Nr. 2134; weiterer Nachdr. 1965.
2492. Friedrich Hölderlin. Hyperion oder der Eremit von Griechenland. (Nachw. v. *Jochim Müller*.) – Weimar: Kiepenheuer 1963. 296 S. (Gustav-Kiepenheuer-Bücherei. 22.)

#### c) Empedokles

2493. Hölderlin. Der Tod des Empedokles. (Erste Fassung. Festgabe d. Offizin Chr. Scheufele in Stuttgart aus Anlaß ihres hundertfünfzigjährigen Bestehens. Nachw.: *Friedrich Beißner*.) – Stuttgart 1962: Scheufele. 106 S. 4<sup>o</sup>
2494. Friedrich Hölderlin. Der Tod des Empedokles. Trauerspiel. Nach den drei Fragmenten als Bühnenspiel – in zwei Akten –. Neu bearb. v. *Eberhard Gieseler* (als Gandersheimer Domfestspiel 1963). – (Bad Gandersheim 1963.) 34 Bl. 4<sup>o</sup> [Msch. schr. vervielf.]
2495. Friedrich Hölderlin. Empedokles. M. e. Einf. hrsg. v. *Friedrich Seebaß*. [Nachdr.] – Stuttgart: Reclam (1963). 138 S. (Universal-Bibliothek. 7500/00a.)  
Zuerst 1942 s. Nr. 116; Neuausg. 1960 s. Nr. 2135.

#### d) Philosophische Fragmente

Keine Einzelausgaben.

#### e) Übersetzungen

2496. Antigonae. Ein Trauerspiel des Sophokles von Friedrich Hölderlin. – [Hamburg:] Dt. Grammophon Ges. [1962]. 19 Bl. 2<sup>o</sup>  
Textbeig. zu: *Orff, Carl*: Antigonae. (Ein Trauerspiel des Sophokles von Friedrich Hölderlin. Regie: Carl Orff. Chor u. Mitglieder d. Sinfonie-Orchesters d. Bayerischen Rundfunks. Dirigent: Ferdinand Leitner. [3 Schallplatten.]) – [Hamburg:] Dt. Grammophon Ges. [1962]. (S. 3, 5, 7: *Schadewaldt, Wolfgang*: Zur Einführung [dt., engl., franz.]
2497. (*Bertolt Brecht*.) Die Antigone des Sophokles. Nach d. Hölderlinschen Übertragung f. d. Bühne bearb. Mitarb.: *Caspar Neber*. – In: *Brecht*: Die Antigone des Sophokles. Materialien zur 'Antigone'. 1965. S. 8–64 s. Nr. 2875.

#### f) Briefe

Keine Einzelausgaben.

#### g) Übersetzungen in fremde Sprachen

Englisch

- 2497a. *Burford, William*, and *Christopher Middleton*: The Poet's Vocation: Selections from letters of Hölderlin, Rimbaud & Hart Crane. Ed. & transl. ... with drawings by *Cyril Satorsky*. – (Austin, Texas:) The University of Texas [1962]. 71 S. (Tower Series. 7.)  
S. 9–31: The letters of Hölderlin. [Übers. v.] *Christopher Middleton*. Auszüge aus Briefen an Neuffer [StA VI Nr. 89, 136, 167, 183], an Ebel [StA VI Nr. 132], an den Bruder [StA VI Nr. 172], an die Mutter [StA VI Nr. 173, 238], an Susette Gontard [StA VI Nr. 182, 198], an Schütz [StA VI Nr. 203], an die Schwester [StA VI Nr. 228], an Böhlendorff [StA VI Nr. 236, 240].
2498. Alcaic Poems by Friedrich Hölderlin with Translations into English by *Elizabeth Henderson*. – London: Wolff 1962. VI, 57 S.  
Dt. u. engl.; auch New York: Ungar 1963; The Blind Poet auch: The Times Literary Supplement. Jg 61. London, 9. November 1962. S. 858.  
R: *Michael Hamburger*: German Life & Letters. 17, 1963/64, 150–152.
2499. Friedrich Hölderlin. Menschenbeifall. Men's Applause; An die Parzen. To the Parcae; Hälfte des Lebens. Half of Life. – In: *Kaufmann, Walter*: Twenty German Poets. A Bilingual Collection. Ed., Transl., and Introd. – New York: The Modern Library (Random House 1962). S. 55–61.  
R: *H. R. Hays*: The New York Times. Vol. 111. New York, 14. Oktober 1962 u. d. T.: Gloomy Clouds Over All.
2500. Friedrich Hölderlin. Jubilation; To the Fates; Love; Half of Life. – In: Immortal Lieder. 800 Years of German Poetry. Transl. by *E[mma] Louise Mally*. Luther, Goethe, Schiller, Hölderlin [u. a.]. (German Poetry Selection... by *Günther Deicke*. Ed. by *Marianne Dreyfuss*.) – Berlin: Seven Seas Publ. (1962). S. 82–86. Männerjubiläum; An die Parzen; Die Liebe; Hälfte des Lebens.

2501. Friedrich Hölderlin. Man. [Übers. v. *Karl W. Maurer.*] – Universitas. Quarterly English Language Edition. 5, 1962/63, 383 f.  
Der Mensch (Kaum sproßten...)
2502. Two Poems by Friedrich Hölderlin. Transl. by *K[arl] W. Maurer.* Hälfte des Lebens / The Middle of Life; An die Parzen / To the Fates. – Delta. Nr. 17, 1962, 18 f.  
Beide Übers. zuvor 1961 s. Nr. 2149; Hälfte des Lebens ferner: Universitas. Quarterly English Language Edition. 6, 1963/4, 48 u. d. T.: Half of Life; ferner: The Personalist. 45, 1964, 192.
- 2502a. Life Half Lived; To the Neckar. (From the German of Hölderlin.) – In: *Grigson, Geoffrey:* The Collected Poems. 1924–1962. – London: Phoenix House (1963). S. 129, 193 f.  
Hälfte des Lebens; Der Neckar. – Andere Fassung d. Übers. von „Hälfte des Lebens“ 1943 s. Nr. 153 u. 1953 s. Nr. 1352.
2503. (Hölderlin.) Poems before Madness. (Trans. *Michael Hamburger.*) – Stand. 6, 1963, No. 2, 30–38.  
Guter Rat [überarb.]; Advocatus diaboli [überarb.]; Die Vortrefflichen; Die beschreibende Poesie; Προς εαυτον; Der zürnende Dichter; Die Scherzhaften; Wurzel alles Übels [überarb.]; Vanini; Des Morgens; An die Deutschen [14 Strophen]; Empedokles; Geh unter, schöne Sonne...; Der Mutter Erde; Griechenland. Erste Fassung. – S. 38 Anmerkungen.
2504. Two poems by Friedrich Hölderlin, transl. by *Michael Hamburger.* – Germania. 2, 1963, No. 3, 20 f.  
Dt. u. engl.; Hälfte des Lebens [überarb.]; Dem Sonnengott.
2505. Friedrich Hölderlin. Translation by *Michael Hamburger.* – The Review. Nr. 5, 1963, 18–31.  
Rousseau; Der Prinzessin Auguste von Homburg; Heidelberg; Der Abschied. Zweite Fassung; Ihre Genesung (Sieh! dein Liebstes, Natur...); Die Liebe; Der blinde Sänger; Was ist der Menschen Leben?...; Auf falbem Laube...; Wenn nämlich der Rebe Saft...; Wenn aus der Ferne... – S. 30 f. Anmerkungen.
2506. Song of Destiny (Schicksalslied). Transl. by *David Johnson.* – Zu: *Brahms, Johannes:* Alto Rhapsody, Op. 53; Song of Destiny, Op. 54. Occidental College Concert Choir. Dir.: Howard Swan; Columbia Symphony Orchestra, conducted by Bruno Walter... – ([London:] Columbia Broadcasting System) 1963. Schallplatte  $\phi$  30 cm, 33 UpM (CBS. BRG 72 142.)
2507. Friedrich Hölderlin. Poem (You too wanted greater things,...). (Transl. by *K[arl] W. Maurer.*) – the fiddlehead. Nr. 55, 1963, 56.  
Lebenslauf (Größers wolltest auch du...); zuvor 1959 u. ö. s. Nr. 2142 u. 2149; ferner: Universitas. Quarterly English Language Edition. 7, 1964, 90.
2508. Sechs Hölderlin-Fragmente. Six Hölderlin Fragments. Transl. by *Elizabeth Mayer* and *Peter Pears.* – In: *Britten, Benjamin:* Sechs Hölderlin Fragmente. Six Hölderlin Fragments. Op. 61. Voice & Piano. – London, Paris, Bonn [usw.]: Boosey & Hawkes (1963). 4<sup>o</sup> Vor S. 1.  
Dt. u. engl.; Menschenbeifall; Die Heimat [2 Strophen]; Sokrates und Alcibiades; Die Jugend (Da ich ein Knabe war...); Hälfte des Lebens; An Zimmern. (Die Linien des Lebens...); vgl. Nr. 2746.
- 2508a. Friedrich Hölderlin. Hyperion's song of destiny; To the fates; Of a morning; Evening fantasy; Half of life; Bread and wine. – In: *Thomas, J[ohn] W[esley]:* German Verse from the 12th to the 20th Century in English Translation. – Chapel Hill: The Univ. of North Carolina Press (1963). S. 79–84. (University of North Carolina. Studies in the Germanic Languages and Literatures. 44.)  
Hyperions Schicksalslied; An die Parzen; Des Morgens; Abendphantasie; Hälfte des Lebens; Brot und Wein [v. 1–18].
2509. Friedrich Hölderlin. Hyperions Schicksalslied; An die Parzen; Sonnenuntergang; Die Kürze; Da ich ein Knabe war... [übers. v.] *Howard E. Hugo.* – In: *Burnshaw, Stanley:* The Poem Itself. (150 European poems transl. and analysed.) Ed., and with an introd. Ass. ed.: *Dudley Fitts, Henri Peyre, John Frederick Nims.* – (Harmondsworth, Middlesex; Ringwood, Victoria:) Penguin Books (1964). XLIII, 337 S. (Pelican Books. A 705; first publ. in the U.S.A. by Holt, Rinehart and Winston 1960.)  
Dt. u. engl.; „line-by-line“-Übersetzungen.
2510. Friedrich Hölderlin. Da ich ein Knabe war... While I was yet a boy... [übers. v.] *Philip Allan Friedman;* Menschenbeifall. The crowd's acclaim [übers. v.] *Martin Zwart;* Sokrates und Alcibiades. Socrates and Alcibiades [übers. v.] *Palmer Hilty;* Abendphantasie. Evening fancy [übers. v.] *W. Edward Brown;* Geh unter, schöne Sonne... Descend, beautiful sun... [übers. v.] *Philip Allan Friedman;* Hyperions Schicksalslied. Hyperion's song of fate [übers. v.] *Philip Allan Friedman;* An die Parzen. To the parcae [übers. v.] *Alexander [Gottfried Friedrich] Gode [-von Aesch];* Hälfte des Lebens. Half of life [übers. v.] *Willard R. Trask* [und] *Alexander [Gottfried Friedrich] Gode [-von Aesch];* Lebensalter. Age [übers. v.] *Willard R. Trask;* Das Angenehme dieser Welt... The pleasantness of life... [übers. v.] *Meno Spann;* Der Herbst [!; vielm. von Nietzsche]; Der Tod [!; vielm. von Klopstock]. – In: *Gode [-von Aesch], Alexander [Gottfried Friedrich],* and *Frederick Ungar:* Anthology of German Poetry Through the 19th Century. In English Translations with the German Originals. – New York: Ungar (1964). S. 1, 158–185.
2511. Friedrich Hölderlin. The Death of Empedocles. Third Version. Transl. by *Michael Hamburger.* – Quarterly Review of Literature. 13, 1964, 93–121.
2512. Griechenland – dritte Fassung, von Friedrich Hölderlin. Greece – third version, transl. by *Michael Hamburger.* – Germania. 3, 1964, No. 1, 16 f.  
Dt. u. engl.
2513. The Rhine. Dedicated to Isaak von Sinclair; Celebration of Peace; Patmos. Dedicated to the Duke of Homburg; Remembrance; Life's Age; Half of Life; „Negative Capability“ (Bloedigheid); Ganymede; Mnemosyne. Übers. v. *Cyrus Hamlin.* – [New Haven/Conn. 1964.] 20 Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.]
2514. Johann Christian Friedrich Hölderlin. Memories. Transl. by *Vernon Watkins;* Patmos. Transl. by *R[ichard] F[rancis] C[arrington] Hull.* – In: *Fremantle, Anne:* The Protestant Mystics, sel. and ed., with an introd. by *W[ystan] H[ugh] Auden.* – London: Weidenfeld & Nicolson (1964). XI, 396 S.  
Zuvor 1960 s. Nr. 2146.
2515. To the Fates; Bread and Wine [v. 1–18]; The Middle of Life. (Übers. v. *Michael Hamburger.*) – In: *Hamburger:* Dank und Antwort. 1965. S. 85–87 s. Nr. 2892.  
The Middle of Life s. a. Nr. 2504.
2516. Chiron. [Übers. v.] *Cyrus Hamlin.* – [Bebenhausen] 1965. 2 Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.]

2517. Friedrich Hölderlin. Abendphantasie. Evening Fantasy. Transl. by *K[arl] W. Maurer*. – Creative Campus. [9,] 1965, 32 f.  
Engl. zuvor 1961 s. Nr. 2149.
2518. Home. Brevity. By Friedrich Hölderlin. Transl. from the German by *K[arl] W. Maurer*. – The Personalist. 46, 1965, 38 u. 64.  
Die Heimat [2 Strophen]; Die Kürze. – Zuvor 1961 s. Nr. 2149.
2519. Near is the Almighty. By Friedrich Hölderlin. Transl. from the German by *K[arl] W. Maurer*. – The Personalist. 46, 1965, 319.  
Patmos. Dem Landgrafen von Homburg, v. 1–15; zuvor 1961 s. Nr. 2149.
2520. Hyperion or The Hermit in Greece. Friedrich Hölderlin. Transl. by *Willard R. Trask*. With a Foreword by *Alexander [Gottfried Friedrich] Gode – von Aesch.* – New York: Ungar (1965). 173 S.  
Vorwort S. 7–17; Auszüge aus der Übersetzung zuvor 1959 s. Nr. 2143.
- Französisch
2521. Frédéric Hölderlin. (An die Mutter. Homburg v. d. Höhe, 18. Juni 1799 [StA Bd 6 Nr. 180, Ausz.]) – In: *Auclair, Marcelle*: Lettres à leurs Mères. – Paris: La Table Ronde (1962). S. 69–71.
2522. Hölderlin à Hegel (10. Juli 1794; 26. Januar 1795; 25. November 1795; 24. Oktober 1796; 20. November 1796 [StA Bd 6 Nr. 84, 94, 107, 127, 128]). – In: *Hegel, (G[eorg] W[ilhelm] F[riedrich])*: Correspondance. 1. 1785–1812. Trad. de l'allemand par *Jean Carrère*. Texte établi par *Johannes Hoffmeister*. – [Paris:] Gallimard (1962). S. 15–17, 23–25, 37, 43–45, 46 f.  
Enthält ferner die Briefe Hegels an Hölderlin, die Briefe über Hölderlin aus Hegels Korrespondenz und Hegels Gedicht „Eleusis. An Hölderlin“ in französischer Übersetzung.  
R: ...: Les Lettres Françaises. A. 22. Paris, 22. März 1962 u. d. T.: Portrait d'un Philosophe.
2523. Retour (Heimkunft). Trad. par *Michel Deguy*; Comme au jour de fête (Wie wenn am Feiertage...). Trad. par *Michel Deguy* et *François Fédiér*; Souvenir (Andenken). Trad. par *Jean Launay*. – In: *Heidegger, Martin*: Approche de Hölderlin (Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung [franz.]). 1962. S. 9–15, 65–67, 102–104 s. Nr. 2585.  
Retour (Heimkunft) zuvor 1961 s. Nr. 2155.
2524. Hölderlin et Jean-Jacques. – Les Lettres Françaises. A. 23. Paris, 3. Januar 1963.  
Rousseau [übers. v. *Geneviève Bianquis*].
2525. Poèmes de Hölderlin, trad. par *André du Bouchet*. [Neue verm. Ausg.] – [Paris:] Mercure de France (1963). 59 S.  
Friedensfeier; Mnemosyne. 3. Fassung; Was ist der Menschen Leben?...; Lebensalter; Griechenland. 1. Fassung; Und mitzufühlen das Leben...; In lieblicher Bläue...; Der Ister. – 1. Ausg. s. Nr. 2154; Der Ister auch: Mercure de France. 347, 1963, 193–195.  
R: *Pierre Bertaux*: Mercure de France. 350, 1964, 503–506 u. d. T.: Traductions de Hölderlin. – *André Miguel*: La nouvelle Revue Française. 12, 1964, 151 f.
2526. *Pierre Jean Jouve*. Poèmes de la folie de Hölderlin, avec la collaboration de *Pierre Klossowski*. Avant-propos par *Bernard Groethuysen*. [Neuausg.] – [Paris:] Gallimard (1963). 159 S.

1. Ausg. Paris: Fourcade 1930.  
R: *Gilbert Schnyder*: Journal de Genève. 8. Juni 1963 u. d. T.: Dans la nuit de Hoelderlin. – *Joseph Terdjian*: La Table Ronde. 16, 1963, No. 188, 134 f. – ...: Les Lettres Françaises. A. 23. Paris, 9. Mai 1963.
2527. Hölderlin. (Plans et ébauches, fait par: *Michel Deguy, François Fédiér, Gofredo Iommi, Henri Tronquoy*.) = Revue de Poésie. Avril–Juin 1964. 48 S.  
Dt. u. franz.; Pläne und Bruchstücke nach d. Ausg.: Hölderlin. Sämtliche Werke. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1961. S. 447–465 s. Nr. 2125 u. 2474.
2528. Hölderlin. La Mort d'Empédocle. (Premier Etat. Trad. de *Robert Rovini*.) – Cahiers du Sud. 51, 1964, No. 378–379, 51–59.
2529. Hoelderlin. – (Montpellier:) L[es] E[ditions] O (1964). 18 Bl. (Oeuvres. 1.)  
Der Mensch (Kaum sproßten...); An eine Rose; Palinodie; Empedokles; Achill (Ausz.); Auszüge aus verschiedenen Gedichten. – Übers. nicht zu ermitteln.
2530. (Hölderlin.) Esprit du calme... (Trad. par *André du Bouchet*.) – Mercure de France. 354, 1965, 262–265.  
Versöhnender, der du nimmergegläubt...  
2531. Hölderlin. Poèmes. Texte allemand et trad. par *Jean-Pierre Faye*. – (Paris:) G(uy) L(évis) M(ano 1965). 79 S.  
Menons Klagen um Diotima; Brot und Wein; Hälfte des Lebens; Am Quell der Donau; Der Einzige. 3. Fassung; Der Einzige. 1. Fassung v. 83–105; Die Titanen; Wenn aber die Himmlischen...; Bruchstück 12: Palingenesie; Bruchstück 26: Aber die Sprache...; Wenn aus der Ferne...; An Zimmern (Die Linien des Lebens...).
2532. Hölderlin. Remarques sur Oedipe / Remarques sur Antigone, précédé de „Hölderlin et Sophocle“ par *Jean Beaufret*. Trad. et notes par *François Fédiér*. – ([Paris:] Union Générale d'Éditions 1965.) 189 S. (Bibliothèque 10/18. 263.)  
S. 7–42: *Beaufret*: Hölderlin et Sophocle; S. 89–93: Choeur de l'Antigone de Sophocle Vers 944–987 [franz.], et dans la traduction de Hölderlin [franz.]: Acte IV, Scène 1; S. 95–129: Lettres de Hölderlin (1801–1804) [dt. u. franz.]; S. 131–156: *Fédiér*: Hölderlin en fuite; S. 157–187: Notes.  
R: *Raymond Bellour*: Les Lettres Françaises. A. 25. Paris, 11. November 1965 u. d. T.: Hölderlin et Sophocle. – *Philippe Jaccottet*: Gazette de Lausanne. 13./14. November 1965. Gazette littéraire, u. d. T.: À propos de Hölderlin.
2533. Hölderlin. Hypérior ou l'hermite de Grèce. Trad. de *Philippe Jaccottet*. – [Paris:] Mercure de France 1965. 204 S.
2534. (Hölderlin.) Odes (introd. et trad. par *Philippe Jaccottet*). – Le nouveau Commerce. 6, 1965, 93–105.  
Buonaparte; Empedokles; Heidelberg; An eine Fürstin von Dessau; Mein Eigentum.
2535. Trois textes de Hölderlin „relatifs à Hypérior“. (Trad. de l'allemand par *Philippe Jaccottet*.) – La nouvelle Revue Française. 13, 1965, 767–774.  
Italienisch
2536. Friedrich Hölderlin. Poesie. Trad. e saggio introd. di *Giorgio Vigolo*. [Neuausg.] – (Torino:) Einaudi 1963. LXXI, 220 S. (Nuova Universale Einaudi. 33.)  
1., zweisprach. Ausg. 1958 s. Nr. 1830; „Patmos“ auch in: *Aneschi, Luciano*: Lirici nuovi. Antologia. 2<sup>a</sup> ed. con una nuova premessa e aggiornamenti bibliografici. – (Milano:) Mursia (1964). S. 311–317.  
R: *Silvio Bertocci*: Il Popolo. Roma, 4. Dezember 1963 u. d. T.: Il furore di Hölderlin. – *Luciano Zagari*: studi germanici. 2, 1964, No. 2, 132–143.

2537. Friedrich Hölderlin. Ermunterung [2. Fassung]. Incoraggiamento [überarb.]; Dichtermut. Coraggio di poeta [überarb.]; Der gefesselte Strom. Il fiume incatenato [überarb.]; Abbitte. Ammenda; Hälfte des Lebens. Metà della vita. – In: *Pocar, Ervino*: Poesia tedesca. Trad. con testo a fronte. – [Milano:] Mondadori (1964). S. 39–55.  
Frühere Übers. v. Ermunterung, Dichtermut, Der gefesselte Strom 1951 s. Nr. 1364a.
2538. Hölderlin. Die Unsterblichkeit der Seele [v. 1–12]. L'immortalità dell'anima; Abbitte. Domanda di perdono; An die Parzen. Alle Parche; Da ich ein Knabe war... Quand'ero un fanciullo...; Hyperions Schicksalslied. Il canto del Destino; An die Hoffnung. Alla speranza; Der Archipelagus. L'Arcipelago; Andenken [v. 1–36]. Ricordo. – In: *Valeri, Diego*: Lirici tedeschi. (2<sup>a</sup> ed.) – [Milano:] Mondadori (1964). S. 83–135. (Lo Specchio. I poeti del nostro tempo.)  
Dt. u. ital.; 1. Aufl. 1959 s. Nr. 2159.
2539. (Friedensfeier, übers. v. *Giuseppe Bevilacqua*.) – In: *Bevilacqua*: Studi di letteratura tedesca. 1965. S. 108–113 s. Nr. 2866.
2540. L'arcipelago e altre poesie di Friedrich Hölderlin con testo a fronte, introd. e versioni di *Alberto Guareschi*. – Parma: Guanda (1965). 178 S. (Piccola Fenice. 27.)
2541. Da ich ein Knabe war...; Quand'ero fanciullo... ([Übers. v.] *Sergio Lupi*.) – In: *Lupi*: Hölderlin e il mito del paradiso. 1965. S. 169–171 s. Nr. 2906.
2542. Traduzione La festa della pace. (Von *Luciano Zagari*.) – In: *Zagari*: Studi di letteratura tedesca dell'Ottocento. 1965. S. 36–39 s. Nr. 2927.  
Zuvor 1960 s. Nr. 2162.
- Polnisch
2543. Fryderyk Hölderlin. Poezje wybrane. Przel. i wstępem poprzedził *Mieczysław Jastrun*. – (Warszawa:) Państwowy Inst. Wydawniczy (1964). 193 S.  
Ausgew. Gedichte. Übers. u. m. e. Vorw. vers. v. ...  
R: *Jan Chodera*: Germanistik. 6, 1965, 627.
- Schwedisch
2544. Friedrich Hölderlin. Abbitte. Bön om tillgift [übers. v.] *Bertil Malmberg*. Avbön [übers. v.] *Erik Blomberg*; Da ich ein Knabe war... Barndomen [bzw.] Ungdomen [3 Fassungen, übers. v.] *Bertil Malmberg*; Sonnenuntergang. Solnedgång [übers. v.] *Bertil Malmberg*. Solnedgång [übers. v.] *Elof Hellquist*; Geh unter, schöne Sonne... Afton [2 Fassungen, übers. v.] *Bertil Malmberg*; Hyperions Schicksalslied. Hyperions ödessång [3 Fassungen, übers. v.] *Bertil Malmberg*; Hälfte des Lebens. Hälften av livet [2 Fassungen, übers. v.] *Bertil Malmberg*; So [!; vielm. Sonst] nämlich, Vater Zeus... Så nämligen, fader Zeus [übers. v.] *Bertil Malmberg*. – In: *Axelsson, Rune*: Studien an Hand von Bertil Malmbergs Übersetzungen deutscher Lyrik von Hölderlin bis Hesse. 1964. Bl. 61–71 s. Nr. 2756.  
Dt. u. schwed.; frühere Drucke von Malmbergs Übersetzungen s. Nr. 270, 272, 276, 1371, 1375; von Blombergs Übersetzung s. Nr. 265, 2167; von Hellquists Übersetzung: Ord och Bild. 37, 1928, 328.
- Slowakisch
2545. Hölderlin. Láska. Prel. *Július Lenko*. – In: *Víno milencov*. (Zo starej svetovej ľúbostnej poézie vybral a usporiadal *Ivan Kupec*. (Druhé vydanie.)) – ([Bratislava:] Slovenský spisovateľ 1964.) S. 246 f.  
Die Liebe. – Aus der alten weltlichen Liebesdichtung ausgew. u. hrsg. v. ... 2. Aufl.; 1. Aufl. 1959 s. Nr. 2170.

## Spanisch

2546. Pertenece a los niños la belleza...; Ya lo agradable de este mundo...; Fantasía de la Tarde; Hiperión a Belarmino [und Auszüge aus andern Gedichten]. – In: *Basave Fernández del Valle, Agustín*: El Romanticismo Alemán. 1964. S. 132, 154 f., 157–160 u. ö. s. Nr. 2758.  
Auf den Tod eines Kindes; Das Angenehme dieser Welt...; Abendphantasie; Hyperion oder der Eremit in Griechenland 1. Bd, 1. Buch, 2. Brief.

## Ungarisch

2547. Johann Christian Friedrich Hölderlin. A németekhez [Gesang des Deutschen]. *Rónay György* ford.; Reggel [Des Morgens]. *Szabó Lőrinc* ford.; Menon panasza Diotimáért. (Részletek) [Menons Klagen um Diotima, Auszüge]. *Károlyi Amy és Radnóti Miklós* ford.; Az éj [Brot und Wein v. 1–18]. *Nemes Nagy Ágnes* ford.; Ének az emberi sorsról [Hyperions Schicksalslied]. *Képes Géza* ford.; A párkákhöz [An die Parzen]. *Szabó Lőrinc* ford.; A Rajna [Der Rhein]. *Keresztury Dezső* ford.; Búcsúnk után, ha néha a messziből... [Wenn aus der Ferne...]. *Jánosy István* ford.; Az élet felén [Hälfte des Lebens]. *Képes Géza* ford.; Az élet dele [Hälfte des Lebens]. *Rónay György* ford.; Az élet fele [Hälfte des Lebens]. *Keresztury Dezső* ford. – In: (*Keresztury, Dezső*): Német költők antológiája. (Válogatta, szerkesztette és az előszót írta... A válogatást *Vajda György Mihály* lektorálta. Ford.: *Arany János, Áprily Lajos* [u. a.]) – Budapest: Móra Ferenc Könyvkiadó 1963. S. 419–440.  
Anthologie deutscher Dichter. – Frühere Drucke einzelner Übersetzungen vgl. Nr. 2175 u. ö.; S. 568 f.: *Herwegh, Georg*: Hölderlin [ungar.]; vgl. Nr. 2548.
2548. Friedrich Hölderlin. Az éj. – In: *Nemes Nagy, Ágnes*: Vándorévek [Wanderjahre]. – Budapest: Magvető Könyvkiadó 1964. S. 151.  
Brot und Wein v. 1–18. – Zuvor 1959 s. Nr. 2175; S. 152: *Herwegh, Georg*: Hölderlin [ungar.]; beides auch in Nr. 2547.

## ABTEILUNG II: LITERATUR ÜBER HÖLDERLIN

1962

2549. *Ackermann, Ernst Wilhelm*: Ex voto. Deo Reduci. 1962 s. Nr. 2625.
2550. *Anderle, Martin*: Das gefährdete Idyll. (Hölderlin, Trakl, Celan.) – The German Quarterly. 35, 1962, 455–463.
2551. *Asai, Masao*: Gete to Helderlin. – Gete-Nenkan. 4, 1962, 42–53.  
Goethe und Hölderlin. – Japanisch, mit dt. Zusammenfassung.
2552. *Becher, Johannes R[obert]*: Über Literatur und Kunst. – Berlin: Aufbau-Verl. 1962. XXXV, 927 S.  
S. 865–868: Friedrich Hölderlin [frühere Drucke s. Nr. 2280]; Hölderlin ferner S. 868–871 (Auszüge aus „Verteidigung der Poesie“ u. „Macht der Poesie“) u. ö.
2553. *Beck, Adolf*: Aus dem Freundeskreise Hölderlins nach 1800. – In: In libro humanitas. Festschrift für Wilhelm Hoffmann zum sechzigsten Geburtstag, 21. April 1961. (Hrsg. v. *Ewald Lissberger, Theodor Pfizer, Bernhard Zeller*.) – Stuttgart: Klett-Verl. 1962. S. 315–335.

2554. *Benn, M[aurice] B.*: Hölderlin and Pindar. – 's-Gravenhage: Mouton 1962. 162 S. (Anglica Germanica. 4.) Zugleich London, Phil. Diss.  
R: *Emmon W[erner] Bach*: The German Quarterly. 37, 1964, 271 f. – *A[ugust] Closs*: German Life & Letters. 17, 1963/4, 149 f. – *U[rich] G[aijer]*: Philological Quarterly. 43, 1964, 492. – *Eudo C[olecestra] Mason*: AUMLA. 20, 1963, 393–395. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 4, 1963, 284. – *Felix M. Wassermann*: Books Abroad. 37, 1963, 332. – *Vladimir Zernin*: Comparative Literature. 17, 1965, 177–182.
2555. *Benn, M[aurice] B.*: Hölderlin's Optimism. A Reply to Dr L. J. Ryan. – German Life & Letters. 15, 1961/62, 189–193.  
Zu *Ryan*, Hölderlin's tragic drama. 1961 s. Nr. 2439.
2556. Bericht. Über die Jahresversammlung (der Hölderlin-Gesellschaft) in Tübingen 26.–28. Mai 1961. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 287–304 s. Nr. 2588.
2557. *Berkovskij, N[aum]*: Fridrich Gel'derlin. – Voprosy Literaturny. 6, 1962, H. 1, 132–164.
2558. *Bertaux, Pierre*: Quelques aspects de Hölderlin. – Etudes Germaniques. 17, 1962, 274–279.  
Zu *Beißner*, Hölderlin. Reden und Aufsätze. 1961 s. Nr. 2379; *Walser*, Hölderlins „Archipelagus“. 1962 s. Nr. 2648; *Laplanche*, Hölderlin et la question du père. 1961 s. Nr. 2418.
2559. *Biemel, Walter*: Hölderlin: El Único – Der Einzige. – Convivium. No. 13/14, 1962, 3–19; S. 19–25 Abdr. d. 3 Fassungen d. Gedichts.
2560. *Binder, W[olfgang]*: Ergänzende Bemerkungen zu Kirchners Wiederherstellung der Ode 'Der Frieden'. 1962 s. Nr. 2596.
2561. *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Deutung des Menschen. (Festvortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 26. Mai 1961 in Tübingen.) – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 1–19 s. Nr. 2588.
2562. *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Namenssymbolik. Martin Heidegger in dankbarer Verehrung gewidmet. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 95–204 s. Nr. 2588.
2563. *Bobrowski, Johannes*: Schattenland Ströme. Gedichte. – Stuttgart: Deutsche Verl.-Anst. (1962). 90 S.  
Ostdt. Ausg. Berlin: Union Verl. (1963). 92 S.  
S. 44: Hölderlin in Tübingen; auch: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 273 s. Nr. 2588.  
R: *Walter Helmut Fritz*: Neue Deutsche Hefte. 9, 1962, H. 89, 127 f.
2564. *Böckmann, Paul*: Literarische Renaissancen. – Akzente. 9, 1962, 86–95.  
Hölderlin S. 86, 87, 91 f., 93 f.
2565. *Böckmann, Paul*: Das „Späte“ in Hölderlins Spätlyrik. (Vortrag, geh. bei d. Tagung d. internationalen Germanistenvereinigung in Kopenhagen, August 1960.) – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 205–221 s. Nr. 2588.
2566. *Brandt, Jørgen Gustava*: Digternes digter. Friedrich Hölderlin og digtningens vaesen. – Berlingske Tidende. København, 27. April 1962. Kronik.
2567. *Buddeberg, Else*: Hölderlins Begriff der „Receptivität des Stoffs“. – Germanisch-Romanische Monatsschrift. 43, 1962, 170–193.
2568. *Char, René*: Pour un Prométhée saxifrage. Für einen Steinbrech-Prometheus. Dt. v. *Franz Wurm*. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 274 f. s. Nr. 2588.  
Auch in: *Char*: Gedichte, Schriften zur bildenden Kunst [franz. u. dt.]. Mit Photos u. Faksimiles. (Berechtigte Übertr. aus d. Französischen v. *Greta Wolfer-Rau* u. *Franz Wurm*.) – Zürich: Verl. d. Arche (1963). S. 34 f.
2569. *Closs, A[ugust]*: The Genius of the German Lyric. An Historical Survey of its Formal and Metaphysical Values. (Second Ed. rev. and enl.) – London: The Cresset Press 1962. XXIII, 387 S.  
Hölderlin S. 197–204 u. ö. – 1. Ausg. 1938 s. Nr. 306.
2570. *Cornelissen, Maria*: Das Salamis-Fragment des 'Hyperion'. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 222–231 s. Nr. 2588.
2571. *Dallmayr, Horst*: Die Sieben Leuchter. Eine Reise in die Apokalypse. – Köln & Olten: Hegner (1962). 255 S.  
Hölderlin S. 35–37, 38 f., 114–116, 121–125 u. ö.
2572. *Deguy, Michel*: Sur le commentaire heideggerien de Hölderlin. – Tel quel. No. 8, 1962, 57–65.
2573. *Döhl, Friedhelm*: Hölderlin und die Musik. – Neue Zeitschrift für Musik. 123, 1962, 543–548.  
Ohne Abschn. 3: Zur Vertonung von Texten Hölderlins; auch: Musik im Unterricht. Ausg. B. 54, 1963, 76–82; vollst. s. Nr. 2391.
2574. *Drewsen, Eva*: Hölderlins 'Friedensfeier'. En kritisk fremstilling af de forskellige fortolkninger. – [København 1962.] VIII, 183 gez. Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.] København, Phil. Fak., Mag.-Arb. 1962.  
Eine kritische Darstellung der verschiedenen Deutungen.
2575. *Eppelsheimer, R[udolf Bernhard]*: Hyperions 'Schicksalslied' im Gegensatz zu Hyperions Schicksal. Eine Kontextstudie. – Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 199, 1962, 34–39.
2576. *Freyse, Renate*: Eine exemplarische „Antigonae“. – Neue Zeitschrift für Musik. 123, 1962, 573–575.  
Zu d. Schallplattenaufnahme Carl Orff, Antigonae. 1962 vgl. Nr. 2496.
2577. *Gärtner, O[tto]*: Die Tragödie als religiöse Botschaft. Ein neuer Maßstab: Sophokles' „Antigone“ in der Hersfelder Inszenierung von Pelos Katselis. – Wetterauer Zeitung. Bad Nauheim, 10. Juli 1962.  
Zur Aufführung von Hölderlins Übersetzung anlässlich der Festspiele Bad Hersfeld 1962.
2578. *Gaijer, Ulrich*: Der gesetzliche Kalkül. Hölderlins Dichtungslehre. – Tübingen: Niemeyer 1962. XIV, 359 S. (Hermaea. N. F. 14.) Zugl. Tübingen, Phil. Diss. 1962.  
R: *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 19, 1964, 53. – *Hermann Mörchen*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 10, 1963, Nr. 2, 45 f. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 297. – *ders.*: The Journal of English and Germanic Philology. 63, 1964, 570–573. – Selbstanzeige: Philological Quarterly. 43, 1964, 492 f.
2579. *Geerds, H[ans] J[ürgen]*: Zu Hölderlins Gedicht „Hälfte des Lebens“. – Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. 11, 1962. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. Nr. 5/6, 339–343.  
Auch: Der Greifen-Almanach auf das Jahr 1964. S. 319–333.
2580. *Gründer, Karlfried*: M. Heideggers Wissenschaftskritik in ihren geschichtlichen Zusammenhängen. (Vortrag.) – Archiv für Philosophie. 11, 1961/62, 312–335.  
Hölderlin S. 326–328 u. ö.

2581. *Gundolf* [d. i. *Gundelfinger*], *Friedrich*: Dem lebendigen Geist. Aus Reden, Aufsätzen u. Büchern ausgew. v. *Dorothea Berger* u. *Marga Frank*. M. e. Vorw. v. *Erich Berger*. – Heidelberg-Darmstadt: L. Schneider 1962. 288 S. (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. 27.)  
S. 25–40: Hölderlins Archipelagus; zuerst 1911; weitere Drucke s. Nr. 2400.  
R: *Horst Rüdiger*: Stuttgarter Zeitung. 24. Dezember 1962.
2582. *Hallier, Jean-Edern*: Descendance Hölderlinienne. – Tel quel. No. 10, 1962, 73–75.
2583. *Hamlin, Cyrus*: Romantic Studies of Greek Tragedy: Towards a Critical Evaluation of the Classical Tradition. P. 1. – (New Haven) 1962. XIV, 539 gez. Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.vervielf.] New Haven, Yale Univ., Doct. Diss. 1962.  
Über Hölderlin Bl. 421–508 u. ö.
2584. *Hausmann, Manfred*: Unendliches Gedicht. Bemerkungen anlässlich der Lyrik Theodor Storms. – Mainz: Verl. d. Akademie d. Wissenschaften u. d. Literatur; Wiesbaden: Steiner in Komm. 1962. S. 21–43. (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen d. Klasse d. Literatur. Jg 1962. Nr. 2.)  
S. 23–25 über „Hälfte des Lebens“; Hölderlin ferner S. 25 f., 27.
2585. *Heidegger, Martin*: Approche de Hölderlin (Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung [franz.]). Trad. de l'allemand par *Henry Corbin*, *Michel Deguy*, *François Fédiér* et *Jean Launay*. – [Paris:] Gallimard (1962). 194 S. (Classiques de la Philosophie.)  
Dt. Ausg. s. Nr. 1399; 3. [gegenüber d. 2. unveränd.] Aufl. 1963. – „Retour“ zuvor 1961 s. Nr. 2404; „Hölderlin et l'essence de la poésie“ zuvor 1938 u. ö. s. Nr. 318.  
R: *H[enri] Bernard-Maitre*: Revue de Synthèse. 3<sup>ème</sup> Sér. 85, 1964, No. 33–34, 153–155. – *Luc Desalmand*: Tribune de Genève. 1<sup>ère</sup> éd. 29. Dezember 1962. – s. a. Nr. 2572, 2580, 2620, 2621, 2651, 2655, 2677, 2717, 2726, 2870.
2586. *Heidegger, Martin*: Chemins qui ne mènent nulle part. Holzwege [franz.]. Trad. de l'allemand par *Wolfgang Brokmeier* et éd. par *François Fédiér*. – [Paris:] Gallimard (1962). 313 S. (Classiques de la Philosophie.)  
S. 220–261: Pourquoi des poètes? [Wozu Dichter?, franz.]; dt. Text 1950 u. ö. s. Nr. 1466; 4. Aufl. 1963.  
R: *H[enri] Bernard-Maitre*: Revue de Synthèse. 3<sup>ème</sup> Sér. 85, 1964, No. 33–34, 153–155. – *Luc Desalmand*: Tribune de Genève. 1<sup>ère</sup> éd. 29. Dezember 1962. – *Robert Kanters*: Le Figaro Littéraire. Paris, 31. März 1962.
2587. *Hildebrandt, Kurt*: Ein Weg zur Philosophie. – Bonn: Bouvier 1962. 147 S.  
S. 79–86: Der Gipfel in Herder, Goethe, Hölderlin.
2588. Hölderlin-Jahrbuch. Begr. v. *Friedrich Beißner* u. *Paul Kluckhohn*. Im Auftr. d. Hölderlin-Gesellschaft hrsg. v. *Wolfgang Binder* u. *Alfred Kelleat*. Bd 12. 1961/62. – Tübingen: Mohr (Siebeck) (1963). 349 S.  
S. 1–19: *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Deutung des Menschen; S. 20–41: *Ryan, Lawrence*: Hölderlins Dichtungsbegriff; S. 42–67: *Kirchner, Werner*: Hölderlins Entwurf 'Die Völker schwiegen, schlummerten'; S. 67–73: *Binder, W.*: Ergänzende Bemerkungen zu Kirchners Wiederherstellung der Ode 'Der Frieden'; S. 74–94: *Kirchner, Werner*: Hölderlin und das Meer; S. 95–204: *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Namenssymbolik; S. 205–221: *Böckmann, Paul*: Das „Späte“ in Hölderlins Spätlyrik; S. 222–231: *Cornelissen, Maria*: Das Salamis-Fragment des 'Hyperion'; S. 232–241: *Rosteutscher, Joachim*: Niobe; S. 242–249: *Oehler, Ilva*: Die schweizerische Publizistik zur Zeit des Friedens von Lunéville; S. 250–262: *Requadt, Paul*: Hölderlin im Vormärz. Über Ernst Wilhelm Ackermann; S. 263–267: Drei Briefe
- Emil Petzolds* an Norbert von Hellingrath. Mitget. v. *Eduard Lachmann*; S. 268–272: *Kelleat, Alfred*: Werner Kirchner zum Gedächtnis; zwischen S. 272 u. 273: *Henze, Hans Werner*: Hölderlin: 'Ehmals und jetzt' [Vertonung]; S. 273: *Bobrowski, Johannes*: Hölderlin in Tübingen; S. 274 f.: *Char, René*: Pour un Prométhée saxifrage. Für einen Steinbrech-Prometheus. Dt. v. *Franz Wurm*; S. 276 f.: *Beißner, Friedrich*: Hölderlin. Reden und Aufsätze. 1961 [bespr. d.] *E. L. Stahl*; S. 277–281: *Cornelissen, Maria*: Hölderlins Ode 'Chiron'. 1958 [bespr. d.] *Lawrence Ryan*; S. 281–283: *Rumpf, Horst*: Die Deutung der Christusgestalt bei dem späten Hölderlin. 1958 [bespr. d.] *Lawrence Ryan*; S. 284–286: *Häussermann, Ulrich*: Friedensfeier. 1959; *ders.*: Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 1961 [bespr. d.] *Lawrence Ryan*; S. 287–304: Bericht. Über die Jahresversammlung in Tübingen 26.–28. Mai 1961 (S. 287–295: *Pfizer, Theodor*: Ansprache; S. 298–304: *Malsch, Wilfried*: Bericht über die Diskussion der Vorträge); S. 305–349: *Kohler, Maria*: Hölderlin-Bibliographie 1959–1961; Beil. lose: Der Frieden. Faks. d. Handschrift Stgt. I 39 S. 6 u. 14.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 625 f.
2589. *Jocums, George*: Das Hoelderlinbild der Jahre 1956–1960. – Pittsburgh [Penns.] 1962. 59 Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.] Pittsburgh, Duquesne Univ., M. A. Thesis 1962.
2590. *Kaiser, Joachim*: Der erstarrte Odipus. Rudolf Noelte inszeniert Hölderlins Sophokles-Übertragung im Münchner Residenztheater. – Süddeutsche Zeitung. München, 22. Oktober 1962.  
Zur Aufführung am 20. Oktober 1962.
2591. *Kelleat, Alfred*: Werner Kirchner zum Gedächtnis. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 268–272 s. Nr. 2588.
2592. *Kerényi, Karl*: Randbemerkungen zur neuen Hölderlin-Literatur. – Die Tat. Zürich, 13. Januar 1962.  
Zu: Hölderlin. Sämtliche Werke. (... Grosse Stuttgarter Ausg.) Bd 4. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1961 s. Nr. 2124 u. 2473; *Delorme*, Hölderlin et la Révolution française. 1959 s. Nr. 2197; *Bröcker*, Hölderlins Friedensfeier entstehungsgeschichtlich erklärt. 1960 s. Nr. 2284; Hölderlin-Jahrbuch. Bd 11. 1958–60 s. Nr. 2301; Hölderlin. Versek – Levelek – Hüperión – Empedoklész [ungar.]. Ford. *Bernáth István* [u. a.]. 1961 s. Nr. 2176.
2593. *Kerkhoff, Emmy L[ouise]*: Kleine deutsche Stilistik. – Bern & München: Francke (1962). 119 S. (Dalp-Taschenbücher. 364.)  
S. 102–114: Friedrich Hölderlin, „Hälfte des Lebens“; ausführlicher zuerst 1951 s. Nr. 1409.
2594. *Kiaulehn, Wálther*: Das eingemauerte Griechenvolk. „Odipus“-Premiere im Residenztheater. – Münchner Merkur. 22. Oktober 1962.  
Zur Aufführung von Hölderlins Übersetzung in München am 20. Oktober 1962.
2595. *Kirchner, Werner †*: Hölderlin und das Meer. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 74–94 s. Nr. 2588.
2596. *Kirchner, Werner †*: Hölderlins Entwurf 'Die Völker schwiegen, schlummerten'. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 42–67 s. Nr. 2588.  
Dazu S. 67–73: *Binder, W[olfgang]*: Ergänzende Bemerkungen zu Kirchners Wiederherstellung der Ode 'Der Frieden'; ferner Faksimile der Handschrift 'Der Frieden' Stgt. I 39 S. 6 u. 14.

2597. *Kodama, Akito*: Hölderlin no Herakles-Zō. (Über Hölderlins „Herakles“-Bild.) – Hokkaidō Daigaku. Gaikokugo-Gaikokugobungaku-Kenkyū. 10, 1962, 9–19. Japanisch.
2598. *Kodama, A(kito)*: Hölderlin no Nacht, Wildnis ni-tsuite. (Über die Bilder „Nacht“ und „Wildnis“ in Hölderlins Dichtung.) – Doitsu Bungaku. 28, 1962, 79–87. Japanisch, mit dt. Zusammenfassung.
2599. *Kobler, Maria*: Hölderlin-Bibliographie 1959–1961. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 305–349 s. Nr. 2588.
2600. *Kraft, Werner*: Zu Hölderlins „Friedensfeier“. – Neue Zürcher Zeitung. 22. April 1962. Osterausg. Bl. 4 (Fernausg. ebda). Auch in: *Kraft*: Augenblicke der Dichtung. 1964 s. Nr. 2806.
2601. *Kraft, Werner*: Der Nahe. Zu Klopstocks „Frühlingsfeier“. – Neue Zürcher Zeitung. 11. März 1962. Sonntagsausg. Bl. 5 (Fernausg.: 10. März 1962. Bl. 23). Auch zu „Patmos“; auch in: *Kraft*: Augenblicke der Dichtung. 1964 s. Nr. 2806.
2602. *Kraft, Werner*: Die Wolken. – Merkur. 16, 1962, 331–349. S. 334–336 über Gedichte Hölderlins; auch in: *Kraft*: Augenblicke der Dichtung. 1964 s. Nr. 2806.
2603. *Laurien, Hanna-Renate*: „Dichterberuf“ von Friedrich Hölderlin. – Wort und Antwort. 3, 1962, 30–33.
2604. *Lohrer, Liselotte*: Hölderlin-Ausgabe und Hölderlin-Archiv. Entstehung und Geschichte. – In: In libro humanitas. Festschrift für Wilhelm Hoffmann zum sechzigsten Geburtstag, 21. April 1961. (Hrsg. v. *Ewald Lissberger, Theodor Pfizer, Bernhard Zeller*.) – Stuttgart: Klett-Verl. 1962. S. 289–314.  
R: ...: Castrum Peregrini. [14,] 1964, H. 64, 41 f.
2605. *Lysohorsky, Ondra* [d. i. *Erwin Goy*]: Korom, te légy a mérce. (Transl. [aus d. Lachischen] *Monoszóló M[acke] Dezső* [d. i. *Dezső Macke*].) – Bratislava: Szlovákiai Szépirodalmi Könyvkiadó; Slovenské vydavateľ'stvo krásnej literatúry 1962. 207 S.  
Mein Jahrhundert, sei du das Maß [Gedichte]; S. 162: Hölderlin [ungar.]; Originaltext s. Nr. 2100; vgl. Nr. 2330, 2703, 2813.
2606. (*Malsch, Wilfried*): Bericht über die Diskussion der Vorträge [anlässlich der Jahresversammlung 1961 der Hölderlin-Gesellschaft]. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 298–304 s. Nr. 2588.
2607. *Michaelis, Rolf*: Der Dramatiker Hölderlin. Neue Bühnenbearbeitung des „Empedokles“ in Tübingen. – Stuttgarter Zeitung. 22. Mai 1962.  
Zur Aufführung durch das Landestheater Württemberg-Hohenzollern am 17. Mai 1962.
2608. *Middleton, Christopher*: torse 3. Poems 1949–1961. – (London:) Longmans (1962). 82 S.  
S. 64: Thinking of Hölderlin. (Hills near Heidelberg); mit dt. Übers. v. *Joachim Uhlmann* auch in: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.
2609. *Müller, Ernst*: Die Abschiedsreden des Empedokles. Aufführung des Hölderlinschen Trauerspiels „Der Tod des Empedokles“ im Landestheater. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 19. Mai 1962.  
Zur Aufführung durch das Landestheater Württemberg-Hohenzollern am 17. Mai 1962.
2610. *Müller, Günther*: Geschichte der deutschen Seele. Vom Faustbuch zu Goethes Faust. (2., unveränd. Aufl. Fotomech. Nachdr. d. 1. Aufl., Freiburg i.Br. 1939.) – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1962. 494 S.  
Sonderausg., mit Genehmigung d. Verl. Herder, Freiburg i.Br.  
Hölderlin S. 392–404 u. ö.; 1. Aufl. s. Nr. 394.
2611. *Oehler, Ilva*: Der Dichter und sein Werkzeug. Hölderlins Hauptwiler Schreibpapier. – Recklinghäuser Zeitung. 12. Januar 1962.  
Auch: Marler Zeitung. 13. Januar 1962.
2612. *Oehler, Ilva*: Die schweizerische Publizistik zur Zeit des Friedens von Lunéville. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 242–249 s. Nr. 2588.
2613. *Otto, Walter F[riedrich]*: Mythos und Welt. (Hrsg. v. *Kurt von Fritz*. Textrev. u. Bearb. d. Anhangs bes. v. *Egidius Schmalzriedt*.) – Stuttgart: Klett (1962). 317 S. (= *Otto*, Nachgelassene Schriften. Bd 2.)  
S. 96–117: Hölderlin und die Griechen [zuerst 1949 s. Nr. 1221]; S. 118–145: Hölderlin [Neufassung u. d. T.: Der griechische Göttermythos bei Goethe und Hölderlin 1939 u. 1955 s. Nr. 396 u. 1768]; S. 146–148: Hölderlin und das Göttliche [Ausz. aus: Der griechische Göttermythos bei Goethe und Hölderlin; zuerst 1957 s. Nr. 2040].  
R: *Philip Merlan*: Gymnasium. 70, 1963, 424–429.
2614. *Ouboter, C.*: Poëzie-puur en poëzie-soda. – ontmoeting. 15, 1962, 238–249.  
S. 243 zu „Das Angenehme dieser Welt...“; dazu Berichtigung ebda S. 287 u. d. T.: Correctie bij een gedicht van Hölderlin.
2615. *Pellegrini, Alessandro*: Hölderlin in Italia. – Il Veltro. 6, 1962, 203–212.
2616. *Pellegrini, Alessandro*: Dalla „Sensibilità“ al Nichilismo. – (Milano:) Feltrinelli (1962). 433 S.  
S. 131–184: „Hyperion“ e la crisi della classicità tedesca.
2617. *Petzold, Emil*. – Drei Briefe Emil Petzolds an Norbert von Hellingrath. Mitget. v. *Eduard Lachmann*. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 263–267 s. Nr. 2588.
2618. (*Pfizer, Theodor*): Ansprache bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen 1961.) – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 287–295 s. Nr. 2588.
2619. *Picard, Hans Rudolph*: La poesía del Romanticismo alemán. (Dimensiones metafísicas de la poesía alemana del Romanticismo.) – Convivium. No. 13–14, 1962, 49–68.  
S. 62–65 u. ö. zu „Mnemosyne“ 3. Fassung v. 1–17.
2620. *Pitte, Frederick P. Van De*: The Role of Hölderlin in the Philosophy of Heidegger. – The Personalist. 43, 1962, 168–179.
2621. *Presas, Mario A.*: Sobre la interpretación heideggeriana de la poesía. – Revista de Filosofía. 11, 1962, 66–87.  
S. 74–76, 79–85 u. ö. zu den Hölderlin-Interpretationen von Martin Heidegger.
2622. *Protasova, K[lavdijja] S.*: Fridrich Gel'derlin, ego vremja, žisn' i tvorčestvo. – Moskovskij Gosudarstvennyj Pedagogičeskij Institut. Učenyje Zapiski. Zarubežnaja Literatura. [Nr. 180,] 1962, 3–227.  
Friedrich Hölderlin, seine Zeit, sein Leben und sein Schaffen.
2623. *Pyritz, Hans*: Schriften zur deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. v. *Ilse Pyritz*. – Köln, Graz: Böhlau 1962. 228 S.  
S. 158–191: Der Hölderlin-Text. Zu Beißners Edition und zum Neudruck der Propyläen-Ausgabe [zuerst 1943 s. Nr. 22 R u. 23 R]; S. 192–218: Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe [zuerst 1953 s. Nr. 1589].

2624. *Reinhardt, Karl*: Die Krise des Helden und andere Beiträge zur Literatur und Geistesgeschichte. – (München:) Deutscher Taschenbuch Verl. (1962). 180 S. (Deutscher Taschenbuch Verlag. 93.)  
S. 89–106: Hölderlin und Sophokles; frühere Drucke s. Nr. 2345.
2625. *Requadt, Paul*: Hölderlin im Vormärz. Über Ernst Wilhelm Ackermann (1821–1846). – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 250–262 s. Nr. 2588.  
S. 257–261: *Ackermann, Ernst Wilhelm*: Ex voto. Deo Reduci [Auszüge aus einem Gedicht mit ausführlichen Erwähnungen Hölderlins; vollst. Text in: *Ackermann*: Aus dem poetischen Nachlasse m. e. Vorw. v. *Ernst Raupach*. Hrsg. v. Vater des Verewigten. – Leipzig: Reichenbach 1848. S. 121–128].
2626. *Rónay, György*: A Magyar Hölderlin. – Nagyvilág. 7, 1962, 109–116.  
Zu: Hölderlin. Versek – Levelek – Hüperión – Empedoklész. 1961 s. Nr. 2176.
2627. *Rosenzweig, Franz*: Hegel und der Staat. Ursprünglich in 2 Bdn. Neudr. d. Ausg. 1920. – Aalen: Scientia Verl. 1962.  
Bd 1. Lebensstationen. (1770–1806.) XVI, 252 S. Über Hölderlin S. 65–69, 93–97 u. ö.
2628. *Ross, Werner*: Segnende Blitze. – Neue Zürcher Zeitung. 24. Mai 1962. Abendausg. Bl. 1 u. 3.  
U. a. zu „Wie wenn am Feiertage...“
2629. *Rosteutscher, Joachim [Heinz Wilhelm]*: Hölderlin, der Kündler der großen Natur. – Bern & München: Francke (1962). 179 S.  
R: *Emmon [Werner] Bach*: The Germanic Review. 39, 1964, 238–240. – *M[aurice] B. Benn*: German Life & Letters. 17, 1963/4, 152 f. – *Hans Esser*: Leuvense Bijdragen. Bijblad. 52, 1963, 43–45. – *[Heinz] H[elmer]k[ing]*: Neue Zürcher Zeitung. 25. November 1962 [Fernausg.: 24. November 1962]. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 17, 1962, 366 u. d. T.: Zu einer Deutung von Hölderlins Weltbild. – *Ernst Loeb*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 56, 1964, 111–113. – *P[hilipp] M[arshall] Mitchell*: Modern Language Notes. 79, 1964, 467–469. – *Hermann Mörchen*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Vereins. 10, 1963, Nr. 2, 45 f. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 4, 1963, 307 f. – *ders.*: AUMLA. 20, 1963, 391–393. – *ders.*: Modern Philology. 63, 1965/66, 79–81. – *T. C. [d. i. Hinrich Seeba]*: Ost-West-Kurier. Jg 16. Frankfurt a. M., 3. September 1963. – *Felix M. Wassermann*: Books Abroad. 38, 1964, 43 f. – *Luciano Zagari*: studi germanici. 2, 1964, No. 2, 132–143. – ....: Bücherschiß. 13, 1963, Nr. 2, 12. – s. a. Nr. 2727.
2630. *Rosteutscher, Joachim [Heinz Wilhelm]*: Niobe. – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 232–241 s. Nr. 2588.
2631. *Rühmkorf, Peter*: Kunststücke. Fünfzig Gedichte nebst einer Anleitung zum Widerspruch. – (Reinbek bei Hamburg:) Rowohlt (1962). 133 S. (Rowohlt Paperback. 15.)  
4.–5. u. 6.–7. Taus. 1963; S. 79–81: Variation auf „Gesang des Deutschen“ von Friedrich Hölderlin; auch in: *Rotermund, Erwin*: Gegengesänge. Lyrische Parodien vom Mittelalter bis zur Gegenwart, ausgew. u. eingel. – München: Eidos Verl. (1964). S. 246–248; vgl. ferner Nr. 2930.
2632. *Ryan, Lawrence [J.]*: Hölderlins prophetische Dichtung. – Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 6, 1962, 194–228.
- Zugrunde liegt ein Vortrag, geh. am 27. Juni 1961 vor d. Württembergischen Bibliotheksgesellschaft in Stuttgart.
2633. *Ryan, Lawrence [J.]*: Hölderlins Dichtungsbegriff. (Vortrag, geh. am 27. Mai 1961 auf d. Tagung d. Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen; wiederholt im Sommersem. 1961 an d. Universitäten Freiburg/Br., München u. Münster.) – Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 20–41 s. Nr. 2588.  
Vgl. den gleichzeitig entstandenen Vortrag Nr. 2632.
2634. *Ryan, Lawrence [J.]*: Friedrich Hölderlin. – Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchh. 1962. VIII, 89 S. (Sammlung Metzler. Realienbücher für Germanisten. Abt. D.: Literaturgeschichte. 20.)  
R: *Gonthier-Louis Fink*: Germanistik. 4, 1963, 308 f. – *Hajo Jappe*: Duitse Kroniek. 17, 1965, 77–79.
2635. *Schär, Esther*: Friedrich Hölderlins „Lebensalter“. – Schweizer Monatshefte. 42, 1962/63, 497–511.
2636. *Schilling, Friedrich*: „Und gieß aus goldner Schale den frohen Opferwein!“ Aus Friedrich Hölderlins fränkischer Zeit. – Coburger Tageblatt. 22. September 1962. (= *Schilling*, Coburg im Gespräch der Wissenschaft. [22.]
2637. *Schöll, Friedrich*: Heimkehr Gottes in seine Wirklichkeit. Die Wesenseinheit von Gott, Natur und Mensch. – (Erbstetten/Donau: Selbstverl. Schöll 1962.) 224 S. Hölderlin S. 146–158 u. ö.
2638. *Schottmann, Hans-Heinrich*: Metapher und Vergleich in der Sprache Friedrich Hölderlins. 2. Aufl. – Bonn: Bouvier 1962. 350 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft. 14.)  
Zuerst 1959 s. Nr. 2258.  
R: *(Ulrich) G(aier)*: Philological Quarterly. 43, 1964, 494.
2639. *Schröder, Hartwig*: Beziehungen zwischen quantitativen Stilmerkmalen und Intelligenz und Charakter. – Muttersprache. 72, 1962, 205–220.  
Untersucht u. a. an Hölderlins „Hyperion“.
2640. *Schulz, Ruth-Eva*: Der Fürst des Fests. Bemerkungen zu Hölderlins Hymne „Friedensfeier“. – Sinn und Form. 14, 1962, 187–213.
2641. *Seidenfaden, Theodor*: Wunder im Maß. Gebete. – (Dülmen (Westf.): A. Lauermannsche Verlagsdruckerei 1962.) 8 Bl. (Der Vier Groschen Bogen. Blätter f. zeitgenössische Literatur. Sonderausg. 1.)  
2. Aufl. 1963; Bl. 7: Gebet an Hölderlin [Gedicht]; zuerst 1959 s. Nr. 2261.
2642. *Siewerth, Gustav*: Philosophie der Sprache. – Einsiedeln: Johannes Verl. (1962). 159 S. (Horizonte. 9.)  
S. 139–145 zu „Andenken“.
2643. *Silz, Walter*: Hölderlin's Ode Heidelberg. – The Germanic Review. 37, 1962, 153–160.
2644. *Szondi, Peter*: Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft. – Die Neue Rundschau. 73, 1962, 146–165.  
S. 151–160 zu „Friedensfeier“.  
Auch in: Universitätstage 1962. Veröffentlichung der Freien Universität Berlin [21]: Wissenschaft und Verantwortung. 1962. S. 73–91.
2645. *Tecchi, Bonaventura*: Erinnerung an Tübingen. 1962 s. Nr. 2844.
2646. Verzeichnis der Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft. Stand vom 30. 11. 1962. – (Tübingen:) Hölderlin-Gesellschaft 1962. 35 S.

2647. *Wagner, Fritz*: Herders Homerbild, seine Wurzeln und Wirkungen. – Köln [1962]: (Photostelle d. Universität.) 346 S. Köln, Phil. Diss. 1962. S. 302–317: Herder und Hölderlin.
2648. *Wälsler, Jürg Peter*: Hölderlins Archipelagus. – Zürich (& Freiburg i. Br.): Atlantis Verl. (1962). 236 S. (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. 18.)  
R: *Derek Van Abbé*: The Modern Language Review. 58, 1963, 291 f. – *Emmon [Werner] Bach*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 56, 1964, 38–41. – *O[tto] B[asler]*: National-Zeitung. Basel, 28. Mai 1962. – *Pierre Bertaux*: Erasmus. 15, 1963, 744–746. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 4, 1963, 313 f. – *ders.*: Modern Philology. 62, 1964/5, 366 f. – ...: Bücherschiff. 13, 1963, Nr. 2, 12. – s. a. Nr. 2558.
2649. *Watkins, Vernon*: Affinities. Poems. – London: Faber & Faber (1962). 99 S. S. 48: To Hölderlin [zuerst 1949 s. Nr. 1239; auch in: *Leff, Angela*: The impact of German poetry on English literary thought in the twentieth century: An attempt to assess the poetry of Goethe, Hoelderlin, Rilke and George in relation to the critical work of T. S. Eliot, J. Middleton Murry, Herbert Read, Stephen Spender and other writers. – Manchester, Victoria Univ., Thesis 1951. Bl. 85 f.; ferner mit Übers. ins Deutsche v. *Joachim Uhlmann* in: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798]; S. 55–64: The Childhood of Hölderlin [frühere Drucke s. Nr. 2272].
2650. *W[e]b[er, Werner]*: Zu Ilions Wald. Beim Lesen in der neuen Insel-Ausgabe von Hölderlins Sämtlichen Werken. – Neue Zürcher Zeitung. 6. Januar 1962. Morgenausg. (Fernausg.: 7. Januar 1962. Bl. 7). Zu Nr. 2125; vgl. Nr. 2474.
2651. *Will, Frederic*: Heidegger and the Gods of Poetry. – The Personalist. 43, 1962, 157–167. Hölderlin S. 157–161, 162 f.
- \* 2652. *Yamada, Sugio*: Helderlin no Diotima-Zō. „Diotima“ kara „Menons Klagen um Diotima“ e. – Kanazawa Daigaku. Hōbungakubu. Kanazawa-Daigaku-Hōbungakubu-Ronshu. Bungakuhen. 10, 1962, 54–65. Hölderlins Diotimabild. Von „Diotima“ zu „Menons Klagen um Diotima“.
- 1963
2653. *Akiyama, Takuya*: Patmos-Oboegaki. Robert Stoll no Interpretation o megutte. – Osaka-Ongakudaigaku-Kenkyū-Kiyō. 3, 1963, 21–29. Bemerkungen zu Patmos. Zu Robert Stolls Interpretation. Japanisch.
2654. *Amoretti, G[iovanni] V[ittorio]*: Hölderlin. Appunti alle lezioni a cura di *V[incento [Maria] Villa*. [Neuausg.] – Milano: La Goliardica (1963). 167 S. [Msch.schr.vervielf.] 1. Ausg. 1951 s. Nr. 1380.
- \* 2655. *Astrada, Carlos*: Ensayos filosóficos. – Bahia Blanca: Universidad Nacional del Sur, Departamento de Humanidades 1963. 320 S. S. 293–302: El humanismo de Hölderlin. (Un paralelo con Heidegger.)
2656. *Beißner, Friedrich*: Hölderlin heute. Der lange Weg des Dichters zu seinem Ruhm. Ein Vortrag (geh. am 22. April 1963 in Rom, wiederholt in Stuttgart, Düsseldorf, Remscheid und Iserlohn). – Stuttgart: Kohlhammer (1963). 48 S.  
R: *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 19, 1964, 220. – *M[aya] L[euthe]*: Badische Zeitung. Markgräfler Nachrichten. Müllheim/Baden, 5. August 1964. – *W[illi] R[eich]*: Neue Zürcher Zeitung. 30. April 1964. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 6, 1965, 101 f. – *Luciano Zagari*: studi germanici. 2, 1964, No. 2, 132–143. – ...: Reutlinger General-Anzeiger. 12. Februar 1964.
2657. *Bennett, W.*: German Verse in Classical Metres. – The Hague: Mouton 1963. 315 S. (Anglica Germanica. 6.) Hölderlin passim.  
R: *Ernst Feise*: The Germanic Review. 39, 1964, 150–152.
2658. *Bezruč, Petr* ([d. i.] *Vladimír Vašek*): Schlesische Lieder (Slezské písně [Ausz., dt.]). In d. Nachdichtung v. *Rudolf Fuchs*. – Berlin: Aufbau-Verl. 1963. 129 S. S. 112: Hölderlin am Neckar [Hölderlin nad Neckarem, dt.]. Nachdichtung v. *Wilhelm Tkaczyk*. – Tschech. u. dt. auch in: *Mühlberger, Josef*: Linde und Mohn. 100 Gedichte aus 100 Jahren tschechischer Lyrik. Übertr., eingel. u. erl. – Nürnberg: Glock & Lutz (1964). S. 81 u. 145. Frühere Drucke u. Übers. s. Nr. 1442, 1853.
2659. *Blum, E[rnst]*: Lebenskrise und Bilanz des alternden Menschen. – Der Psychologe. 15, 1963, 333–337. Zu „Höhere Menschheit“.
2660. *Bobrowski, Johannes*: Schattenland Ströme. Gedichte. 1963 s. Nr. 2563.
2661. *Böckmann, Paul*: Eighteenth century German hymnic verse. – In: Reality and creative vision in German lyrical poetry. Ed. by *A[ugust] Closs*. Proceedings of the Fifteenth Symposium of the Colston Research Society... 1963. – London: Butterworths 1963. S. 121–135. S. 122 f., 126, 128–134 über Gedichte Hölderlins; ferner über Gedichte Neuffers, Stäudlins u. a. – Gek. Übers. d. Vorw. „Der hymnische Stil in der deutschen Lyrik des 18. Jahrhunderts“ zu: *Böckmann*: Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. 1965. S. 3–23 s. Nr. 2871.
2662. *Bravetta, Vittorio Emanuele*: „Scardanelli“. La tragica maschera di Friederich Hölderlin. – Messagero Veneto-Udine. Udine, 5. September 1963. U. d. T.: Parentali postumi di un grande quanto sfortunato genio: Friedrich Hölderlin auch: Gazzetta Padana. Ferrara, 10. September 1963.
2663. *Brenning, Gerda*: Erläuterungen zu Friedrich Hölderlins Hyperion unter Berücksichtigung der frühen Fassungen. – Hollfeld/Obfr.: Bange [1963]. 192 S. (Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 260/261/262.) Neuauf. 1963.
2664. *Bröcker, Walter*: Das was kommt gesehen von Nietzsche und Hölderlin. – (Pfuldingen:) Neske (1963). 53 S. (Opuscula aus Wissenschaft und Dichtung. 10.) S. 29–54: Die Auferstehung der mythischen Welt in der Dichtung Hölderlins; zuerst 1955 s. Nr. 1724.
2665. *Celan, Paul*: Die Niemandrose [Gedichte]. – (Frankfurt a. M.): S. Fischer 1963. 94 S. 4.–6. Taus. 1964; S. 24: Tübingen, Jänner [Gedicht an Hölderlin]; zuerst: Die

- Neue Rundschau. 74, 1963, 56 f.; auch: Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 79 s. Nr. 2799.
- R: *Hans E[gon] Holthusen*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt a. M., 2. Mai 1964 u. d. T.: Das verzweifte Gedicht.
2666. *Char, René*: Pour un Prométhée saxifrage. En touchant la main éolienne de Hölderlin. Einem Steinbrech-Prometheus. Hölderlins äolische Hand berührend. 1963 s. Nr. 2568.
2667. *Decker-Hauff, Hansmartin*: Die Ahnen Friedrich Hölderlins. Überlegungen zur bevorstehenden Publikation von † Hanns Wolfgang Rath's „Ahnengeschichte Hölderlins“. – Genealogie. 12, 1963, Bd 6, 401–405.
2668. *Deguy, Michel*: Un exemple de la difficulté de traduire. – La nouvelle Revue Française. 11, 1963, 1135–1139.  
Zu „An Landauer“ v. 5–8.
2669. *Fischer, E[ugen] Kurt*: Friedrich Hölderlin. Eine Betrachtung. [1.] Der Dichter und wir. 2. Der Dichter und seine Heimat. 3. Der einsame Dichter. – Baden-Württemberg. Jg 1963, H. 10, 33–35; H. 11, 53–55; H. 12, 31–33.
2670. *Fischer, Eugen Kurt*: Wege zu Hölderlin. Interpretationen im Wandel der Zeit. – Stuttgarter Nachrichten. 8. Juni 1963.  
Anlässlich des Erscheinens d. Sammlung 'Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert'. 1961 s. Nr. 2409.
2671. *Fischer, Kuno*: Hegels Leben, Werke und Lehre. T. 1. (3., unveränd. Aufl. Mit Genehmigung d. Universitätsverl. Carl Winter, Heidelberg, hrsg. photomech. Nachdr. d. 2. Aufl. 1911 (= Bd 8 T. 1 d. Geschichte d. neuern Philosophie). – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1963. XX, 576 S.  
Hölderlin S. 12–16, 35–42 u. ö. – 1. Aufl. 1901.
2672. *Garber, Frederick M(eyer)*: The Sense of Hierarchy: A Study of Wordsworth and Hölderlin. – o. O. 1963. V, 217 Bl. [Microfilm.] New Haven/Conn., Yale Univ., Phil. Diss. 1963.
2673. *Grack, Günther*: Hölderlin auf der Bühne. Wolfgang Kühne inszenierte „Empedokles“ im Schiller-Theater. – Der Tagesspiegel. Berlin/West, 12. Mai 1963.  
Zur Aufführung in Berlin am 10. Mai 1963.
2674. *Günther, Joachim*: Der Dichter des Empedokles. Die achte Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Berlin. – Der Tagesspiegel. Berlin/West, 11. Juni 1963.
2675. *Haering, Theodor L[orenz]*: Hegel, sein Wollen und sein Werk. Eine chronologische Entwicklungsgeschichte d. Gedanken u. d. Sprache Hegels. Bd 1. Neudr. d. Ausg. Leipzig 1929. – Aalen: Scientia Verl. 1963. XXIV, 785 S.  
Hölderlin S. 36–59, 303–305, 470–476 u. ö.
2676. *Harppecht, Klaus*: Klage über Nürtingen. Der Glaskubus im Neckartal. – Der Monat. 15, 1963, H. 173, 31–39; S. 39–41: Nachwort eines Redakteurs.  
S. 33, 34 f., 36 f., 38, 39 über Hölderlin.
2677. *Harries, Karsten*: Heidegger and Hölderlin: The Limits of Language. – The Personalist. 44, 1963, 5–23.
2678. *Hartmann, Hans*: Nietzsche devant les grands poètes allemands. (Trad.) – La Revue des Lettres Modernes. [9,] 1962/63, No. 76–77, 5–16.  
S. 10–12: Nietzsche et Hoelderlin; zuvor in: Nietzsche. 1844–1900. Études et Témoignages du Cinquantenaire par *Geneviève Bianquis, Georges Codino* [u. a.] – Paris: Flinker 1950. S. 189–200.
2679. *Hauswald, Günter*: Antigonae. Orffs kultisches Theater auf Platten. – Musica. 17, 1963. Beil. Phonoprisma. Jg 6, S. 29–32.  
Zu: Orff, Carl: Antigonae. Ein Trauerspiel des Sophokles von Friedrich Hölderlin. [3 Schallplatten.] 1962 vgl. Nr. 2496.
2680. *Heidegger, Martin*: „... Poeticamente habita el hombre...“ („... Dichterisch wohnt der Mensch...“). Trad. inédita de *Ruth Fischer de Walker*. – Humboldt. 4, 1963, Nr. 14, 29–36.  
Zuerst 1960 s. Nr. 2207; dt. Text zuerst 1954 s. Nr. 1641 u. 1642.
2681. *Heidegger, Martin*: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung. 3. Aufl. 1963 s. Nr. 2585.
2682. *Heidegger, Martin*: Holzwege. 4. Aufl. 1963 s. Nr. 2586.
2683. *Heym, Heinrich*: Frankfurt – die Kelter Hölderlins. Ein Bankherr und keine Genien der Liebe. Neue Nachrichten um das Diotima- und Hölderlin-Bild. – Frankfurter Allgemeine Zeitung. Ausg. S. Frankfurt a. M., 22. November 1963. Auch in: *Heym: Lebenslinien*. (1.) Zwölf Schicksale aus einer alten Stadt. – (Frankfurt a. M.: Kettenhof Verl. [1965].) quer-4<sup>o</sup> S. 58–68.
2684. *Hof, Walter*: Stufen des Nihilismus. Nihilistische Strömungen in d. deutschen Literatur vom Sturm und Drang bis z. Gegenwart. (In gek. Form als Vortrag dargeboten beim Hessischen Germanistentag in Darmstadt am 10. 10. 1962.) – Germanisch-Romanische Monatsschrift. 44, 1963, 397–423.  
S. 397–401 über „Hyperion“.
2685. *Hoffmann, Wilhelm*: Vom Sammeln und Bewahren. Gedanken über Dichter-Archive in Schwaben. – In: Bibliotheca docet. Festgabe für Carl Wehmer. Unter Mitarb. Heidelberger Bibliothekare hrsg. v. *Siegfried Jobst*. – Amsterdam: Erasmus-Buchh. 1963. S. 287–294. 4<sup>o</sup>  
U. a. über das Hölderlin-Archiv; gek. auch: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausg. 19, 1963, 348–353 u. d. T.: Dichter-Archive in Schwaben.
2686. *Hoffmeister, Johannes*: Hölderlins Empedokles. Aus d. Nachlaß hrsg. v. *R[ichard] M[atthias] Müller*. – Bonn: Bouvier 1963. 124 S.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 6, 1965, 110 f.
2687. *Hofmannsthal, Hugo von*: Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hrsg. v. *Werner Volke*. – Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 7, 1963, 44–189.  
Hölderlin S. 58, 59, 61, 68, 78, 83, 84, 86, 87, 90, 91, 96, 99, 102, 103, 105, 106, 110, 182, 184, 185, 187, 188.
2688. *Ihering, Herbert*: Große Dichtung und andere Premieren in Berlin. – Die andere Zeitung. Jg 9. Hamburg, 23. Mai 1963.  
Zur Aufführung von „Der Tod des Empedokles“ im Schiller-Theater am 10. Mai 1963.
2689. *Jilek, Heinrich*: Petr Bezruč und Hölderlin. – Die Welt der Slawen. 8, 1963, 163–184.
2690. *Just, Gottfried*: Zur Deutung Hölderlins. Ein Bericht über die Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Berlin. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 22. Juni 1963. Beil. Tübinger Forschungen. Nr. 4.
2691. *Kempter, Lothar*: Die Hölderlin-Gesellschaft in Berlin. – Sonntagspost. Jg 83. Winterthur, 5. Juli 1963.  
Bericht über die Jahresversammlung 1963.

2692. *Kerényi, Karl*: Vergil und Hölderlin. – In: Wege zu Vergil. Drei Jahrzehnte Begegnungen in Dichtung und Wissenschaft. Hrsg. v. *Hans Oppermann*. – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1963. (Wege der Forschung. 19.) S. 320–337. Zuvor 1957 s. Nr. 2019.
2693. *Klenk, G. Friedrich*: Die Götter und der „Einzig“. – Stimmen der Zeit. 171, 1962/63, 450–462. S. 451, 459–462 zu „Der Einzig“.
2694. *Kraft, Werner*: Frei. (Fortsetzung eines Bruchstücks aus zehn Worten von Hölderlin.) – Nachrichten aus dem Kösel-Verlag. Folge 18, 1963, 17. Bruchstück 8: Wandelt ewig freigegeben...
2695. *Landmann, Michael*: Pluralität und Antinomie. Kulturelle Grundlagen seelischer Konflikte. – München/Basel: Reinhardt 1963. 246 S. (Monographien und Studien zur Konflikt-Psychologie. Abt. 1: Konflikt-Analyse. 2.) Hölderlin S. 124–128 u. ö.
2696. *Lazanas, Bas. I.*: He apechese tes hell. epanastaseos tu 1770 ston „Hyperiona“ tu Hölderlin. – Nea Hestia. 74, 1963, 947–954.
2697. *Leifer, Walter*: Hellas im deutschen Geistesleben. – (Herrenalb (Schwarzwald): Erdmann (1963). 325 S. (Schriftenreihe des Instituts für Auslandsbeziehungen Stuttgart. Reihe: Deutsch-ausländische Beziehungen. 4.) S. 138–153: Die Götter Hölderlins.
2698. *Lindgren, Erik*: Weil unser einziges Nest unsere Flügel sind [Gedichte, schwed. u. dt.]. (Ausgew. u. übers. v. *Nelly Sachs* m. e. Vorw. v. *Bengt Holmqvist*.) – (Neuwied a. Rh., Berlin-Spandau: Luchterhand (1963). 89 S. quer–8° S. 54 f.: Hölderlin; schwed. zuerst: Arbetaren. Stockholm, 7. Juni 1943; dann 1947 s. Nr. 1074.
2699. *Lindeiner-Wildau, Christoph v.*: Beiträge zur Familiengeschichte der Gontard. Im Auftr. v. *Joachim Gontard*, Köln bearb. 2. a) Die Wappen der Gontard nach d. Forschungsstand v. 1. 1. 1962; b) Adlige Gontard-Familien aus d. Frankfurter Linie nach d. Forschungsstand v. 26. 1. 1963. – Köln-Düsseldorf 1963. 30 Bl. 4° [Msch.schr. vervielf.] T. 1. 1958 s. Nr. 2098.
2700. *Lohmüller, Helmut*: Moderne Musik auf Schallplatten. Carl Orff: Antigona (Deutsche Grammophon Gesellschaft SLPM 138 717). – Melos. 30, 1963, 267. Vgl. Nr. 2496.
2701. *Lüders, Detlev*: Die unterschiedene Einheit. Eine Grundstruktur im Spätwerk Hölderlins. 1. Das Gefüge der Welt in der Hymne „Der Einzig“. 2. Welt und Weltlauf. 3. Unterschiedene Einheit und Ganzheit. – Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1963, 106–138; 1964, 102–119. R: *Karl Fehr*: Neue Zürcher Zeitung. 19. Oktober 1965. Fernausg. Bl. 9. – *Peter Pfaff*: Istituto Orientale di Napoli. Annali. Sez. Germanica. 8, 1965, 301 f.
2702. *Lüders, Detlev*: Der „Gegner“ in Hölderlins 'Grund zum Empedokles'. – Gratulatio. Festschrift f. Christian Wegner z. 70. Geburtstag am 9. September 1963. (Hrsg. v. *Maria Honeit* u. *Matthias Wegner*.) – (Hamburg: Wegner 1963.) S. 130–144.
2703. *Lysoborsky, Ondra* ([d. i.] *Erwin Goy*): Mais la vie est la plus forte [Gedichte, franz.]. Trad. [aus d. Lachischen u. d. Deutschen] et prés. de *Pierre Garnier*. – Paris: Silvaire (1963). 125 S. (Grands poètes étrangers.) S. 60: Hölderlin [franz.]. – Vgl. Nr. 2605 u. 2813.
2704. *Mason, Eudo C[olestra]*: Exzentrische Bahnen. Studien zum Dichterbewußtsein der Neuzeit. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1963). 341 S. S. 81–131: Hölderlin und Novalis. Einige Überlegungen; zuerst 1960 s. Nr. 2332. R: *R[onald] Peacock*: The Modern Language Review. 60, 1965, 304–306.
2705. *Mayer, Hans*: Zur deutschen Klassik und Romantik. – (Pfullingen:) Neske (1963). 365 S. S. 183–242: Heinrich von Kleist [über Hölderlin S. 209–211].
2706. *Michel, Wilhelm*: Das Leben Friedrich Hölderlins. Mit e. Geleitwort z. Neuausg. v. *Friedrich Beißner*. (Unveränd. fotomech. Nachdr. d. 1.–5. Taus., Bremen 1940.) – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1963. 580 S. Frühere Ausg. s. Nr. 437. R: *Margarete Dierks*: Darmstädter Tagblatt. 24./25. Oktober 1964 u. d. T.: Ein Winkelmann neuen Hölderlin-Verständnisses.
2707. *Mieth, Günter*: Zu Hölderlins ästhetischen Anschauungen. – Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. 12, 1963. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. H. 2, 516–519 u. 524.
- \* 2708. *Miki, Masayuki*: Helderlin no Shi ni-okeru Jikan. Rekishi no Kokyō. [T. 2.] – Quelle. 12, 1963, 37–52. T. 1 ebda. 9, 1961, 27–41. Die Zeit in Hölderlins Dichtung. Geschichtliche Heimat.
2709. *Mommsen, Momme*: Dionysos in der Dichtung Hölderlins mit besonderer Berücksichtigung der „Friedensfeier“. (Antrittsvorlesung, geh. am 27. Juni 1962 an d. Freien Universität, Berlin. Erg. u. erw.) – Germanisch-Romanische Monatsschrift. 44, 1963, 345–379. Als Vortrag geh. vor d. Württembergischen Bibliotheksgesellschaft in Stuttgart am 25. Juni 1963; auch als S.A. f. d. Mitglieder d. Württ. Bibliotheksgesellschaft u. d. Freunde d. Württ. Landesbibliothek anlässlich d. 200jährigen Bestehens d. Württembergischen Landesbibliothek, 11. Februar 1965.
2710. *Muir, Edwin*: Collected Poems. (Sec. ed.) – London: Faber & Faber (1963). 310 S. 1. Aufl. 1960; S. 66–68: Hölderlin's Journey; zuerst: The Criterion. 16, 1936/37, 267 f.; dann in: *Muir*: Journeys and Places. – London: Dent (1937). S. 17–19; ferner in: *Leff, Angela*: The impact of German poetry on English literary thought in the twentieth century. 1951. Bl. 86–88 vgl. Nr. 2649; ferner mit Übers. ins Deutsche von *Erich Fried* in: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.
2711. *Nalewski, Horst*: (Friedrich Hölderlin. Naturbegriff und politisches Denken.) – Leipzig (1963). 272 gez. Bl. 4° [Msch.schr.] Leipzig, Phil. Diss. 1963.
2712. *Neis, Edgar*: Wie interpretiere ich Gedichte und Kurzgeschichten? – Hollfeld/Ofr.: Bange (1963). 160 S. S. 74–79: Friedrich Hölderlin: Patmos; Die Titanen (aus *Hans Gottschalk*, Das Mythische in der Dichtung Hölderlins, 1943 s. Nr. 645 S. 238–243 u. 231–235); S. 79 f.: Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens (aus: *Fritz Strich*, Der Dichter und die Zeit, 1947 s. Nr. 1098 S. 58–60).

2713. *Nickel, Peter*: Die Bedeutung von Herders Verjüngungsgedanken und Geschichtsphilosophie für die Werke Hölderlins. – Kiel 1963. 251 gez. Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr. vervielf.] Kiel. Phil. Diss. 1963.
2714. *Nordmeyer, Barbara*: Ein Rätsel ist Rein-Entsprungenes. Beiträge zum Verständnis von Friedrich Hölderlin. T. 1. 2. – Die Kommenden. Jg 17. Freiburg i. Br., 25. Juli 1963. S. 11 f. u. 17; 10. August 1963. S. 11 f. T. 2 u. d. T.: Die Suche nach dem Christus.
2715. *Pellegrini, Alessandro*: Hölderlin e Diotima. – In: Studi di Varia Umanità in onore di Francesco Flora. – (Milano:) Mondadori (1963). S. 225–235.
2716. *Pezold, Klaus*: Zur Interpretation von Hölderlins „Empedokles“-Fragmenten. – Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. 12, 1963. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. H. 2, 519–524.
2717. *Pöggeler, Otto*: Der Denkweg Martin Heideggers. – (Pfullingen:) Neske (1963). 318 S.  
S. 215–235: Hölderlin und der andere Anfang.  
R: *Hans-Peter Hempel*: Philosophischer Literaturanzeiger. 17, 1964, 196–204.
2718. *Pongs, Hermann*: Das Bild in der Dichtung. Bd 2. Voruntersuchungen zum Symbol. (2., veränd. Aufl.) – Marburg: Elwert 1963. 750 S.  
Hölderlin S. 85–93 u. ö.; Bd 1. 2. Aufl. 1960 s. Nr. 2342; 1. Aufl. Bd 1. 2. 1927–39 s. Nr. 397.
2719. *Quintela, Paulo*: A Hölderlin. Sete poemas concêntricos. – Vértice. 23, 1963, 461–467.  
U. d. T.: Oferenda a Hölderlin. Sete poemas concêntricos auch als Sonderdr.: Coimbra 1963. 14 S.
2720. *Raabe, Paul*: Die Briefe Hölderlins. Studien zur Entwicklung u. Persönlichkeit d. Dichters. – Stuttgart: Metzler 1963. X, 326 S. (Germanistische Abhandlungen. 2.) Überarb. Druck d. Diss. Hamburg 1957 s. Nr. 2048.  
R: *Emmon [Werner] Bach*: The Journal of English and Germanic Philology. 63, 1964, 733 f. – *Pierre Bertaux*: Erasmus. 16, 1964, 27–29. – *Emery E[dward] George*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 56, 1964, 313 f. – *Hajo Jappe*: Duitse Kroniek. 17, 1965, 77–79. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 18, 1963, 316. – *Hermann Mörchen*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 11, 1964, Nr. 3, 37. – *Walter Oberkampff*: Marbacher Zeitung. Marbach a. N., 25. April 1964. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 635 f. – *ders.*: Wirkendes Wort. 15, 1965, 357 f. – *Egon Schwarz*: The Germanic Review. 39, 1964, 312–315. – *Luciano Zagari*: studi germanici. 2, 1964, No. 2, 132–143.
2721. *Reimann, Paul*: Hauptströmungen der deutschen Literatur 1750–1848. (2., überarb. u. erw. Aufl.) Beiträge zu ihrer Geschichte u. Kritik. – Berlin: Dietz 1963. 839 S.  
Hölderlin S. 342–354 u. ö.; 1. Aufl. 1956.
2722. *Reniers, Annie*: Het denkende dichten (Hölderlin). – dialoog. 3, 1963, 262–270.
2723. *Rinsum, Annemie van; Wolfgang van Rinsum*: Dichtung und Deutung. Eine Geschichte d. deutschen Literatur in Beispielen. – München: Bayerischer Schulbuch-Verl. (1963). 358 S.  
S. 151–153: Friedrich Hölderlin: Abendphantasie.
2724. *Rosteutscher, Joachim [Heinz Wilhelm]*: Hölderlins Ode „Dichterberuf“ und die Frage der Auffassung vom Beruf des Dichters überhaupt. – Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt. Jahrbuch. [10,] 1962 (1963), 62–75.  
Vortrag, geh. bei d. Herbsttagung 1962 d. Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt; S. 60 f. Abdruck des Gedichts.
2725. *Rühmkorf, Peter*: Variation auf „Gesang des Deutschen“ von Friedrich Hölderlin. 1963 s. Nr. 2631.
2726. *Sadzik, Joseph*: Esthétique de Martin Heidegger. – Paris: Éd. Universitaires (1963). 211 S. (Encyclopédie universitaire.) Zugl. Thèse phil. Fribourg 1962. S. 133–140: L'essence de la poésie [über die Hölderlin-Interpretationen].
2727. *Schlagdenhauffen, Al[lfred]*: Récentes publications sur Hölderlin (2). – Etudes Germaniques. 18, 1963, 200–207.  
1 ebda 1961 s. Nr. 2443; zu: Hölderlin, Sämtliche Werke. (... Grosse Stuttgarter Ausg.) Bd 4. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1961 s. Nr. 2124 u. 2473; *Autenrieth* und *Kelletat*, Katalog der Hölderlin-Handschriften. 1961 s. Nr. 2373; *Beißner*, Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen. 2. Aufl. 1961 s. Nr. 2380; Hölderlin, Sämtliche Werke. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1961 s. Nr. 2125 u. 2474; Wo aber Gefahr ist wächst das Rettende auch. Hölderlins Leben in Briefen und Dichtungen. Hrsg. v. *Günter Jäckel*. 1960 s. Nr. 2128; *Häussermann*, Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 1961 s. Nr. 2402 u. 2790; Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert. Hrsg. v. *Alfred Kelletat*. 1961 s. Nr. 2409; *Bröcker*, Hölderlins Friedensfeier entstehungsgeschichtlich erklärt. 1960 s. Nr. 2284; *Boer*, Hölderlins Deutung des Daseins. 1961 s. Nr. 2385; *Rosteutscher*, Hölderlin, der Kündler der großen Natur. 1962 s. Nr. 2629; *Müller*, Die deutsche Klassik. 1959 s. Nr. 2238.
2728. *Schüler, Gerhard*: „Der Tod des Empedokles“. Hölderlins Schauspiel bei den Domfestspielen Bad Gandersheim. – Göttinger Tageblatt. 28. Juni 1963.  
Erstaufführung am 22. Juni 1963.
2729. *Seidenfaden, Theodor*: Gebet an Hölderlin. 1963 s. Nr. 2641.
2730. *Seiffert, Hans Werner*: Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte. – Berlin: Akademie-Verl. 1963. 222 S., mehr. Faks. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen d. Instituts für deutsche Sprache und Literatur. 28.)  
U. d. T.: Studien zur Kritik und Edition deutscher Texte zugl. Berlin, Humboldt- Univ., Phil. Hab.-Schr. 1961 s. Nr. 2445a.  
Über Hölderlin-Ausgaben S. 89–91, 103 f., 121–125, 141–152, 165–168, 192–207 u. ö.  
R: *Richard Samuel*: The Modern Language Review. 60, 1965, 633–636.
2731. *Shitshiri, Shinsui*: Helderlin-Kenkyū no tame no Kakushō kara. Hōhō-ron-teki Josetsu. 2. Shi, Shijin, Shisaku ni okeru „Kokoro“ no Kennō to Kengen. (Methodologische Betrachtungen für die Hölderlin-Forschung. 2. Abschnitt. (Poesie, Dichter, das Recht des Psychischen auf Dichtung.)) – Wakayama Daigaku. Zinmonkagaku. Gakugeigakubu-Kiyō. 13, 1963, 139–160.  
Japanisch; T. 1 vermutlich ebda.
2732. *Silz, Walter*: Hölderlin, Der gefesselte Strom/Ganymed. – In: Studies in German Literature. Ed. by *Carl Hammer, jr.* – Baton Rouge: Louisiana State Univ. Press 1963. S. 85–94; Anm. S. 160 f.

- R: *Bernhard Ulmer*: The Journal of English and Germanic Philology. 63, 1964, 750.
2733. *Stein, Ernst*: Wege zum Gedicht. – Halle: VEB Verl. Sprache und Literatur 1963. 264 S. (Beiträge zur Gegenwartsliteratur. 27.) Hölderlin S. 94–99 u. ö.
2734. *Strauß, Ludwig*: Dichtungen und Schriften. (Hrsg. v. *Werner Kraft*.) – München: Kösel-Verl. (1963). 835 S.  
S. 95: Auf Hölderlins Grab [zuerst in: *Strauß*: Nachtwache. Gedichte. 1919–1933. – Hamburg: Der Deutsche Buch-Club [1933]. S. 168 f.]; S. 457–477: Natur und Gemeinschaft. Stücke einer Hölderlin-Biographie [zuerst: Die Kreatur. 2, 1927/28, 295–310]; S. 478–512: Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens [zuerst 1950 s. Nr. 1312]; S. 513–516: Ein Hymnenbruchstück Hölderlins [Bruchstück 62: Seines jedem und ein Ende...; Bruchstück 61: Zu Rossen, ewige Lust...; zuerst: Aus unbekanntem Schriften. Festgabe für Martin Buber zum 50. Geburtstag. – Berlin: L. Schneider 1928. S. 141–145]; S. 522–559: Zur Struktur des deutschen Distichons [zuerst 1948 s. Nr. 1151].
2735. *Szondi, Peter*: Der andere Pfeil. Zur Entstehungsgeschichte von Hölderlins hymnischem Spätstil. (Göttinger Antrittsvorlesung vom 21. Mai 1962.) – (Frankfurt a. M.): Insel-Verl. 1963. 34 S.  
R: *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 19, 1964, 25. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 642 f.
2736. *Tamabayashi, Noriyoshi*: Helderlin no „Rhein-gawa“. („Der Rhein“ von Fr. Hölderlin.) – Doku-Futsu-Bungaku-Kenkyū. Kwanseigakuin-Daigaku, Dokubungaku-Kenkyūshitsu-Nempō. 6, 1963, 1–12 [d. japan. Zählung]. Japanisch.
2737. *Tani, Tomoyuki*: Genkaiki niokeru Shizin Helderlin. (Hölderlin in seiner Grenzperiode.) – Kyoto 1963. VI, 195 S. (Bungakubu-Kenkyū-Kiyō. Dai-hachi-Bassatsu.) Japanisch, mit dt. Zusammenfassung. – Forts. v.: Helderlin-Bungaku no Kiso-teki-Kenkyū [Vorstudien zu Hölderlins Dichtung]. – Kyoto 1961.
2738. *Tecchi, Bonaventura*: Lauffen. 1963 s. Nr. 2844.
2739. *Thomas, Henri*: Hölderlin en Amérique. – Mercure de France. 349, 1963, 675–698; 350, 1964, 30–55, 218–242, 418–445.  
Überarb. u. d. T.: Le Parjure. (Roman.) – [Paris:] Gallimard (1964). 245 S.  
R: *Robert Abirached*: La nouvelle Revue Française. 12, 1964, 1073–1076 u. d. T.: A la recherche du père. – *Luc Estang* [d. i. *Lucien Bastard*]: Le Figaro Littéraire. Paris, 9. Juli 1964. – *Matthieu Galey*: Arts. A. 19. Paris, 12. Mai 1964. – *Philippe Jaccottet*: Gazette de Lausanne. 20. Juni 1964.
2740. *Trenks, Martin*: Hölderlin – heute. Das Wort von der „heiligen Nüchternheit“. Zum 120. Todestag des Dichters Friedrich Hölderlin am heutigen 7. Juni. – Coburger Tageblatt. 7. Juni 1963.
2741. *Trunz, Erich*: Die Formen der deutschen Lyrik in der Goethezeit. (Vortrag an d. Universität London, Oktober 1955; in veränd. Form wiederholt als Antrittsvorlesung an d. Universität Kiel, Wintersem. 1957/58.) – In: Gratulatio. Festschrift f. Christian Wegner z. 70. Geburtstag am 9. September 1963. (Hrsg. v. *Maria Honeit* u. *Matthias Wegner*.) – (Hamburg: Wegner Verl. 1963.) S. 110–129.  
S. 113 f. zu „An die Parzen“; S. 118–120 zu „Der Einzige“.  
Auch: Der Deutschunterricht. 16, 1964, H. 6, 17–32.
2742. *Vigolo, Giorgio*: Briciole filologiche. – Il Mondo. Roma, 26. Februar 1963.  
U. a. zu den Hölderlin-Übersetzungen von Giosuè Carducci.
2743. *Vigolo, Giorgio*: Parerga hölderliniani. – Segnacolo. 4, 1963, No. 4, 26–36.
2744. *Villa, Vincenzo Maria*: Una Fassung ignorata di una elegia di Hölderlin. – Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Ser. 2. Lettere, Storia e Filosofia. 32, 1963, 175–182.  
Zu „Der Wanderer“ in: *Matthisson, Friedrich*: Lyrische Anthologie. Th. 17. – Zürich: Orell Füssli 1806. S. 153–160.
2745. *Wais, Kurt*: Rousseau et Hölderlin. – In: Présence de Jean-Jacques Rousseau. Entretiens de Genève 1962. – [Paris:] Colin 1963. S. 287–308; S. 309–315: Discussion.
2746. *Wood, Hugh*: Britten's Hölderlin Songs. – Musical Times. 104, 1963, 781–783.  
Anlässlich d. Erscheinens d. Schallplatte: Britten, Benjamin: Six Hölderlin Fragments... Peter Pears (tenor) and Benjamin Britten (piano). – London: Decca 1962.  $\phi$  25 cm, 33 $\frac{1}{3}$  UpM; vgl. Nr. 2508.
2747. *Yamamoto, Tetsuro*: Friedrich Helderlin. Sono Aikoku-shi o megutte. – Kansai Daigaku. Daigakuin-Kenkyukai. Senriyama-Ronshu. 1, 1963, 109–125.  
Friedrich Hölderlin. Zu seinen Vaterländischen Gesängen. – Japanisch.
- \* 2748. *Yim, Dong Shun*: Hölderlins Dichtungen. Eine kritische Übersicht. – Zeitschrift für Germanistik. 2, 1963, 57–69.  
Koreanisch.
2749. *Yokota, Chië*: Helderlin no Kokisanka. (1.) (Hölderlins späte Hymnen. <1.> „Wie wenn am Feiertage“.) – Hokkaidō Daigaku. Gaikokugo-Gaikokugobungaku-Kenkyū. 11, 1963, 46–60.  
[2.] (Hölderlins späte Hymnen. Halbgott – Christus und Weingott.) – ebda. 12, 1964, 32–55.  
Japanisch.
2750. *Zehetmeier, Winfried*: Zu Hölderlins Friedensfeier. Vers 1–9. – Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 4, 1963, 211–215.

1964

2751. *Adorno, Theodor W.* [d. i. *Theodor Wiesengrund-Adorno*]: Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins. – Die Neue Rundschau. 75, 1964, 15–46.  
Stark erw. Fassung d. Vortrags 'Parataxis', auf Einladung d. Hölderlin-Gesellschaft geh. am 7. Juni 1963 in Berlin; auch in: *Adorno*: Noten zur Literatur [Bd] 3. (1. bis 5. Taus.) – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp Verl. (1965). (Bibliothek Suhrkamp. 146.) S. 156–209.
2752. *Agostini, Gabriele de*: Le Festival de Venise s'est ouvert en beauté. – La Suisse. Genève, 13. September 1964.  
U. a. zur Uraufführung der Oper „Hyperion“ von Bruno Maderna anlässlich d. 27. Internationalen Biennale f. zeitgenössische Musik in Venedig.
- \* 2753. *Akiyama, Takuya*: Friedensfeier Oboegaki. – Quelle. 13, 1964, 19–33.  
Bemerkungen zu 'Friedensfeier'.
2754. *Alewyn, Richard*: „Dominiksgesichter“. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 77 f. s. Nr. 2799.

2755. vice: „Antigone“ di Bertolt Brecht da Tebe alle macerie di Berlino. La „prima“ ieri sera al teatro Gobetti. L'opera di Sofocle, nella rielaborazione del drammaturgo tedesco, è stata presentata dalla compagnia dello Stabile di Trieste. – La Stampa. Torino, 25. November 1964.
2756. *Axelsson, Rune*: Studien an Hand von Bertil Malmbergs Übersetzungen deutscher Lyrik von Hölderlin bis Hesse. – Stockholm 1964. 79 Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.vervielf.] Stockholm, Trebetygsuppsats i tysk [Drei-Notenaufsatz in Deutsch]. Bl. 16–26 u. ö. über Malmbergs Hölderlin-Übersetzungen; Bl. 61–71 Gedichte Hölderlins, ins Schwedische übers. v. *Bertil Malmberg, Erik Blomberg, Elof Hellquist* vgl. Nr. 2544.
2757. *Baeumer, Max [Jorenz]*: Das Dionysische in den Werken Wilhelm Heineses. Studie zum dionysischen Phänomen in d. deutschen Literatur. – Bonn: Bouvier 1964. 168 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. 19.) Überarb. d. Diss., Evanston/Ill., Northwestern Univ. 1959. Hölderlin S. 138–148 u. ö.
2758. *Basave Fernández del Valle, Agustín*: El Romanticismo Alemán. Pról. del Francisco Monterde. – Nuevo León: Centro de Estudios Humanísticos de la Universidad 1964. XI, 262 S. S. 129–160: Friedrich Hölderlin; S. 132, 154 f., 157–160 u. ö. Übersetzungen von Texten Hölderlins s. Nr. 2546.
2759. *Baukloh, Friedhelm*: Klassiker, hart ausgespielt. – Frankfurter Hefte. 19, 1964, 734–736. Zu einer Aufführung von Sophokles' „Antigone“ in der Übersetzung Hölderlins in Marburg/L.
2760. *Baum, Manfred*: Hölderlins Pindar-Fragment 'Das Höchste'. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 65–76 s. Nr. 2799.
2761. *Beck, Adolf*: Christoph Theodor Schwab über Bettina von Arnim. Ein briefliches Porträt 1849/1850. Zugl. ein Beitrag z. Geschichte d. Wirkung Hölderlins. – Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1964, 366–378. R: *Karl Febr*: Neue Zürcher Zeitung. Fernausg. 19. Oktober 1965. Bl. 9.
2762. *Beißner, Friedrich*: Editions-methoden der neueren deutschen Philologie. – Zeitschrift für deutsche Philologie. 83, 1964. Sonderheft z. Tagung d. deutschen Hochschulgermanisten 1963. S. 72–96. Über Hölderlin-Texte S. 78–82, 86–90, 93, 95, 96.
2763. *Beißner, Friedrich*: Hoelderlins Empedokles auf dem Theater. – studi germanici. 2, 1964, No. 1, 46–61.
2764. *Beißner, Friedrich*: Satzton und Verston. – Der Deutschunterricht. 16, 1964, H. 6, 33–49. Hölderlin passim.
2765. *Beißner, Friedrich*: Lesbare Varianten. Die Entstehung einiger Verse in Heines 'Atta Troll'. – In: Festschrift Josef Quint anlässlich seines 65. Geburtstages überreicht. Hrsg. v. *Hugo Moser, Rudolf Schützeichel* u. *Karl Stackmann*. – Bonn: Semmel 1964. S. 15–23. Hölderlin S. 15, 16, 17 f.
2766. (*Betzen, Klaus*): Bericht über die Jahresversammlung (der Hölderlin-Gesellschaft) in Berlin 7.–9. Juni 1963. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 172–184 s. Nr. 2799.
2767. *Bezruč, Petr*: Hölderlin überm Neckar. Hölderlin nad Neckarem [tsched. u. dt.]. Übers. v. *Josef Mühlberger*. 1964 s. Nr. 2658.
2768. (*Binder, Wolfgang*): Bericht über die Diskussion [anlässlich der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Berlin 1963]. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 185 f. s. Nr. 2799.
2769. *Binder, Wolfgang*: Grundformen der Säkularisation in den Werken Goethes, Schillers und Hölderlins. (Vortrag, geh. bei d. Tagung d. Hochschulgermanisten in Bonn am 28. Oktober 1963.) – Zeitschrift für deutsche Philologie. 83, 1964. Sonderheft z. Tagung d. deutschen Hochschulgermanisten 1963. S. 42–69.
2770. *Böschenstein, Bernhard*: Konkordanz zu Hölderlins Gedichten nach 1800. Auf Grund des zweiten Bandes der Großen Stuttgarter Ausgabe. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1964). 94 S. R: *Hajo Jappe*: Duitse Kroniek. 16, 1964, 117. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 5, 1964, 614 f.
2771. *Borrmann, Gottfried*: Hölderlins Besuche in Mainz. – Das Neue Mainz. Jg 1964, H. 10, 9 f.
2772. *Brandsch, Walter; Ludwig Felsenstein*: Gedichtinterpretation als Schulaufsatz. Eine Sammlung v. Schülerarbeiten. – München: Bayerischer Schulbuch-Verl. (1964). 174 S. S. 59–63: Friedrich Hölderlin. Die Heimat [6 Strophen].
2773. *Brenning, Gerda*: Erläuterungen zu Friedrich Hölderlins Gedichten (Ausw.). – Hollfeld/Obfr.: Bange [1964]. 128 S. (Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 103/104.)
2774. Briefe aus Norbert von Hellingraths Nachlaß. Mitget. v. *Ludwig von Pigenot*. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 104–146 s. Nr. 2799. Briefe von *Hellingrath, Friedrich Gundolf, Karl Wolfskehl, Wilhelm Michel, Friedrich Seebaß* über Hellingraths Hölderlin-Arbeiten; S. 104–110 Einleitung v. *Ludwig von Pigenot*; S. 104 f. Gedichte *Hellingraths* an *Stefan George*.
2775. *Brüggemann, Paul*: Hölderlin. – Staatliches Hölderlin-Gymnasium Köln-Mülheim. Festschrift 1964. – o. O. 1964. S. 43–76.
2776. *Celan, Paul*: Tübingen, Jänner [Gedicht an Hölderlin]. 1964 s. Nr. 2665.
2777. *Dierks, Margarete*: Noch sind wir begnadigt zu sein [Gedichte]. – Stuttgart: Balzer (1964). 79 S. (= *Dierks*, Aussagen, rhythmisch. 3.) S. 53 f.: Am Hölderlin-Turm zu Tübingen.
2778. *Döhl, Friedhelm*: Zum Problem der Textvertonung. Hölderlins „Schicksalslied“ in Vertonungen v. Fröhlich, Brahms u. Fortner. – Musik im Unterricht. Ausg. B. 55, 1964, 43–46. Ferner zu *Hans Werner Henze*, Kammermusik 1958 über die Hymne „In lieblicher Bläue...“.
2779. *Eisler, Hanns*: Gespräche. – Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Sonderheft Hanns Eisler. 1964. S. 282–325. S. 311–325 im Gespräch mit *Hans-Joachim Bunge* über Hölderlin, „Der Gang aufs Land“; vgl. auch *Ernst Fischer*, Hanns Eisler und die Literatur. – ebda S. 252–255.
2780. *Fischer, Walter*: (Direktion Heinz Hilpert.) 7. Juni 1943: „Empedokles“ von Friedrich Hölderlin. Bühnenfassung von Heinz Hilpert. Musik von Ludwig Zenk. – Maske und Kothurn. 10, 1964, 174–179. Zur Aufführung im Theater in der Josefstadt, Wien; Bild: Taf. VII/6.

2781. *Frey, Hans*: Deutsche Sophoklesübersetzungen. Grenzen u. Möglichkeiten d. Übersetzens am Beispiel d. Tragödie König Oedipus v. Sophokles. – Winterthur: Keller 1964. 223 S. Zugl. Diss. Zürich.  
S. 160–166: Die Übersetzung und die Anmerkungen Hölderlins; Hölderlin passim.
2782. *Gascoyne, David*: Tenebrae [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Engl. Text zuerst 1938 s. Nr. 149; ferner 1965 s. Nr. 2883.
2783. *Geerds, Hans Jürgen*: Zu Hölderlins Gedicht „Hälfte des Lebens“. 1964 s. Nr. 2579.
2784. *George, Emery Edward*: Hölderlin's „Ars Poetica“: A part-rigorous analysis of information structure in the late hymns. Vol. 1. 2. – [Champaign/Ill. 1964.] 4<sup>o</sup> [Msch.schr.vervielf.] Ann Arbor, Univ. of Michigan, Doct. Diss. 1964.  
Vol. 1. X, Bl. 1–484; Vol. 2. Bl. 487–945.
- \* 2785. *Glenn, Jerry Hosmer*: Hölderlin's Translations from the Latin. – Austin/Texas 1964. 205 S. Austin, University of Texas, Doct. Diss. 1964.  
Zusammenfassung in: Dissertation Abstracts. Abstracts of Dissertations and Monographs in Microform. 25, 1964, 6623 f.
2786. *gwk.*: „König Oedipus“ im Tonnengewölbe. Eine Aufführung des Reutlinger Theaters in der Tonne. – Reutlinger General-Anzeiger. 20. Oktober 1964.  
Zur Aufführung von Hölderlins Übersetzung im Okt./Nov. 1964.
2787. *Haase, Horst*: Johannes R. Bechers Deutschland-Dichtung. Zu d. Gedichtband „Der Glücksucher und die sieben Lasten“ (1938). – Berlin: Rütten & Loening (1964). 399 S. (Germanistische Studien.)  
Hölderlin S. 169–176 u. ö.
2788. *Haase, Horst*: Heutige Welt aus lyrischer Sicht. Zu Georg Maurers Dichtung „Das Unsere“. – neue deutsche literatur. 12, 1964, H. 1, 86–110.  
Hölderlin S. 95–110.
2789. *Haensel, Carl*: Frankfurter Ballade. Diotima zwischen Gontard und Hölderlin. – Heidelberg: Sauer-Verl. (1964). 268 S.  
Roman; 1. Aufl. 1938 u. d. T.: Der Bankherr und die Genien der Liebe s. Nr. 313.
2790. *Häussermann, Ulrich*: Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. (Den dokument. u. bibliogr. Anh. bearb. *Paul Raabe*. [2. Aufl.] 16.–20. Taus.) – (Reinbek b. Hamburg:) Rowohlt (1964). 175 S. mit Abb. (rowohlts monographien. 53.)  
1. Aufl. 1961 s. Nr. 2402; [3. Aufl.] 21.–25. Taus. (1965).  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 3, 1962, 260 f. – *ders.*: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 286 s. Nr. 2588. – *Herbert Thiele*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 9, 1962, Nr. 3, 38. – s. a. Nr. 2727.
2791. *Hamburger, Michael*: Hölderlin. (Tübingen, December 1842 [engl. u. dt.]) (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Engl. Text zuerst 1942 s. Nr. 526.
2792. *Hammelsbeck, Oskar*: Bildung und Frieden. Gedanken zu Hölderlins „Friedensfeier“. (Festansprache z. Eröffnung d. Pädag. Hochschule Hagen am 15. Juli 1964.) – Kirche in der Zeit. 19, 1964, 459–465.
2793. *Hatfield, Henry*: Aesthetic Paganism in German Literature. From Winckelmann to the Death of Goethe. – Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press 1964. XI, 283 S.  
S. 142–165: The Greek Gods and Christ: Hölderlin.
- R: *Max L[orenz] Baeumer*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 57, 1965, 134 f.
2794. *Herwegh, Georg*: Hölderlin [ungar.]. *Nemes Nagy Ágnes ford.* – In: *Keresztury, Dezső*: Német költők antológiája. 1963. S. 568 f. s. Nr. 2547.  
Auch in Nr. 2548; dt. Text zuerst in: *Herwegh*: Gedichte eines Lebendigen. – Zürich & Winterthur: Verl. d. literarischen Comptoirs 1841. S. 178.
2795. *Heuschele, Otto*: Hölderlin in dieser Zeit. – Die Tat. Zürich, 17. April 1964.  
Zu: Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert. 1961 s. Nr. 2409.
2796. *Hill, Geoffrey*: Little Apokalypse. Hölderlin: 1770–1843. Kleine Apokalypse. Hölderlin: 1770–1843 [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Engl. Text zuerst in: *Hill*: For the Unfallen. Poems 1952–1958. – (London:) Deutsch (1959). S. 46.
2797. *Hippe, Robert*: Interpretationen zu 60 ausgewählten motivgleichen Gedichten. – Hollfeld/Ofr.: Bange (1964). 75 S.  
S. 33–35: Hölderlin: Abendphantasie.
2798. Englische Hölderlin-Gedichte. Mitget. v. *Michael Hamburger*. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 80–103 s. Nr. 2799.  
S. 80–86: Einleitung von *Michael Hamburger*; S. 88–91: *Muir, Edwin*: Hölderlin's Journey. Hölderlins Reise; S. 92 f.: *Spender, Stephen*: Hölderlin's old age. Hölderlins Alter; *Gascoyne, David*: Tenebrae; S. 94 f.: *Read, Herbert*: A Gift for Scardanelli. Eine Gabe für Scardanelli; S. 94–97: *Watkins, Vernon*: To Hölderlin. An Hölderlin; S. 98 f.: *Hamburger, Michael*: Hölderlin. (Tübingen, December 1842); S. 100 f.: *Middleton, Christopher*: Thinking of Hölderlin. (Hills Near Heidelberg.) An Hölderlin denkend. (Hügel nahe Heidelberg); S. 102 f.: *Schwartz, Delmore*: Hölderlin; *Hill, Geoffrey*: Little Apokalypse. Hölderlin: 1770–1843. Kleine Apokalypse.
2799. Hölderlin-Jahrbuch. Begr. v. *Friedrich Beißner* u. *Paul Kluckhohn*. Im Auftr. d. Hölderlin-Gesellschaft hrsg. v. *Wolfgang Binder* u. *Alfred Kelleter*. Bd 13. 1963/64. – Tübingen: Mohr (Siebeck) (1965). 189 S.  
S. 1–20: *Staiger, Emil*: Der Opfertod von Hölderlins Empedokles; S. 21–43: *Hölscher, Uvo*: Empedokles von Akragas; S. 44–64: *Mojašević, Miljan*: Stille und Maß; S. 65–76: *Baum, Manfred*: Hölderlins Pindar-Fragment 'Das Höchste'; S. 77 f.: *Alewyn, Richard*: „Dominiksgesichter“; S. 79: *Celan, Paul*: Tübingen, Jänner; S. 80–103: Englische Hölderlin-Gedichte. Mitget. v. *Michael Hamburger*; S. 104–146: Briefe aus Norbert von Hellingraths Nachlaß. Mitget. v. *Ludwig von Pigenot*; S. 147–150: *Schmidt, Jochen*: Der Nachlaß Norbert von Hellingraths; S. 151–157: *Pigenot, Ludwig von*: Friedrich Seebaß zum Gedächtnis; S. 158 f.: *Pfizer, Theodor*: Theodor Heuss zum Gedenken; S. 160: *Pfizer, Theodor*: Ernst Boehringer zum Gedenken; S. 161–171: *Hoffmann, Wilhelm*: Das Hölderlin-Archiv 1957–1964; S. 172–184: *Betzen, Klaus*: Bericht über die Jahresversammlung in Berlin 7.–9. Juni 1963 (S. 174–182: *Pfizer, Theodor*: Ansprachen); S. 185 f.: *Binder, W.*: Bericht über die Diskussion.
2800. *Hölscher, Uvo*: Empedokles von Akragas. Erkenntnis und Reinigung. (Vortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 7. Juni 1963 in Berlin.) – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 21–43 s. Nr. 2799.

- U. d. T.: Empedokles und Hölderlin. (Erw. Manuskript eines Vortrags, geh. im Sommer 1963 in Berlin bei d. Tagung d. Hölderlin-Gesellschaft.) – (Frankfurt a. M.): Insel-Verl. (1965). 64 S.
- R.: *Johannes Andereg*: Neue Zürcher Zeitung. 2. Dezember 1965 (Fernausg.: 3. Dezember 1965. Bl. 22).
2801. *Hoffmann, Wilhelm*: Das Hölderlin-Archiv 1957–1964. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 161–171 s. Nr. 2799.
2802. *Hübert, Gerda*: Abend und Nacht in Gedichten verschiedener Jahrhunderte. T. 1. 2. – (Bamberg [1964]: Urlaub.) Tübingen, Phil. Diss. 1964.  
T. 1. Vergleichende Interpretationen. 300 S. S. 143–154: Friedrich Hölderlin: Abendphantasie – Ernst Stadler: Abendschluß; S. 141 f. zu „Brot und Wein“. – T. 2. Anthologie. 52 Bl.
2803. *Kaeser, H[ildegard] J[ohanna]*: Geliebte Frauen. Acht Lebensgeschichten. (Mit zehn Zeichnungen v. *Rosmarie Schönhaus-Haefliger*.) – Zürich: Orell Füssli Verl. (1964). 203 S.  
S. 161–185: Diotima. Susette Gontard.
2804. *Kahn-Wallerstein, Carmen*: Die Mutter Friedrich Hölderlins. – Die Tat. Zürich, 29. u. 30. Juli 1964.
2805. *Kelletat, Alfred*: Zum Problem der antiken Metren im Deutschen. – Der Deutschunterricht. 16, 1964, H. 6, 50–85.  
Hölderlin passim.
2806. *Kraß, Werner*: Augenblicke der Dichtung. Kritische Betrachtungen. – München: Kösel-Verl. (1964). 314 S.  
S. 24–29: Der Nahe. Zu Klopstocks 'Frühlingsfeier' [zuerst 1962 s. Nr. 2601]; S. 64–69: Hölderlins Friedenseier. Ein Hinweis [zuerst 1962 s. Nr. 2600]; S. 70–72: Hölderlin und das Leichte [zuerst 1958 s. Nr. 2096 u. d. T.: Ein apokryphes Gedicht von Hölderlin]; S. 265–290: Die Wolken [zuerst 1962 s. Nr. 2602].
2807. *Leonhard, K[arl]*: Die genauere Form der Schizophrenie bei Hölderlin in Beziehung zu seinem Sprachgenie. – Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie. 16, 1964, 41–44.
2808. *Lichtenfeld, Monika*: Untersuchungen zur Theorie der Zwölftontechnik bei Josef Matthias Hauer. – Regensburg: Bosse 1964. IV, 234, 6 S. (Kölner Beiträge zur Musikforschung. 29.)  
Zu Hauers Hölderlin-Vertonungen S. 3, 5, 6, 7, 18, 42, 100, 101, 103 f., 140; im Werkverzeichnis S. 190–201 u. 204.
2809. Lieblingsgedichte. (Neue Aufl. in 2 Tln.) Hrsg. v. *Georg Gerster*. – Zürich: Verl. d. Arche (1964). (Die kleinen Bücher d. Arche. T. 1: 393/394; T. 2: 400/401.)  
T. 1. Mit Beiträgen v. Gottfried Benn, Werner Bergengruen, Elisabeth Brock-Sulzer [u. a.]. 70 S.  
S. 10–15: *Hermann Hesse* zu „Brot und Wein“ (S. 11–15 Abdr. d. Gedichts); S. 22: *Carl Gustav Jung* zu „Patmos“ v. 1–15; S. 33 f.: *Gottfried Benn* zu „Hälfte des Lebens“; S. 36–38: *Karl Kerényi* zu „Mnemosyne“; S. 49: *Martin Buber* zu „Patmos“ (S. 50–56 Abdr. d. Gedichts); S. 69: *Elisabeth Brock-Sulzer* zu „Der Kirchhof“.  
T. 2. Mit Beiträgen von Gertrud von Le Fort, Carola Giedion-Welcker, Wilhelm Lehmann [u. a.]. 78 S.
- S. 26 f.: *Emil Staiger* zu „Der Archipelagus“; S. 29: *Luise Rinser* zu „Hälfte des Lebens“; S. 37: *Gertrud von Le Fort* über Hölderlin.  
1. Aufl. 1953 u. d. T.: Trunken von Gedichten s. Nr. 1546.
2810. *Lindsay, J. M.*: The Education of Hölderlin and Mörike. – Modern Languages. 45, 1964, 61–68.
2811. *Lüders, Detlev*: Die unterschiedene Einheit. Eine Grundstruktur im Spätwerk Hölderlins. T. 2. 3. 1964 s. Nr. 2701.
2812. *Lukács, Georg* [d. i. *György*]: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten. – (Neuwied & Berlin:) Luchterhand (1964). 626 S. (= *Lukács*, Werke. Bd 7.)  
S. 164–184: Hölderlins Hyperion; frühere Drucke s. Nr. 1577 u. ö.
2813. *Ľysoborský, Ondra* ([d. i.] *Erwin Goy*): Jediný pohár. Výbor z veršů. (Převedl *Erich Sojka*, doslov napsal *Josef Rumler*.) – Praha: Československý spisovatel 1964. 187 S.  
Der einzige Keldh. Gedichtausw. Übertr. [aus d. Lachischen] v. ... Nachw. v. ... – S. 27: Hölderlin [tschech.]; S. 117 f.: Verše bez rýmů [Gedicht mit Erwähnungen Hölderlins]. – Vgl. Nr. 2605 u. 2703.
2814. *Mason, Eudo C[oleestra]*: „Wir sehen uns wieder!“ Zu einem Leitmotiv d. Dichtens u. Denkens im 18. Jahrhundert. – Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 5, 1964, 79–109.  
Hölderlin S. 103–105 u. ö.
2815. *Maurer, Georg*: Hölderlin [Gedicht]. – neue deutsche literatur. 12, 1964, H. 5, 31.
2816. *Middleton, Christopher*: Thinking of Hölderlin. An Hölderlin denkend [engl. u. dt.]. 1964 s. Nr. 2608.
2817. *Mittner, Ladislao*: Storia della letteratura tedesca dal pietismo al romanticismo (1700–1820). – (Torino:) Einaudi (1964). XX, 1042 S. (Manuali di letteratura, filologia e linguistica. 1.)  
S. 707–737: Hölderlin. Sua posizione entro il romanticismo. Biografia.
2818. *Miyahara, Akira*: Helderlin no Tanshi (Über Hölderlins Kurzoden). – Doitsu Bungaku. 32, 1964, 96–106.  
Japanisch, mit dt. Zusammenfassung.
2819. *Mojšević, Miljan*: Stille und Maß. (Ausz. aus d. 3. Kapitel d. in serbokroat. Sprache ersch. Buches: Hölderlin. Ein Beitrag z. Erforschung d. klassischen deutschen Dichtung. 1960. Geh., in etwas gek. Form, als Vortrag an d. Universitäten Tübingen u. Hamburg, im Mai bzw. Juni 1961.) – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 44–64 s. Nr. 2799.  
Originalausg. s. Nr. 2337.
2820. *Muir, Edwin*: Hölderlin's Journey. Hölderlins Reise [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Erich Fried*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Vgl. Nr. 2710.
2821. *Neubauer, Simon*: Hölderlins musikalischer Diener. Die Württembergische Staatsoper Stuttgart gastierte in Hamburg mit „Oedipus der Tyrann“ von Carl Orff. – Weser-Kurier. Bremen, 23. Juni 1964.
2822. *Petri, Horst*: Literatur und Musik. Form- und Strukturparallelen. – Göttingen: Sachse & Pohl (1964). 94 S. (Schriften zur Literatur. 5.)  
S. 30–34, 40 f. zu Josef Weinheber, Variationen auf eine Hölderlinische Ode.
2823. (*Pfizer, Theodor*): Ansprachen bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Berlin 1963.) – In: Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 174–182 s. Nr. 2799.

2824. *Pfizer, Theodor*: Ernst Boehringer zum Gedenken. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 160 s. Nr. 2799.
2825. *Pfizer, Theodor*: Theodor Heuss zum Gedenken. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 158 f. s. Nr. 2799.
2826. *Pigenot, Ludwig von*: Friedrich Seebaß zum Gedächtnis. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 151–157 s. Nr. 2799.
2827. *Read, Herbert*: A Gift for Scardanelli. Eine Gabe für Scardanelli [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798. Engl. Text zuerst 1953 s. Nr. 1591; dann in: *Read*: Moon's Farm and poems mostly elegiac. – London: Faber & Faber (1955). S. 10.
2828. *Rempel, Hans*: Aufstieg der deutschen Landschaft. Das Heimatleben von Jean Paul bis Adalbert Stifter. – Giessen/Lahn: Mittelhessische Druck- u. Verlagsges. (1964). 198 S.  
S. 71–110: Der Kampf zwischen Idee und Wirklichkeit. Hölderlin und das Neckartal.
2829. *Renner, Ida*: Grammatik und Wirklichkeit. Ein Beitrag z. Grundlegung d. Grammatikunterrichts. – München: Bayerischer Schulbuch-Verl. (1964). 323 S.  
Hölderlin S. 40–45 u. ö.
2830. *Rodeel, Gerd*: Die Haltung des Dankes und ihre Bedeutung im Denken und Dichten Hölderlins. – Hamburg 1964: (Xerographie G. M. L. Wittenborn Söhne.) 246 S. Hamburg, Phil. Diss. 1964.
2831. *Ross, Werner*: Hölderlin als Briefschreiber. – Merkur. 18, 1964, 432–445.
2832. *Rühmkorf, Peter*: Variation auf „Gesang des Deutschen“ von Friedrich Hölderlin. 1964 s. Nr. 2631.
2833. *Schiller, Dieter*: Ist Hölderlins Werk volksverbunden? – Sonntag. Jg 19. Berlin/Ost, 23. Februar 1964.
2834. *Schloz, Wilhelm*: Begegnungen. Kurzgeschichten, Anekdoten, Erzählungen. – Stuttgart: Balzer (1964). 279 S.  
S. 33–39: Hyperion in der Einzelhaft.
2835. *Schmidt, Jochen*: Der Nachlaß Norbert von Hellingraths. – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 147–150 s. Nr. 2799.
2836. *Schneider, Reinhold*: Verpflichtung und Liebe. (Hrsg. v. *Curt Winterhalter*.) – Freiburg, Basel, Wien: Herder (1964). 255 S.  
S. 169–174: Hölderlin [Bespr. zu *Guardini, Romano*: Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit. 1939 s. Nr. 371].
2837. *Scholz, Wilhelm von*: Mein Theater. – Tübingen: Niemeyer (1964). 237 S.  
S. 53 f., 76–79 über „Empedokles“-Uraufführung 1916 in Stuttgart.
2838. *Schwartz, Delmore*: Hölderlin [dt. u. engl.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Engl. Text zuerst 1954 s. Nr. 1687.
2839. *Seelmann-Eggebert, Ulrich*: Fast ein literarisches Musikfest. Die 27. Internationale Biennale für Zeitgenössische Musik. Venedig. – Neue Zeitschrift für Musik. 125, 1964, 499–501.  
U. a. zur Uraufführung der Oper „Hyperion“ von Bruno Maderna.
2840. *Spender, Stephen*: Hölderlin's old age. Hölderlins Alter [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) – In: Englische Hölderlin-Gedichte. 1964 s. Nr. 2798.  
Engl. Text auch in: *Spender*: The Still Centre. (4. impr.) – London: Faber & Faber (1956). S. 37 (1. Aufl. 1939); weitere Drucke u. Übers. s. Nr. 1429.
2841. *Staiger, Emil*: Der Opfertod von Hölderlins Empedokles. (Vortrag, geh. bei d. Jahresversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft am 7. Juni 1963 in Berlin.) – Hölderlin-Jahrbuch. 13, 1963/64, 1–20 s. Nr. 2799.
2842. *Stüber, Fritz*: Ich hab's gewagt. Gedichte und Balladen. – München: Bogen Verl. (1964). 111 S.  
S. 14: Hölderlin; auch: Klüter Blätter. 16, 1965, H. 1, 22; zuvor: Kunst ins Volk. 9, 1958, 423.
2843. *Szondi, Peter*: Hölderlins Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801. Kommentar u. Forschungskritik. – Euphorion. 58, 1964, 260–275.
2844. *Tecchi, Bonaventura*: Svevia, terra di poeti. – (Caltanissetta-Roma:) Sciascia (1964). 191 S. (Aretusa. 21.)  
Hölderlin S. 31–37 (Lauffen), 121–127 (Nürtingen) u. ö.; S. 31–37 auch: Il Messaggero di Roma. 22. Februar 1963; S. 73–80 u. d. T.: Erinnerung an Tübingen. Dt. Übers. v. *Gabriele v. Koenig-Warthausen* auch: Italienische Kultur Nachrichten. 77/79, 1962, 5–8.
2845. *Thomas, Henri*: Hölderlin en Amérique. 1964 s. Nr. 2739.
2846. *Thomas, Henri*: Le Parjure. 1964 s. Nr. 2739.
2847. *Toyoda, Kyô*: Die Problematik der Zeitlichkeit bei Hölderlin. Zur Frage d. sogenannten vaterländischen Umkehr. – Doitsu Bungaku. 32, 1964, 68–78.  
In dt. Sprache.
2848. *Trunz, Erich*: Die Formen der deutschen Lyrik in der Goethezeit. 1964 s. Nr. 2741.
2849. *Venzmer, Gerhard*: Genius und Wahn. Mit 10 Abb. auf 8 Kunstdrucktaf. – Stuttgart: Kosmos, Ges. d. Naturfreunde, Franckh'sche Verlagshandlung (1964). 310 S. S. 218–243: Friedrich Hölderlin.
2850. *Vigolo, Giorgio*: Hyperion di Maderna. – Il Mondo. Roma, 22. September 1964. Zur Uraufführung d. Oper „Hyperion“ von Bruno Maderna anlässlich d. 27. Internationalen Biennale f. zeitgenössische Musik in Venedig.
2851. *Watkins, Vernon*: To Hölderlin. An Hölderlin [engl. u. dt.]. (Übers. v. *Joachim Uhlmann*.) 1964 s. Nr. 2649.
2852. *Weber, Hildegard*: Hölderlin-Vertonungen. Hindemith-Uraufführung [in Frankfurt a. M.]. – Neue Zeitschrift für Musik. 125, 1964, 547 f.  
Paul Hindemith, Sechs Lieder nach Gedichten von Friedrich Hölderlin für Tenor und Klavier (An die Parzen; Sonnenuntergang; Ehmals und jetzt; Des Morgens; Fragment; Das Angenehme dieser Welt...; Abendphantasie).
2853. *Willson, A. Leslie*: A Mythical Image: The ideal of India in German Romanticism. – Durham, N. C.: Duke Univ. Press 1964. XIV, 261 S.  
Über Hölderlin S. 170–186 u. ö.
2854. *Yokota, Chië*: Helderlin no Kôkisanka. [2.] (Hölderlins späte Hymnen. Halbgott – Christus und Weingott.) 1964 s. Nr. 2749.
2855. *Zygulski, Zdzisław*: Fryderyk Hölderlin. (1770–1843.) – (Wrocław:) Zakład Narodowy Im. Ossolińskich Wydawnictwo Polskiej Akademii Nauk 1964. 196 S.  
R: *Jan Chodera*: Germanistik. 6, 1965, 643 f. – *Marian Szyrocki*: Polska Akademia Nauk. Komitet Neofilologiczny. Kwartalnik Neofilologiczny. 12, 1965, 198 f.
2856. *Zygulski, Zdzisław*: Die deutsche Literatur von Schillers Tode bis zur Gegenwart. 2. Aufl. – Wrocław, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1964.

452 S. (= *Zygulski*, und *Marian Szyrocki*, Geschichte der deutschen Literatur. 4.) Hölderlin S. 5–26; gegenüber der 1. Aufl. 1961 s. Nr. 2460a „vollständig umgearb. u. wesentlich erw.“.

1965

2857. *Adorno, Theodor W.*: Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins. 1965 s. Nr. 2751.
2858. *Bach, Emmon [Werner]*: Einst and Jetzt in Hölderlin's works. – Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung. 5, 1965, 143–156.
2859. *Baeumer, Max L[orenz]*: Die romantische Epiphonie des Dionysos. – Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 57, 1965, 225–236. Hölderlin passim.
2860. *Balthasar, Hans Urs von*: Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik. Bd 3. T. 1: Im Raum der Metaphysik. – Einsiedeln: Johannes Verl. (1965). 997 S. Über Hölderlin S. 644–682, 910 f. u. ö.
- 2860a. *Bary, Herbert de*: Die Geschäfte der Gontards. Die wechselvolle Geschichte der Frankfurter Unternehmen einer berühmten Familie. – Frankfurt, Lebendige Stadt. 10, 1965, H. 3, 54–57. Mit Abbildungen.
2861. *Beißner, Friedrich*: Geschichte der deutschen Elegie. 3. Aufl. – Berlin: de Gruyter 1965. XVI, 246 S. (Grundriß der germanischen Philologie. 14.) Hölderlin S. 172–191, 235–239 u. ö. – 1. Aufl. 1941 s. Nr. 460; 2. Aufl. 1961 s. Nr. 2378.  
R: *Erwin Arndt*: Weimarer Beiträge. 9, 1963, 223–227 (2. Aufl.).
2862. *Beißner, Friedrich*: Individualität in Hölderlins Dichtung. Ein Vortrag (in d. Literarischen Vereinigung Winterthur am 26. März 1965). Hrsg. v. d. Literarischen Vereinigung Winterthur. – Winterthur: Vogel 1965. 46 S. (Gaben der Literarischen Vereinigung Winterthur. 31.)
2863. *Benn, M[aurice] B.*: Poetry and the endangered world: Notes on a poem by Ingeborg Bachmann. – German Life & Letters. 19, 1965/6, 61–67. „Freies Geleit“; ausführliche Vergleiche mit Texten Hölderlins.
2864. *Bernd, Clifford A.*: The formal qualities of Hölderlin's 'Wink für die Darstellung und Sprache'. – The Modern Language Review. 60, 1965, 400–404.
2865. *Bertaux, Pierre*: Du nouveau sur Hölderlin. – Etudes Germaniques. 20, 1965, No. 2 = Hommage à Maurice Colleville, S. 172–177.  
R: *Pierre Daix*: Les Lettres Françaises. A. 25. Paris, 2. September 1965 u. d. T.: Hölderlin et les Jacobins.
2866. *Bevilacqua, Giuseppe*: Studi di letteratura tedesca. – Padova: Rebellato (1965). 195 S. (Letteratura.) S. 75–113; La „Celebrazione della Pace“ di Hölderlin; zuerst 1956 s. Nr. 1852; vgl. Nr. 2539.
2867. *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Dichtung im Zeitalter des Idealismus. (Antrittsrede, geh. am 1. Mai 1965 in d. Universität Zürich.) – Neue Zürcher Zeitung. 23. Mai 1965. Bl. 4 (Fernaussg.: 22. Mai 1965. Bl. 19).
2868. *Binder, Wolfgang*: Friedrich Hölderlin. „Der Winkel von Hardt“, „Lebensalter“, „Hälfte des Lebens“. – Schweizer Monatshefte. 45, 1965/6, 583–591.
2869. *Binder, Wolfgang*: Hölderlins Laudes Sueviae. Deutung des hymnischen Entwurfs 'Ihr sichergebauten Alpen'. – In: Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Benn. –

(Frankfurt a.M. & Hamburg:) Fischer Bücherei (1965). S. 135–154. (Fischer Bücherei. 695. Interpretationen. 1.)

Zuerst 1957 s. Nr. 1980.

2870. *Bock, Irmgard*: Heideggers Sprachdenken. – München (1965). 184 S. [Msch.schr. vervielf.] München, Phil. Diss. 1965. S. 86–115 u. ö. zu Heideggers Hölderlin-Interpretationen.
2871. *Böckmann, Paul*: Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. Eine Anthologie. Mit Einl. u. Erl. – Tübingen: Mohr (Siebeck) 1965. VI, 371 S. (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft. 4.) S. 3–23: *Böckmann*, Der hymnische Stil in der deutschen Lyrik des 18. Jahrhunderts; S. 25–302 Gedichte von Friedrich Gottlieb Klopstock, Christian Friedrich Daniel Schubart, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, einem Anonymus, Carl Friedrich Stäudlin, Johann Jakob Thill, Gotthold Friedrich Stäudlin, Karl Philipp Conz, Karl Friedrich Reinhard, Christian Ludwig Neuffer, Rudolf Magenau, Siegfried Schmidt, Friedrich Joseph Emerich, Isaac von Sinclair, Casimir Ulrich Boehlendorff, Karl Ludwig von Knebel; S. 303–362 Nachweise u. Anmerkungen. In d. Einl. S. 12–22 u. ö. über Hölderlin; kürzere Fassung in engl. Sprache 1963 s. Nr. 2661.  
R: *Ad[olf] Beck*: Schwäbische Heimat. 16, 1965, 198 f. – *Götz Eberhard Hübner*: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Ausg. D. Frankfurt a.M., 21. Dezember 1965. – *Gustav Konrad*: Welt und Wort. 20, 1965, 415.
2872. *Böschenstein, Bernhard*: Paul Celan. – Schweizer Monatshefte. 45, 1965/6, 602–605. Über Celans Gedicht an Hölderlin „Tübingen, Jänner“, vgl. Nr. 2665.
2873. *Böschenstein [, Bernhard]*: Hölderlins späteste Gedichte. Vortrag bei d. Hauptversammlung d. Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen. – Schwäbisches Tagblatt. Tübingen, 8. Juli 1965. Beil. Tübinger Forschungen. Nr. 23/24, 4–8.
2874. *Böschenstein, Bernard [d. i. Bernhard]*: La transfiguration de Rousseau dans la poésie allemande à l'orée du 19<sup>e</sup> siècle: Hölderlin – Jean Paul – Kleist. (Leçon inaugurale prononcée le 25 janvier 1965 à l'Université de Genève.) – Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. 36, 1963–1965, 153–171.
2875. *Brecht, Bertolt*: Die Antigone des Sophokles. Materialien zur 'Antigone'. (Zusammengest. v. *Werner Hecht*. 1.–10. Taus.) – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp Verl. (1965). 151 S. (edition suhrkamp. 134.) S. 6: *Brecht*, Antigone [Gedicht]; S. 8–63: Die Antigone des Sophokles. Nach d. Hölderlinschen Übertragung f. d. Bühne bearb. Mitarb.: *Caspar Neber*; S. 64: Prolog zu Antigone; S. 65–97: Antigonemodell 1948 (Vorwort; Die Aufführung in Chur); S. 98–105: Antigone-Legende [Gedicht]; S. 106–110: *Rilla, Paul*: Bühnenstück und Bühnenmodell; S. 111–121: *Brecht*, Zur Bearbeitung (Aus einem Brief an S. B.; Notizen zur 'Antigone'; Anmerkungen zur Bearbeitung); S. 123–133: Programmheft der Aufführung in Chur (*K[arl] G[otthilf] Kachler*, Die Antigone des Sophokles; *Hans Curjel*, Die Bühnenbearbeitung Bertolt Brechts; *Caspar Neber*, Zur Inszenierung der 'Antigone'; Helene Weigel; Friedrich Hölderlin, Aphorismen); S. 135–150: Anhang (Daten zur 'Antigone'; Verzeichnis der Aufsätze über Brechts „Antigone des Sophokles“; Aufführungsliste; Rezensionen von Aufführungen; Bemerkungen zu diesem Band). S. 8–77 u. 118–121 zuvor 1959. S. 9–116 s. Nr. 2189; S. 106–110 zuvor 1955 s. Nr. 1723 R.

2876. *Buber, Martin*: Nachlese. – Heidelberg: L. Schneider 1965. 267 S.  
S. 71 f.: „Seit ein Gespräch wir sind.“ Bemerkungen zu einem Vers Hölderlins; zuerst 1960 s. Nr. 2285.
2877. *Burwick, Fred L.*: Hölderlin and Arnold: Empedocles on Etna. – Comparative Literature. 17, 1965, 24–42.
2878. *D., H.-J.*: L'aventureux voyage de Friedrich Hölderlin. – Pariser Kurier. A. 14. Paris, 20. November 1965. S. 10.
2879. *Derrida, Jacques*: La parole soufflée. – Tel quel. 20, 1965, 41–67.  
Über Hölderlin S. 43–46, 54–56 u. ö.
2880. *Eyberg, C(hristoph) J.*: Zu Hölderlins „Theorie der Töne“. – Erziehungskunst. 29, 1965, 273–284.
2881. *Forster, Leonard W[ilson]*: Rede auf den Preisträger. – Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt. Jahrbuch 1964 (1965), 72–80.  
Anlässlich d. Verleihung d. Übersetzerpreises d. Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt an Michael Hamburger; S. 75–79 u. ö. über Hamburgers Hölderlin-Übersetzungen.
2882. *Freyse, Renate*: Carl Orff. Werk und Schallplatte. – Neue Zeitschrift für Musik. 126, 1965, 315–320.  
Zu Orff, Antigona. Ein Trauerspiel des Sophokles von Friedrich Hölderlin. 1962 vgl. Nr. 2496.
2883. *Gascoyne, David*: Collected Poems. Ed. with an Introd. by *Robin Skelton*. – London: Oxford Univ. Press 1965. XVIII, 163 S.  
S. 35–39: Hölderlin's Madness (Figure in a Landscape; Orpheus in the Underworld; Tenebrae; Epilogue); zuerst 1938, S. 17–20, 28 f., 41, 47 f. s. Nr. 149; Tenebrae, übers. ins Deutsche d. *Joachim Uhlmann* s. Nr. 2782.
2884. *Geißner, Hellmut*: Schallplattenanalysen: Gesprochene Dichtung. – Saarbrücken: Minerva-Verl., Thinner & Nolte 1965. 176 S.  
S. 153–165: Friedrich Hölderlin. „An die Parzen“, „Brod und Wein“ I, „Hälfte des Lebens“. Sprecher: *Rolf Henniger, Will Quadflieg, Heinz Schimmelpfennig, Mathias Wieman*; zu Nr. 2461–2464.
2885. *George, Emery E[dward]*: Some new Hölderlin Decipherments from the „Homburger Folioheft“. – Publications of the Modern Language Association of America. 80, 1965, 123–140.
2886. Der George-Kreis. Eine Ausw. aus seinen Schriften. Hrsg. v. *Georg Peter Landmann*. – Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch (1965). 502 S. (Neue Wissenschaftliche Bibliothek. 8. Literaturwissenschaft.)  
S. 112–136: *Hellingrath, Norbert v.*: Hölderlins Pindarübertragungen; Kunstcharakter der Hölderlinischen Übertragungen [Vorbemerkung und Auszug aus: Pindarübertragungen von Hölderlin. Prolegomena zu einer Erstausgabe, 1910]; Einleitungen zur Hölderlin-Ausgabe (Bd 4 u. 5); Hölderlins Wahnsinn [frühere Drucke s. Nr. 899, 2408 u. ö.]; S. 141–149: *Hildebrandt, Kurt*: Hellas und Wilamowitz [zuerst: Die Grenzboten. 69, 1910, Bd 1, 412–421]; Erwähnungen Hölderlins passim.
2887. *Gliedner, Robert*: der alte hölderlin. [Gedicht.] – Escher Tageblatt. Esch-Alzette, 18. September 1965.
2888. *Gray, Ronald (D[ouglas])*: An Introduction to German Poetry. – (London: Cambridge Univ. Press 1965. XXXIV, 122 S.
- S. XXIX–XXXIII über „Lebenslauf“ (Größers wolltest auch du...); S. 33–36 „An die Parzen“ (mit dem Entwurf und Anmerkungen); S. 55–57 „Heidelberg“ (mit Anmerkungen); S. 84 „Der Archipelagus“ v. 278–296.
2889. *Greiner, Wolfgang*: Hölderlins „Friedensfeier“. – Das Goetheanum. 44, 1965, 426 f.
2890. *Häny, Arthur*: Hölderlins Lebensbahn. – Schweizer Monatshefte. 44, 1964/5, 943–954.
2891. *Häussermann, Ulrich*: Friedrich Hölderlin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 21.–25. Taus. 1965 s. Nr. 2790.
2892. *Hamburger, Michael*: Dank und Antwort. – Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt. Jahrbuch 1964 (1965), 81–92.  
Anlässlich d. Verleihung d. Übersetzerpreises d. Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt an Michael Hamburger; zu seinen Hölderlin-Übersetzungen; S. 82 f.: Hölderlin. (Tübingen, im Dezember 1842.) Übertr. v. *Erich Fried* [vgl. Nr. 2791]; S. 85–87: To the Fates; Bread and Wine [v. 1–18]; The Middle of Life. Übers. v. *Michael Hamburger* [vgl. Nr. 2515].
2893. *Haym, Rudolf*: La scuola romantica. Contributo alla storia dello spirito tedesco. Presentazione e trad. di *Ervino Pocar*. – Milano, Napoli: Ricciardi 1965. XXXIV, 951 S.  
Hölderlin S. 329–364 u. ö.; dt. Ausg. u. d. T.: Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. – Berlin: Gaertner 1870. XII, 951 S.
2894. *Hebel, Franz*: Einschüchterung durch die Klassizität. Bertolt Brechts Antigone-Bearbeitung: Versuch eines Unterrichtsmodells für Klasse 11. – Der Deutschunterricht. 17, 1965, H. 3, 58–77.
- 2894a. *Heym, Heinrich*: Lebenslinien. (1.) Zwölf Schicksale aus einer alten Stadt. 1965 s. Nr. 2683.
2895. *Hildebrandt, Kurt*: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis. – Bonn: Bouvier 1965. 338 S.  
Hölderlin passim.
2896. *Hochmuth, Ingeborg*: Das dichterische Menschenbild und die ästhetische Problematik in Hölderlins Trauerspiel „Der Tod des Empedokles“. [T. 1. 2.] – Jena 1965. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.] Jena, Phil. Diss. 1965.  
T. 1. VII, 175 gez. Bl.; T. 2. Bl. 176–327, I–XLIV.
2897. *Höck, Wilhelm*: Deutsche Dichter im Wandel des Urteils. Eine Aufsatzreihe. (7.) Friedrich Hölderlins späte Dichtungen. – Der Junge Buchhandel. (Beil. zum Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausg.) 18, 1965, Nr. 2, 20–26.
2898. *Hölscher, Uvo*: Empedokles und Hölderlin. 1965 s. Nr. 2800.
2899. *Holenstein, Albert*: Zu Hölderlins Diotima. – Schweizer Rundschau. 64, 1965, 647–652.
2900. *Jacobs, Hans*: Untersuchungen zu Raum und Landschaft im Frühwerk Friedrich Hölderlins. H. 1. 2. – (Stuttgart 1965: Die Reprografie, Karl Mayer KG.) Kiel, Phil. Diss. 1965.  
H. 1: Text. 179 S.; H. 2: Anmerkungen u. Literatur-Verzeichnis. 87 S.
2901. *Kempter, Lothar*: Wo hat Hölderlin in Hauptwil gewohnt? – Bodensee und Rhein. Sommer 1965. Bl. 16 f.  
Zuvor 1949 s. Nr. 1206.
2902. *Kuhn, Martin*: „Auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildnis...“ Die Winterreise Friedrich Hölderlins durch Südfrank-

- reich. – Institut für Auslandsbeziehungen. Zeitschrift für Kulturaustausch. 15, 1965, 138–140.  
Gek. auch: Neustadter Tageblatt. Neustadt bei Coburg, 26. März 1965.
2903. *Lenk, Erhard*: Mag. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau. Pfarrer, Dichter, Schriftsteller, Heimatforscher und Pädagoge, 1767–1846. – Historischer Verein Ludwigsburg. Ludwigsburger Geschichtsblätter. 17, 1965, 118–146.  
S. 123–127 u. ö. *Rudolf Magenau* über Hölderlin.
2904. *Lewinski, Wolf-Eberhard von*: Hölderlin-Fragmente mit musikalischer Phantasie in Mannheim. – Melos. 32, 1965, 179.  
Zur Uraufführung von Aribert Reimann, Hölderlin-Fragmente für Sopran und Orchester (Neue Welt [Der Tod des Empedokles, 3. Fassung, Schlusschor d. 1. Aktes]; An die Madonna, v. 121–139; Heimat, v. 2–17).
2905. *Lewinski, Wolf-Eberhard von*: Lieder von Paul Hindemith in Frankfurt uraufgeführt. – Melos. 32, 1965, 18.  
Ungedruckte Vertonungen der Gedichte „An die Parzen“, „Sonnenuntergang“, „Ehmals und jetzt“, „Des Morgens“, „Das Angenehme dieser Welt...“, „Abendphantasie“.
2906. *Lupi, Sergio*: Hölderlin e il mito del paradiso perduto. – Università di Torino. Facoltà di Lettere e Filosofia. Arte e Storia. Studi in onore di Leonello Vincenti. – Torino: Giappichelli 1965. S. 167–210.  
S. 169–171: Da ich ein Knabe war... [dt. u. ital.] vgl. Nr. 2541.
2907. *Man, Paul de*: L'image de Rousseau dans la poésie de Hölderlin. – Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung. 5, 1965, 157–183.
2908. *Mieth, Günter*: Hölderlins Tübinger Hymnen. Wirklichkeit und Dichtung. – Leipzig [1965]. 246 gez. Bl. 4<sup>o</sup> [Msch.schr.] Leipzig, Phil. Diss. 1965.
2909. *Minder, Robert*: Hölderlin unter den Deutschen. (Gek. Fassung eines Vortrags, geh. am 8. 6. 1965 vor d. Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen.) – Insel Almanach auf das Jahr 1966 (1965), 33–51.
2910. *Mommsen, Momme*: Dionysos in der Dichtung Hölderlins mit besonderer Berücksichtigung der „Friedensfeier“. 1965 s. Nr. 2709.
2911. *Mommsen, Momme*: Hölderlins Lösung von Schiller. Zu Hölderlins Gedichten „An Herkules“ und „Die Eichbäume“ und den Übersetzungen aus Ovid, Vergil und Euripides. Wilhelm Hoffmann verehrungsvoll zugeeignet. – Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. 9, 1965, 203–244.
2912. *Muir, Edwin*: Essays on Literature and Society. Enlarged and Rev. Ed. – London: The Hogarth Press (1965). 239 S.  
S. 86–91: Friedrich Hölderlin; S. 92–103: Hölderlin's Patmos. – 1. Aufl. 1949 s. Nr. 1220.
2913. *Negri, Antimo*: Hölderlin, Nietzsche e la „Historie“. – Giornale Critico della Filosofia Italiana. 44, 1965, Ser. 3, Vol. 19, 198–229.
2914. *Pellegrini, Alessandro*: Friedrich Hölderlin. Sein Bild in der Forschung (Hölderlin. Storia della Critica [dt.]. Übers. u. Mitw. d. Verf. v. *Christoph Gäßner*. Erg. um die Kapitel 16 u. 17). – Berlin: de Gruyter (1965). 594 S.  
Kap. 16: Friedensfeier – die Krise in der Hölderlin-Forschung; Kap. 17: Die neueste Hölderlin-Forschung. – Ital. Ausg. 1956 s. Nr. 1936.
- 2914a. *Pichois, Claude*: Philarète Chasles et la vie littéraire au temps du romantisme. T. 1. 2. – Paris: Corti 1965.
- T. 1. 518 S. S. 353–356 zu: *Chasles*, Hoelderlin. – Revue de Paris. N. S. 36, 1836, 201–209;
- T. 2. Notes, Appendices, Bibliographie. 534 S. S. 268 u. 442 Anmerkungen u. Bibliographie zu Chasles' Hölderlin-Aufsatz.
2915. *Rieble, Egon*: Des Dichters Tod. Friedrich Hölderlin zum Gedächtnis. – Tübinger Blätter. 52, 1965, 123.  
Gedicht; zuvor 1959 s. Nr. 2250.
2916. *Ryan, Lawrence [J.]*: Hölderlins „Hyperion“. Exzentrische Bahn und Dichterberuf. – Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung (1965). 244 S. (Germanistische Abhandlungen. 7.)
2917. *Schneider, Reinhold*: Dämonie und Verklärung. (Veränd. Neuausg. Hrsg. v. *Curt Winterhalter*.) – Freiburg, Basel, Wien: Herder (1965). 319 S.  
S. 40–64: Hölderlins Deutschlandbild. – 1. Ausg. 1947 s. Nr. 931.
2918. *Schwirten, Fred*: Wie Brecht die Antigone sah. Neuinszenierung der Berliner Schaubühne. – Hersfelder Volkszeitung. 2. November 1965.  
Zur Aufführung von „Die Antigone des Sophokles. Nach der Hölderlinschen Übertragung für die Bühne bearb. v. Bertolt Brecht“ am 28. September 1965.
2919. *Spörri, Gertrud*: Uroffenbarungen der Liebe im Werden der Menschheit. – München: Rose-Verl. (1965). 282 S.  
S. 19–24: Hölderlins Briefe.
2920. *Strauß, Ludwig*: Friedrich Hölderlin: 'Hälfte des Lebens'. – In: Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Benn. – (Frankfurt a. M. & Hamburg:) Fischer Bücherei (1965). S. 113–134. (Fischer Bücherei. 695. Interpretationen. 1.)  
Frühere Drucke s. Nr. 2734.
2921. *Stüber, Fritz*: Hölderlin. 1965 s. Nr. 2842.
2922. *Szondi, Peter*: Er selbst, der Fürst des Fests. Hölderlins Friedensfeier. – Euphorion. 59, 1965, 252–271.
2923. *Trenks, Martin*: Wann war Friedrich Hölderlin in Coburg? Neue Forschungen zur Reise des Dichters nach Schloß Waltershausen im Dezember 1793. – Coburger Tageblatt. 5. Januar 1965.
2924. *Usinger, Fritz*: Gesichter und Gesichte. – Darmstadt: Roether (1965). 117 S. (Hessische Beiträge zur deutschen Literatur.)  
S. 78–82: Wilhelm Michel [zu seinen Hölderlin-Arbeiten].
2925. *Voigt, Felix A[lfred]*: Gerhart Hauptmann und die Antike. (Wesentl. erw. Neufassung von „Antike und antikes Lebensgefühl im Werke Gerhart Hauptmanns“. Hrsg. v. *Wilhelm Studt*.) – (Berlin:) Schmidt (1965). 215 S.  
Über Hölderlin S. 50–55, 87 f., 193 f. u. ö. – 1. Ausg. Breslau: Maruschke & Berendt 1935. 140 S.
2926. *Walser, Martin*: Erfahrungen und Leseerfahrungen. – (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1965). 161 S. (edition suhrkamp. 109.)  
S. 113–123: Hölderlin auf dem Dachboden; frühere Drucke 1960 u. 1961 s. Nr. 2368.
2927. *Zagari, Luciano*: Studi di letteratura tedesca dell' Ottocento. – (Roma:) Ed. dell' Ateneo 1965. 239 S. (Collana di Cultura. 7.)  
S. 9–49: La Friedensfeier di Hölderlin. Note sulla costruzione dell' inno; S. 36–39 „Friedensfeier“ [ital.] vgl. Nr. 2542. – Zuvor 1960 s. Nr. 2162 u. 2371.

2928. *Will Quadflieg* spricht Gedichte von Friedrich Hölderlin. – [Hamburg:] Dt. Grammophon Ges., Literar. Archiv [1963]. 1 Platte  $\phi$  17 cm, 45 UpM (34 041.) Der Jüngling an die klugen Ratgeber; Trost [An Neuffer. Im März. 1794]; An die Parzen; Die Liebe; Geh unter, schöne Sonne...; Die Heimat [6 Strophen]; Der Abschied (Zweite Fassung [!; vielm. Erste Fassung]); Die Eichbäume; Hyperions Schicksalslied.  
R: *Arnold Littmann*: Die deutschen Sprechplatten. Eine kritische Bibliographie. – München: Hueber 1963. Nr. 124.
2929. Aus deutscher Dichtung. Sprecher: *Will Quadflieg* [u. a.]. Gesang: Heinz Rehfuß. – (Frankfurt a. M.: Concert Hall GmbH 1963.) 3 Platten  $\phi$  30 cm, 33 UpM; Textbeil. 32 S. 4<sup>o</sup> (M – 2325.)  
S. 2 u. a. Heidelberg. Sprecher: *Will Quadflieg*.
2930. *Rühmkorf, Peter; Johnny Griffin*: Lyrik und Jazz. *Gert Westphal*, Sprecher. – (Hamburg:) Philips [1963]. 1 Platte  $\phi$  30 cm, 33<sup>1</sup>/<sub>3</sub> UpM (Philips twen serie. 681 556.)  
S. 1 u. a.: *Peter Rühmkorf*, Variation auf „Gesang des Deutschen“ von Friedrich Hölderlin; vgl. Nr. 2631.
2931. *Martin Heidegger* liest Hölderlin. – Pfullingen: Neske [1964]. 1 Platte  $\phi$  30 cm, 33 UpM (3 A/975.)  
Vorbemerkung von *Martin Heidegger*; Ermunterung; Die Wanderung; Heimkunft; Friedensfeier; Der Ister; Was ist Gott? ...; Was ist der Menschen Leben? ...; Aber in Hütten wohnt... [Im Walde. Bruchstück 37]; Wie Meeresküsten...; Heimat.
2932. Über allen Gipfeln ist Ruh'. Gedichte zur Nacht aus Klassik und Romantik. *Gert Westphal*, Sprecher; Ingrid Haebler, Klavier. – [Hamburg:] Philips [1964]. 1 Platte  $\phi$  30 cm, 33<sup>1</sup>/<sub>3</sub> UpM (04 048.)  
S. 1 u. a. Die Heimat; S. 2 u. a. Mein Eigentum; Abendphantasie.
2933. Deutsche Oden von Weckherlin bis Krolow. Sprecher: (*Peter*) *Lühr*, (*Gert*) *Westphal* [u. a.]. – Freiburg (i. Br.): Christophorus-Verl. (Herder 1965). 1 Platte  $\phi$  25 cm, 33 UpM (Deutsche Dichtung. Eine klingende Anthologie. CLX 75 451.)  
Dazu: *Erich Hock*, Hinweise für den Unterricht. 6 S.  
Seite B u. a. Rückkehr in die Heimat. Sprecher: *Peter Lühr*; Der Abschied (2. Fassung). Sprecher: *Gert Westphal*.
2934. *Mathias Wieman* spricht Claudius und Hölderlin. – [Hamburg:] Telefunken [1965]. 1 Platte  $\phi$  30 cm, 33 UpM (Wort und Stimme. TSC 13 419.)  
S. 2 An die Parzen; Die Jugend (Da ich ein Knabe war...); An Diotima (Götter wandelten einst...); Die Liebe; Der Frieden; Andenken; Brot und Wein.
2935. Ruhrfestspiele Recklinghausen. Eine Montage aus Tondokumenten. – [Hamburg:] Telefunken (1965). 1 Platte  $\phi$  30 cm, 33 UpM (Wort und Stimme. TSC 13 436.)  
S. 1 u. a.: 3. Festspielinszenierung 1957. „Antigone“ Sophokles/Hölderlin. Monolog der Antigone. Antigone: *Käthe Gold*. Regie: Karl-Heinz Stroux.

In den Jahren 1962–1965 erschienene Besprechungen

22. Hölderlins sämtliche Werke. Hist.-krit. Ausg., beg. d. *Norbert v. Hellingrath*... 3. Aufl. Bd 1–4. 1943.  
R: s. Nr. 2623; 2730.
371. *Guardini, Romano*: Hölderlin. Weltbild und Frömmigkeit. 1939.  
R: s. Nr. 2836.
410. *Winkler, Eugen Gottlob*: Der späte Hölderlin. 1937 u. ö.  
R: s. *Johannes Pfeiffer*, Zwischen Sinnggebung und Skepsis. Über Eugen Gottlob Winkler. – In: *Pfeiffer*: Die dichterische Wirklichkeit. Versuche über Wesen und Wahrheit der Dichtung. – Hamburg: Meiner (1962). S. 35–38.
1510. *Stoll, Robert Thomas*: Hölderlins Christushymnen. 1952.  
R: vgl. Nr. 2653.
1696. *Tardieu, Jean*: Une Voix sans personne. 1954.  
R: *G[eorges]-E[mmanuel] Clancier*: Mercure de France. 348, 1963, 131–142 u. d. T.: Une voix et des personnes.
2083. *Cornelissen, Maria*: Hölderlins Ode „Chiron“. 1958.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 277–281 s. Nr. 2588.
2111. *Rumpf, Horst*: Die Deutung der Christusgestalt bei dem späten Hölderlin. 1958.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 281–283 s. Nr. 2588.
2124. Hölderlin. Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausg. Bd 4. Hrsg. v. *Friedrich Beißner*. 1961.  
R: s. Nr. 2473.
2128. Wo aber Gefahr ist wächst das Rettende auch. ... Hrsg. v. *Günter Jäckel*. 1960.  
R: s. Nr. 2727.
2129. Hölderlin. Selected Verse. Introd. and ed. by *Michael Hamburger*. 1961.  
R: *A[ugust] Closs*: German Life & Letters. 15, 1961/2, 225–228. – ders.: Germanistik. 4, 1963, 103 f.
2130. Hölderlin. Friedensfeier. Lichtdrucke der Reinschrift und ihrer Vorstufen. Hrsg. v. *Wolfgang Binder* u. *Alfred Kelleter*. 1959.  
R: s. Nr. 2730.
2163. Friedrich Hölderlin. Empedocle. Trad. di *Filiberto Borio*. 1961.  
R: *Gaetano Salvetti*: La Fiera Letteraria. A. 17. Roma, 20. Mai 1962 u. d. T.: „Empedocle“ di Hölderlin.
2176. Hölderlin. Verseke – Levelek – Hüperlón – Empedoklész. Ford. *Bernáth István* [u. a.]. 1961.  
R: s. Nr. 2592; 2626.
2185. *Bjørnwig, Thorkild*: Rainer Maria Rilke og tysk tradition. 1959.  
R: *George C. Schoolfield*: The Germanic Review. 37, 1962, 306.
2197. *Delorme, Maurice*: Hölderlin et la Révolution française. 1959.  
R: *Fritz Mende*: Weimarer Beiträge. 8, 1962, 218–224. – s. a. Nr. 2592.
2205. *Häussermann, Ulrich*: Friedensfeier. 1959.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 284–286 s. Nr. 2588.
2238. *Müller, Richard Matthias*: Die deutsche Klassik. 1959.  
R: s. Nr. 2727.

2284. *Bröcker, Walter*: Hölderlins Friedensfeier entstehungsgeschichtlich erklärt. 1960.  
R: *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 3, 1962, 108. – s. a. Nr. 2592; 2727.
2287. *Buhr, Heinrich*: Hölderlinische Theologie. 1960.  
R: *Sigurd Daecke*: Radius. [9,] 1963, H. 2, 52. – *Otto Dilschneider*: Theologische Literaturzeitung. 87, 1962, 129 f. – *Hans Grass*: Theologische Rundschau. 28, 1962/63, 90–92 u. d. T.: Systematische Theologie.
2301. Hölderlin-Jahrbuch. Bd 11. 1958–1960.  
R: *Anton J. Gail*: Wirkendes Wort. 14, 1964, 357 f. – *Eduard Landolt*: Teoresi. 19, 1964, 288 f. – s. a. Nr. 2592.
2337. *Mojašević, Miljan*: Hölderlin. 1960.  
R: *Ljubomir Ognjanov*: Weimarer Beiträge. 8, 1962, 208–218. – *Zdenko Škreb*: Germanistik. 4, 1963, 301 f.
2349. *Ryan, Lawrence J.*: Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne. 1960.  
R: *Emmon [Werner] Bach*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 54, 1962, 123–125. – *Jürgen Böhmer*: Welt und Wort. 17, 1962, 23. – *August Closs*: German Life & Letters. 15, 1961/62, 225–228. – *Walter Hof*: Philosophische Rundschau. 9, 1961/2, 219–226. – s. a. *Walser*, Hölderlins Archipelagus. 1962. S. 214–217 (Nr. 2648).
2350. *Schadewaldt, Wolfgang*: Hellas und Hesperien. 1960.  
R: *Hermann Kunisch*: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. 3, 1962, 396–400.
2373. *Autenrieth, Johanne*, und *Alfred Kelleat*: Katalog der Hölderlin-Handschriften. 1961.  
R: *J. L. Dijkgraaf*: Neophilologus. 47, 1963, 331 f. – *Alexander Klässig*: Zentralblatt für Bibliothekswesen. 76, 1962, 505 f. – *Günter Mieth*: Weimarer Beiträge. 9, 1963, 200–202. – *Joachim Müller*: Deutsche Literaturzeitung. 83, 1962, 326 f. – *Siegfried Scheibe*: Germanistik. 3, 1962, 255 f. – *H[elmut] Wöcke*: Muttersprache. 72, 1962, 94. – ...: Bücherschiff. 13, 1963, Nr. 2, 11. – s. a. Nr. 2727.
2379. *Beißner, Friedrich*: Hölderlin. Reden und Aufsätze. 1961.  
R: *M[aurice] B. Benn*: German Life & Letters. 15, 1961/2, 223–225. – *Maurice Boucher*: Erasmus. 15, 1963, 482–484. – *Lothar Kempster*: Sonntagspost. Jg 82. Winterthur, 5. Januar 1962 u. d. T.: Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. – *Lawrence [J.] Ryan*: Germanistik. 3, 1962, 104 f. – *E[rnst] L[udwig] Stahl*: Hölderlin-Jahrbuch. 12, 1961/62, 276 f. s. Nr. 2588. – s. a. Nr. 2558.
2380. *Beißner, Friedrich*: Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen. 2. Aufl. 1961.  
R: *Derek Van Abbé*: The Modern Language Review. 58, 1963, 291 f. – *Emmon [Werner] Bach*: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. 55, 1963, 287 f. – *Bianca M. Bornmann*: Rivista di Letterature Moderne e Comparate. 15, 1962, 72–74. – *Ulrich Gaier*: Germanistik. 4, 1963, 92. – *Lothar Kempster*: Sonntagspost. Jg 82. Winterthur, 5. Januar 1962 u. d. T.: Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. – *S[tefan] L[orenz] Radt*: Neophilologus. 49, 1965, 363 f. – *Karl Sporn*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 10, 1963, Nr. 1, 35. – *Vladimir Zernin*: Comparative Literature. 17, 1965, 177–182. – s. a. Nr. 2727.
2381. *Benjamin, Walter*: Zwei Gedichte von Friedrich Hölderlin. – In: *Benjamin*: Illuminationen. 1961.  
R: *Hajo Jappe*: Blätter für den Deutschlehrer. 6, 1962, 125.
2385. *Boer, Wolfgang de*: Hölderlins Deutung des Daseins. 1961.  
R: *Ulrich Gaier*: Germanistik. 4, 1963, 94. – s. a. Nr. 2727.
2409. Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert. Hrsg. v. *Alfred Kelleat*. 1961.  
R: *N[emesio] G[onzález] Caminero*: Gregorianum. 44, 1963, 176–179. – *H[ans] G[eorg] Gadamer*: Philosophische Rundschau. 11, 1963/4, 296 f. – *[Erich] Graff*: Reutlinger General-Anzeiger. 2. März 1962. – *K[arl] W. Maurer*: Germanistik. 4, 1963, 473 f. – *Johannes Poethen*: Deutsche Zeitung mit Wirtschaftszeitung. Köln & Stuttgart, 15. April 1963 u. d. T.: Dichter des Dichtens. – *W[ilhelm] Q[uenzer]*: Stuttgarter Nachrichten. 10. November 1962 u. d. T.: Hölderlin im Zwielficht seines Ruhms. – ...: Bücherschiff. 13, 1963, Nr. 2, 11 f. – ...: Universitas. Quarterly English Language Edition. 6, 1963/64, 100 f. u. d. T.: Hölderlin-Studies of Six Decades. – s. a. Nr. 2670; 2727; 2795.
2412. *Kasprzyk, Peter*: Die Einwirkung der Mundart auf Hölderlins Dichtersprache. 1961.  
Selbstreferat: Germanistik. 4, 1963, 107.
2418. *Laplanche, Jean*: Hölderlin et la question du père. 1961.  
R: *Jean Beaufret*: Les Temps Modernes. 18, 1962, 147–161. – *Louis Beirnaert*: Études. 95, 1962, T. 312, 287 f. – *Jacques Brosse*: Arts. A. 17. Paris, 23. Januar 1962 u. d. T.: Poésie et psychanalyse. – *Michel Foucault*: La nouvelle Revue Française. 10, 1962, 125–127. – *ders.*: Critique. 18, 1962, 195–209 u. d. T.: Le „Non“ du Père. – *Michael Hamburger*: German Life & Letters. 17, 1963/64, 153 f. – s. a. Nr. 2558.
2439. *Ryan, Lawrence J.*: Hölderlin's tragic drama. 1961.  
R: s. Nr. 2555.
2451. *Viëtor, Karl*: Geschichte der deutschen Ode. 2. Aufl. 1961.  
R: *Helmut Koopmann*: Germanistik. 3, 1962, 547.
2461. Ringsum ruhet die Stadt. Lyrik und Musik der Romantik. 1959 [Sprechplatte].  
R: s. Nr. 2884.
2462. *Mathias Wieman* liest Gedichte von Friedrich Hölderlin. 1959 [vielm. 1955; Sprechplatte].  
R: s. Nr. 2884.
2463. Friedrich Hölderlin. Ihr wandelt droben im Licht. 1958; Die Linien des Lebens... (Lyrik, Folge 2). Sprecher: *Will Quadflieg*. 1960 [Sprechplatten].  
R: *Arnold Littmann*: Die deutschen Sprechplatten. 1963. Nr. 122 u. 123 vgl. Nr. 2928. – *[Friedrich Mich]jael*: Musica. 18, 1964, Beil. Phonoprisma, Jg 7, 55. – s. a. Nr. 2884.
2464. Friedrich Hölderlin. Der Mensch; Der Neckar; Dichterberuf... Sprecher: *Rolf Henniger*. 1961 [Sprechplatte].  
R: *Wilhelm Höffe*: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes. 10, 1963, Nr. 1, 50 f. – *Arnold Littmann*: Die deutschen Sprechplatten. 1963. Nr. 127 vgl. Nr. 2928. – s. a. Nr. 2884.
2465. *Will Quadflieg* liest Friedrich Hölderlin. Hyperion an Bellarmin. 1961 [Sprechplatte].  
R: *Arnold Littmann*: Die deutschen Sprechplatten. 1963. Nr. 120 vgl. Nr. 2928.

- Akzente* [1956/8]. 2564  
*Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau*. – Genève: Jullien. 2874  
 Istituto Orientale di Napoli. *Annali*. Sezione Germanica, dir. da Mario Gabrieli. – Napoli. 2701  
*Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Ser. 2. Lettere, Storia e Filosofia* [1959/61]. 2744  
*Archiv für Philosophie. Organ d. Internationalen Gesellschaft f. Philosophie u. Sozialwissenschaft*. Hrsg.: Jürgen v. Kempski. – Stuttgart: Kohlhammer. 2580  
*Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Begr. v. Ludwig Herrig*. Hrsg. v. Friedrich Maurer [u. a.]. – Braunschweig: Westermann. 2575  
*Arts*. – Paris: Soc. de Publ. Littéraires et Artistiques. 4<sup>o</sup> 2739, 2418 NR  
*AUMLA* [1959/61]. 2554, 2629  
*Baden-Württemberg. Südwestdt. Monatsschr. f. Kultur, Wirtschaft u. Reisen*. – Rottweil a. N.: Banholzer. 4<sup>o</sup> 2669  
*Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung. Unter Mitarb. v. Helena M. Gamer, Matthijs Jolles hrsg. v. H. Stefan Schulz*. – Bern & München: Francke. 2858, 2907  
*Weimarer Beiträge. Zeitschr. f. Literaturwissenschaft, ehemals hrsg. v. Louis Fürnberg u. Hans-Günther Thalheim*. – Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 2861, 2197 NR, 2337 NR, 2373 NR  
*Berichte und Informationen des Österreichischen Forschungsinstituts für Wirtschaft und Politik*. – Salzburg: Österreich. Forschungsinst. f. Wirtschaft u. Politik. 4<sup>o</sup> 2477  
*Leuvense Bijdragen. Bijblad* [1959/61]. 2629  
*Blätter für den Deutschlehrer* [1959/61]. 2381 NR  
*Klüter Blätter* [1956/8]. 2842  
*Tübinger Blätter* [1956/8]. 2915  
*Bodensee und Rhein. Illustriertes Heft f. Verkehrswerbung*. – Arbon: Genossenschafts-Druckerei. 4<sup>o</sup> 2901  
*Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausg. Organ d. Börsenvereins d. Deutschen Buchhandels e.V., Frankfurt a.M.* – Frankfurt a.M.: Buchhändler-Vereinigung GmbH. 4<sup>o</sup> 2685  
 s. a. *Der Junge Buchhandel*.  
*Books Abroad. An International Literary Quarterly*. – Norman, Oklahoma: Univ. of Oklahoma Press. 2554, 2629  
*Der Junge Buchhandel. Beil. zum Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausg. Red.: Kurt Meyer*. – München. 4<sup>o</sup> 2897  
*Bücherschiff. Die dt. Bücherzeitung*. – Limburg/Lahn: Das Bücherschiff. 4<sup>o</sup> 2474, 2629, 2648, 2373 NR, 2409 NR  
*Doitsu Bungaku* [1956/8]. 2598, 2818, 2847  
*Cahiers du Sud* [1956/8]. 2528  
*Creative Campus. Publ. by The University of Manitoba Student's Union*. – Winnipeg, Manitoba. 2517

<sup>1</sup> NR bezieht sich auf den Nachtrag der Rezensionen zur Bibliographie 1938–1961, S. 251–253; der Zusatz [1956/8] bzw. [1959/61] bei einem Titel verweist auf das Zeitschriftenregister zur Bibliographie 1956–1958 (Hölderlin-Jahrbuch 1958–1960 S. 271–277) bzw. zur Bibliographie 1959–1961 (ebda 1961–1962 S. 339–343); ein \* bezeichnet Titel, die nach einer sekundären Quelle aufgenommen sind.

- Castrum Peregrini* [1956/8]. 2604  
 Le nouveau *Commerce*. Publ. par les soins d'André Dalmas. – Paris. 2534  
*Convivium. Filosofía, Psicología, Humanidades*. – Barcelona: Fac. de Filosofía y Letras, Universidad de Barcelona. 2559, 2619  
*The Criterion*. – London: Faber & Faber. 2710  
*Critique. Revue générale des publications françaises et étrangères*. – Paris: Ed. de Minuit. 2418 NR  
*Delta. A magazine of poetry and criticism*. Ed. by Louis Dudek. – Montreal, Canada. 2502  
*Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis u. wissenschaftl. Grundlegung. In Verb. mit... hrsg. v. Robert Ulshöfer*. – Stuttgart: Klett. 2741, 2764, 2805, 2894  
*dialogo. tijdschrift voor wijsbegeerte. Dir.: L. Flam*. – Antwerpen: Uitgeverij ontwikkeling. 2722  
*Doku-Futsu-Bungaku-Kenkyū. Kwanseigakuin-Daigaku, Dokubungaku-Kenkyūshitsu-Nempō*. – Nishinomiya. 2736  
 Deutsch-romanische Literaturstudien. Jahresberichte des germanisch-romanischen Instituts der Kwanseigakuin Universität.  
*Erasmus* [1956/8]. 2473, 2648, 2720, 2379 NR  
*Erziehungskunst. Monatsschr. zur Pädagogik Rudolf Steiners. Hrsg. vom Bunde der Waldorfschulen*. – Stuttgart: Verl. Freies Geistesleben. 2880  
*Études. Revue mensuelle fondée en 1856 par des Pères de la Compagnie de Jésus*. – Paris. 2418 NR  
*Études Germaniques* [1956/8]. 2558, 2727, 2865  
*Euphorion* [1956/8]. 2843, 2922  
 the *fiddlehead. A quarterly of prose and verse*. – Fredericton, NB.: Univ. of New Brunswick, Dep. of English. 2507  
*La Fiera Letteraria* [1956/8]. 2163 NR  
*Frankfurt, Lebendige Stadt* [1956/8]. 2860a  
 Hokkaidō Daigaku. *Gaikokugo-Gaikokugobungaku-Kenkyū*. (The Hokkaido University. Essays in Foreign Languages and Literature. The Department of General Education.) – Sapporo. 2597, 2749  
 Wakayama Daigaku. Zinmonkagaku. *Gakugeigakubu-Kiyō*. (Bulletin of Liberal Arts College. Wakayama University. Humanities. Liberal Arts Society, Wakayama University.) – Wakayama. 2731  
*Genealogie. Deutsche Zeitschr. f. Familienkunde. Organ d. dt. Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände u. d. Abt. Genealogie u. Heraldik im Gesamtverein d. dt. Geschichts- u. Altertumskunde. Hrsg.: Gerhard Gessner u. Heinz Reise*. – Neustadt (Aisch): Degener & Reise. 2667  
*Germania*. – Bristol: German Society of the University of Bristol. 2504, 2512  
*Germanistik* [1959/61]. 2468, 2473, 2474, 2477, 2479, 2490, 2543, 2554, 2578, 2588, 2629, 2634, 2648, 2656, 2686, 2720, 2735, 2770, 2790, 2855, 2129 NR, 2284 NR, 2337 NR, 2373 NR, 2379 NR, 2380 NR, 2385 NR, 2409 NR, 2412 NR, 2451 NR  
 Historischer Verein Ludwigsburg. Ludwigsburger *Geschichtsblätter*. – Ludwigsburg: Kommissionsverl. J. Aigner, Buchh. 2903  
*Gete-Nenkan*. – [Tokyo:] Nippon Gete-Kyokai. 2551  
 Goethe-Jahrbuch. – Tokyo: Japanische Goethe-Gesellschaft.

- Giornale Critico della Filosofia Italiana*. Fondata da Giovanni Gentile. – Firenze: Sansoni. 2913
- Das *Goetheanum* [1956/8]. 2889
- Gregorianum*. Commentarii de re theologica et philosophica editi a professoribus Pontificiae Universitatis Gregoriana. – Roma: Pontificia Università Gregoriana. 2409 NR
- Der *Greifen-Almanach* auf das Jahr... Hrsg. v. Karl Dietz. – Rudolstadt: Greifenverl. 2579
- Die *Grenzboten*. Ztschr. f. Politik, Literatur u. Kunst. Hrsg.: Paul Mahn, George Cleinow. – Berlin: Verl. d. Grenzboten. 2886
- Gymnasium* [1959/61]. 2613
- Frankfurter *Hefte* [1956/8]. 2759
- Neue Deutsche *Hefte* [1956/8]. 2563
- Schwäbische *Heimat*. Zeitschr. zur Pflege von Landschaft, Volkstum, Kultur. Im Auftr. d. Schwäbischen Heimatbundes hrsg. v. Ernst Müller. – Stuttgart: Kohlhammer. 4<sup>o</sup> 2871
- Nea *Hestia*. Hidrytes: Gregorios Xenopulos. Dieuthyntes: Petros Chares. – Athenai. 2696
- Humboldt*. Dir.: Alberto Theile. – Hamburg: Übersee-Verl. 4<sup>o</sup> 2680
- Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt. *Jahrbuch*. – Heidelberg/Darmstadt: L. Schneider. 2724, 2881, 2892
- Jahrbuch* des Freien Deutschen Hochstifts. [N.F.] Hrsg. v. Detlev Lüders. – Tübingen: Niemeyer. 2467, 2701, 2761
- Literaturwissenschaftliches *Jahrbuch*. Im Auftr. d. Görres-Gesellschaft hrsg. v. Hermann Kunisch. N.F. – Berlin: Duncker & Humblot. 2750, 2814, 2350 NR
- Jahrbuch* der Deutschen Schillergesellschaft [1956/8]. 2632, 2687, 2911
- Insel Almanach* auf das Jahr... – Frankfurt a. M.: Insel Verl. 2909
- The *Journal of English and Germanic Philology* [1956/8]. 2473, 2578, 2720, 2732
- \* Kanazawa Daigaku. Höbungakubu. *Kanazawa-Daigaku-Höbungakubu-Ronshu*. Bungakuhon. – Kanazawa. 2652
- Studien der Juristisch-Philos. Fakultät d. Kanazawa-Universität. Klasse Literaturwissenschaft.
- Kirche in der Zeit*. Evang. Informations- u. Nachrichtendienst. Hrsg.: Presseverband d. Evang. Kirche im Rheinland. – Düsseldorf: Presseverb. d. Evang. Kirche im Rheinland. 4<sup>o</sup> 2792
- Die *Kommenden*. Eine unabhängige Zeitschr. f. geistige u. soziale Erneuerung. Hrsg.: Herbert Hillringhaus. – Freiburg i. Br.: Verl. „Die Kommenden“. 4<sup>o</sup> 2714
- Die *Kreatur*. Eine Zeitschrift. Hrsg. v. Martin Buber, Viktor von Weizsäcker und Joseph Wittig. – Berlin: L. Schneider. 2734
- Duitse *Kroniek* [1959/61]. 2634, 2720, 2770
- Italienische *Kulturnachrichten* [1956/8]. 2844
- Kultuurleven* [1956/8]. 2473
- Kunst* ins Volk. Zeitschr. f. Freunde d. bildenden Künste. Malerei, Graphik, Plastik, Architektur, Kunsthandwerk. – Wien. 2842
- Pariser *Kurier*. Deutsche Zeitung in Frankreich. – Paris. 2<sup>o</sup> 2878
- Polska Akademia Nauk. Komitet Neofilologiczny. *Kwartalnik* Neofilologiczny. – Warszawa. 2855
- Neophilologische Vierteljahrsschr. Hrsg. v. Komitee f. Neuere Phil. d. Poln. Akad. d. Wiss.
- Modern Languages*. Journal of the Modern Language Association. Ed.: Constance E. Hurren. – London: Modern Language Ass. 2810
- Les *Lettres Françaises*. Fond.: Jacques Decour et Jean Paulhan. Dir.: Aragon. – Paris. 2<sup>o</sup> 2522, 2524, 2526, 2532, 2865
- German Life & Letters* [1956/8]. 2498, 2554, 2555, 2629, 2863, 2129 NR, 2349 NR, 2379 NR, 2418 NR
- neue deutsche *literatur* [1956/8]. 2788, 2815
- Philosophischer *Literaturanzeiger* [1956/8]. 2717
- Comparative Literature* [1956/8]. 2554, 2877, 2380 NR
- Deutsche *Literaturzeitung* [1956/8]. 2473, 2373 NR
- Theologische *Literaturzeitung*. Monatsschr. f. d. gesamte Gebiet d. Theologie u. Religionswissenschaft. Hrsg. v. Ernst Sommerlath. – Berlin: Evang. Verlagsanst. 4<sup>o</sup> 2287 NR
- Das Neue *Mainz*. Hrsg.: Städt. Presseamt Mainz. – Mainz: Schmidt. 2771
- Maske* und Kothurn. Vierteljahrsschr. f. Theaterwissenschaft. Hrsg.: Inst. f. Theaterwissenschaft an d. Universität Wien. – Graz-Kreisbach, Köln: Hermann Böhlau. 2780
- Melos*. Zeitschr. f. neue Musik. Hrsg.: Heinrich Strobel. – Mainz: Melos-Verl. 4<sup>o</sup> 2700, 2904, 2905
- Mercure de France* [1956/8]. 2525, 2530, 2739, 1696 NR
- Mercur* [1959/61]. 2602, 2831
- Mitteilungen* des Deutschen Germanisten-Verbandes [1959/61]. 2578, 2629, 2720, 2790, 2380 NR, 2464 NR
- Modern Language Notes*. Ed. Board: René N. Girard, Blanche A. Price [u. a.] – Baltimore, Md.: The Johns Hopkins Press. 2629
- The *Modern Language Review* [1956/8]. 2648, 2704, 2730, 2864, 2380 NR
- Der *Monat*. Hrsg.: Fritz René Allemann u. Hellmut Jaesrich. – Berlin: Ges. f. internationale Publizistik m.b.H. 2676
- Schweizer *Monatshefte* [1956/8]. 2635, 2868, 2872, 2890
- Monatshefte* für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur [1956/8]. 2629, 2648, 2720, 2793, 2859, 2349 NR, 2380 NR
- Germanisch-Romanische *Monatsschrift* [1959/61]. 2567, 2684, 2709
- Musica* [1956/8]. Beil. Phonoprisma. Zeitschr. f. Schallplattenfreunde. Hrsg. v. Günter Haufswald. 2679, 2463 NR
- Musik im Unterricht*. Ausg. B. Zeitschr. f. Musik in Schule u. Lehrerbildung. – Mainz: B. Schott's Söhne. 4<sup>o</sup> 2573, 2778
- Muttersprache* [1956/8]. 2473, 2639, 2373 NR
- Nachrichten* aus dem Kösel-Verlag. Hrsg.: Heinrich Wild. – München: Kösel-Verl. 2694
- Nagyvilág*. Világíródalmi Folyóirat. – Budapest. 2626
- Universum. Zeitschr. d. Weltliteratur.
- Neophilologus* [1956/8]. 2373 NR, 2380 NR
- \* The *New York Times*. International edition. – New York: New York Times Comp. 2<sup>o</sup> 2499
- ontmoeting*. Letterkundig en algemeen cultureel maandblad. – Baarn: Bosch & Keuning. 2614

- Ord och Bild. Illustrerad månadsskrift utg. av Karl Wählin. – Stockholm: Wahlström & Widstrand. 2544
- Osaka-Ongakudaigaku-Kenkyū-Kiyō. – Osaka. 2653  
Vierteljahrsschrift der Osaka-Musikhochschule.
- Ost-West-Kurier. Die Stimme f. d. Wiedervereinigung. – Frankfurt a. M.: Heimat-Verl. 2<sup>o</sup> 2475, 2629
- The *Personalist*. An International Review of Philosophy, Religion, and Literature. – Los Angeles: Univ. of Southern California, The School of Philosophy. 2502, 2518, 2519, 2620, 2651, 2677
- Modern *Philology*. Ed.: Donald F. Bond. – Chicago/Ill.: The Univ. of Chicago Press. 2629, 2648
- Phonoprisma* s. Musica.
- Psychiatrie*, Neurologie und medizinische Psychologie. Zeitschr. f. Forschung u. Praxis. Hrsg. v. K. Leonhard [u. a.]. – Leipzig: Hirzel. 4<sup>o</sup> 2807
- Der *Psychologe*. Monatsschr. f. Psychologie u. Lebensberatung. Hrsg.: Gust. Hans Graber. – Schwarzenburg: BGS-Verl. 2659
- Publications of the Modern Language Association of America*. Ed. by John Hurt Fisher. – Menasha, Wisc. 2885
- The German *Quarterly*. Publ. by the American Association of Teachers of German. – Appleton, Wisc. 2550, 2554
- Philological Quarterly*. A Journal Devoted to Scholarly Investigation of the Classical and Modern Languages and Literatures. – Iowa City: State Univ. of Iowa Press. 2554, 2578, 2638
- \* *Quelle*. Zeitschr. junger japanischer Germanisten in Osaka. Hrsg. v. d. Quelle-Kai. – Osaka: Quelle-Kai. 2708, 2753
- Radius*. Vierteljahrsschr. d. Evang. Akademikerschaft in Deutschland. – Stuttgart-Bad Cannstatt: Verl. Radius. 4<sup>o</sup> 2287 NR
- The *Review*. A bi-monthly magazine of poetry and criticism. Ed.: Ian Hamilton. – Oxford. 2505
- The Germanic *Review* [1956/8]. 2629, 2643, 2657, 2720, 2185 NR
- Quarterly Review of Literature* [1959/61]. 2511
- Revista de Filosofía*. Dir.: Emilio Estiú. – La Plata, Argentina: Universidad Nacional de La Plata, Facultad de Humanidades y Ciencias de la Educación, Departamento de Filosofía. 2621
- La *Revue des Lettres Modernes*. – Paris. 2678
- La nouvelle *Revue Française* [1959/61]. 2525, 2535, 2668, 2739, 2418 NR
- Revue de Paris*. N. S. – Paris: Bureau de la Revue de Paris. 2914a
- Revue de Poésie*. Directeur-gérant: Michel Deguy. – Paris. 2527
- Revue de Synthèse*. Organe du Centre Internationale de Synthèse. – Paris: Michel. 2585, 2586
- Rivista di Letteratura Moderna e Comparate*. Dir. da Carlo Pellegrini e Vittorio Santoli. – Firenze: Valmartina. 2380 NR
- Die Neue *Rundschau*. – Frankfurt a. M.: S. Fischer. 2644, 2665, 2751
- Philosophische *Rundschau* [1956/8]. 2349 NR, 2409 NR
- Schweizer *Rundschau* [1956/8]. 2899
- Theologische *Rundschau*. N. F. Unter Mitw. ... hrsg. v. Rudolf Bultmann u. Erich Dinkler. – Tübingen: Mohr. 2287 NR
- Segnacolo*. Quaderni Bimestrali di Lettere e Arti. – Bologna, Roma: Ed. del Segnacolo. 2742
- \* Kansai Daigaku. Daigakuin-Kenkyukai. *Senriyama-Ronshu*. – Suita/Osaka. 2747  
Kansai-Universität. Studienkreis des Magisterkurses. Senriyama-Schriften.
- Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Künste. – Berlin: Rütten & Loening. 2640, 2779
- Sonntag*. Wochenzeitung f. Kultur, Politik u. Unterhaltung. Chefred.: Heinrich Goeres. – Berlin: Aufbau-Verl. 2<sup>o</sup> 2833
- Sonntagspost*. Wöchentl. Beil. zum „Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur“ [1959/61]. 2473, 2487, 2691, 2379 NR, 2380 NR
- Stand*. Ed. by Jon Silkin. – Leeds. 2503
- Stimmen der Zeit* [1956/8]. 2693
- studi germanici*. n. s. – roma: ed. dell' ateneo. 2536, 2629, 2656, 2720, 2763
- La *Table Ronde*. Revue mensuelle. – Paris: Plon. 2526
- Tel quel* [1959/61]. 2572, 2582, 2879
- Les *Temps Modernes* [1956/8]. 2418 NR
- Teoresi*. Rivista di cultura filosofica. – Messina/Firenze. 2301 NR
- The *Times Literary Supplement* [1959/61]. 2498
- Musical Times*. – London: Novello. 4<sup>o</sup> 2746
- Universitätstage* 1962. Veröffentlichung der Freien Universität Berlin [21]: Wissenschaft und Verantwortung. – Berlin: de Gruyter. 2644
- Universitas* [1956/8]. 2473
- Universitas*. Quarterly English Language Edition [1959/61]. 2501, 2502, 2507, 2409 NR
- Il *Velvro*. Rivista della civiltà italiana. Dir. Vincenzo Cappelletti. – Roma. 2615
- Vértice*. Revista de Cultura e Arte. Ed.: Mário Braga. – Coimbra: „Atlântida“. 2719
- Voprosy Literaturny*. Organ Sojuza pisatelej SSSR i Inst. mirovoj lit. im. A. M. Gorkogo Akad. Nauk SSSR. – Moskva. 2557
- Fragen der Literatur. Organ d. Schriftstellerverb. d. UdSSR u. A. M. Gorki-Inst. f. Weltliteratur bei d. Akad. d. Wiss. d. UdSSR.
- Wandelhalle* der Bücherfreunde. Nachrichtenblatt d. Ges. d. Bibliophilen e.V. N. F. – München-Solln: Ges. d. Bibliophilen. 2479
- Die *Welt* der Slawen. Vierteljahrsschr. f. Slawistik. – Wiesbaden: Harrassowitz. 2689
- Welt und Wort* [1956/8]. 2474, 2578, 2629, 2656, 2720, 2735, 2871, 2349 NR
- Wort und Antwort*. Zeitschr. f. religiöse Vertiefung. Hrsg.: Weltorden d. Dominikaner. – Essen: Driewer. 2603
- Wirkendes Wort* [1956/8]. 2720, 2301 NR
- Moskovskij Gosudarstvennyj Pedagogičeskij Institut. Učenyje *Zapiski*. Zarubežnaja Literatura. – Moskva. 2622
- Moskauer Staatliches Pädagogisches Institut. Gelehrte Aufzeichnungen. Ausländische Literatur.
- \* *Zeitschrift für Germanistik*. – Seoul: Sung Kyun Kwan Univ. 2748
- Institut für Auslandsbeziehungen. *Zeitschrift für Kulturaustausch*. – Stuttgart. 4<sup>o</sup> 2902
- Neue *Zeitschrift für Musik* [1959/61]. 2573, 2576, 2839, 2852, 2882
- Zeitschrift für deutsche Philologie*. Hrsg. v. Hans Moser [u. a.]. – Berlin, Bielefeld, München: Schmidt. 2762, 2769
- Wissenschaftliche *Zeitschrift* der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. Hrsg.: Der Rektor d. Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. – Greifswald. 4<sup>o</sup> 2579

Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- u. sprachwissenschaftl. Reihe. Hrsg.: Der Rektor d. Karl-Marx-Universität Leipzig. – Leipzig, 4<sup>o</sup> 2707, 2716

Die andere Zeitung. Hrsg.: Gerhard Gleißberg, Rudolf Gottschalk. – Hamburg, 2<sup>o</sup> 2688  
Zentralblatt für Bibliothekswesen. – Leipzig: VEB Bibliogr. Inst. 2373 NR

## REGISTER

der Autoren, Herausgeber, Übersetzer, Rezensenten usw.<sup>1</sup>

- Abbé, Derek Van 2648, 2380 NR  
Abirached, Robert 2739  
Ackermann, Ernst Wilhelm 2549, 2625  
Adorno, Theodor W. 2751, 2857  
Agostini, Gabriele de 2752  
Akiyama, Takuya 2653, 2753  
Alewyn, Richard 2754, 2799  
Amoretti, Giovanni Vittorio 2476, 2654  
Anceschi, Luciano 2536  
Anderegg, Johannes 2800  
Anderle, Martin 2550  
Áprily, Lajos 2547  
Arany, János 2547  
Arndt, Erwin 2861  
Asai, Masao 2551  
Astrada, Carlos 2655  
Auclair, Marcelle 2521  
Auden, Wystan Hugh 2514  
Autenrieth, Johanne 2727, 2373 NR  
Axelsson, Rune 2544, 2756
- Bach, Emmon Werner 2554, 2629, 2648,  
2720, 2858, 2349 NR, 2380 NR  
Baeumer, Max Lorenz 2757, 2793, 2859  
Balthasar, Hans Urs von 2860  
Bary, Herbert de 2860a  
Basave Fernández del Valle, Agustín  
2546, 2758  
Basler, Otto 2648  
Bastard, Lucien [wirkl. Name]  
s. Estang, Luc [Pseud.]  
Baukloh, Friedhelm 2759  
Baum, Manfred 2760, 2799  
Beaufret, Jean 2532, 2418 NR  
Becher, Johannes Robert 2552  
Beck, Adolf 2467, 2553, 2761, 2871  
Beirnaert, Louis 2418 NR  
Beißner, Friedrich 2468, 2469, 2470, 2471,  
2473, 2474, 2477, 2488, 2493, 2527,  
2558, 2588, 2592, 2623, 2656, 2706,  
2727, 2762, 2763, 2764, 2765, 2799,  
2861, 2862, 2379 NR, 2380 NR  
Bellour, Raymond 2532  
Benjamin, Walter 2381 NR  
Benn, Gottfried 2809  
Benn, Maurice B. 2554, 2555, 2629, 2863,  
2379 NR  
Bennett, W. 2657  
Berger, Dorothea 2581  
Berger, Erich 2581  
Berkovskij, Naum 2557  
Bernard-Maitre, Henri 2585, 2586  
Bernáth, István 2592, 2176 NR  
Bernd, Clifford A. 2864  
Bertaux, Pierre 2473, 2477, 2525, 2558,  
2648, 2720, 2865  
Bertocci, Silvio 2536  
Betzen, Klaus 2766, 2799  
Bevilacqua, Giuseppe 2539, 2866  
Bezruč, Petr 2658, 2767  
Bianquis, Geneviève 2524, 2678  
Biemel, Walter 2559  
Binder, Wolfgang 2560, 2561, 2562, 2588,  
2596, 2768, 2769, 2799, 2867, 2868,  
2869, 2130 NR  
Bjørnvig, Thorkild 2185 NR  
Blomberg, Erik 2544, 2756  
Blum, Ernst 2659  
Bobrowski, Johannes 2563, 2588, 2660  
Bock, Irmgard 2870  
Böckmann, Paul 2564, 2565, 2588, 2661,  
2871  
Böhmer, Jürgen 2349 NR  
Boer, Wolfgang de 2727, 2385 NR  
Bös, Josef 2477  
Böschenstein, Bernhard 2490, 2770, 2872,  
2873, 2874  
Borio, Filiberto 2163 NR  
Bornmann, Bianca M. 2380 NR  
Borrmann, Gottfried 2771  
Boucher, Maurice 2379 NR  
Bouchet, André du  
s. Du Bouchet, André  
Brahms, Johannes 2506

<sup>1</sup> NR bezieht sich auf den Nachtrag der Rezensionen zur Bibliographie 1938–1961, S. 251–253.

Brandsch, Walter 2772  
 Brandt, Jørgen Gustava 2566  
 Bravetta, Vittorio Emanuele 2662  
 Brecht, Bertolt 2497, 2875  
 Brenning, Gerda 2663, 2773  
 Britten, Benjamin 2508, 2746  
 Brock-Sulzer, Elisabeth 2809  
 Bröcker, Walter 2592, 2664, 2727, 2284 NR  
 Brokmeier, Wolfgang 2586  
 Brosse, Jacques 2418 NR  
 Brown, W. Edward 2510  
 Brüggemann, Paul 2775  
 Buber, Martin 2734, 2809, 2876  
 Buddeberg, Else 2567  
 Buhr, Heinrich 2287 NR  
 Bunge, Hans-Joachim 2779  
 Burford, William 2497a  
 Burnshaw, Stanley 2509  
 Burwick, Fred L. 2877  
 Busch, Günther 2474

Caminero, Nemesio González 2409 NR  
 Carrère, Jean 2522  
 Celan, Paul 2665, 2776, 2799  
 Char, René 2568, 2588, 2666  
 Chasles, Philarète 2914a  
 Chodera, Jan 2543, 2855  
 Clancier, Georges-Emmanuel 1696 NR  
 Closs, August 2554, 2569, 2661, 2129 NR,  
 2349 NR  
 Codino, Georges 2678  
 Corbin, Henry 2585  
 Cornelissen, Maria 2570, 2588, 2083 NR  
 Curjel, Hans 2875

Daecke, Sigurd 2287 NR  
 Daix, Pierre 2865  
 Dallmayr, Horst 2571  
 Decker-Hauff, Hansmartin 2667  
 Deguy, Michel 2523, 2527, 2572, 2585,  
 2668  
 Deicke, Günther 2500  
 Delorme, Maurice 2592, 2197 NR  
 Derrida, Jacques 2879  
 Desalmand, Luc 2585, 2586  
 Dierks, Margarete 2706, 2777  
 Dijkgraaf, J. L. 2373 NR  
 Dilschneider, Otto 2287 NR

Döhl, Friedhelm 2573, 2778  
 Drewsen, Eva 2574  
 Dreyfuss, Marianne 2500  
 Du Bouchet, André 2525, 2530  
 Eggebert, Ulrich Seelmann-  
 s. Seelmann-Eggebert, Ulrich  
 Eisler, Hanns 2779  
 Eppelsheimer, Rudolf Bernhard 2575  
 Esser, Hans 2629  
 Estang, Luc 2739  
 Eyberg, Christoph J. 2880

Faye, Jean-Pierre 2531  
 Fédier, François 2523, 2527, 2532, 2585,  
 2586  
 Fehr, Karl 2701, 2761  
 Feise, Ernst 2657  
 Felsenstein, Ludwig 2772  
 Fernández del Valle, Agustín Basave  
 s. Basave Fernández del Valle, Agustín  
 Fink, Gonthier-Louis 2634  
 Fischer, Ernst 2779  
 Fischer, Eugen Kurt 2669, 2670  
 Fischer, Kuno 2671  
 Fischer, Walter 2780  
 Fischer de Walker, Ruth 2680  
 Fitts, Dudley 2509  
 Flora, Francesco 2715  
 Forster, Leonard Wilson 2881  
 Foucault, Michel 2418 NR  
 Frank, Marga 2581  
 Fremantle, Anne 2514  
 Frey, Hans 2781  
 Freyse, Renate 2576, 2882  
 Fried, Erich 2710, 2820, 2892  
 Friedman, Phillip Allan 2510  
 Fritz, Kurt von 2613  
 Fritz, Walter Helmut 2563  
 Fuchs, Rudolf 2658

Gadamer, Hans-Georg 2409 NR  
 Gärtner, Otto 2577  
 Gaier, Ulrich 2474, 2554, 2578, 2638,  
 2380 NR, 2385 NR  
 Gail, Anton J. 2301 NR  
 Galey, Matthieu 2739  
 Garber, Frederick Myer 2672  
 Garnier, Pierre 2703

Gascoyne, David 2782, 2798, 2883  
 Gaßner, Christoph 2914  
 Geerds, Hans Jürgen 2579, 2783  
 Geißner, Hellmut 2884  
 George, Emery Edward 2720, 2784, 2885  
 Gerster, Georg 2809  
 Gieseler, Eberhard 2494  
 Glenn, Jerry Hosmer 2785  
 Gliedner, Robert 2887  
 Gode-von Aesch, Alexander Gottfried  
 Friedrich 2510, 2520  
 Gold, Käthe 2935  
 Gontard, Joachim 2699  
 Gottschalk, Hans 2712  
 Goy, Erwin [wirkl. Name]  
 s. Lysohorsky, Ondra [Pseud.]  
 Grack, Günther 2673  
 Graf, Erich 2409 NR  
 Grass, Hans 2287 NR  
 Gray, Ronald Douglas 2888  
 Greiner, Wolfgang 2889  
 Greiner-Mai, Herbert 2478  
 Griffin, Johnny 2930  
 Grigson, Geoffrey 2502a  
 Groethuysen, Bernard 2526  
 Gründer, Karlfried 2580  
 Guardini, Romano 2836, 371 NR  
 Guareschi, Alberto 2540  
 Günther, Joachim 2674  
 Gundelfinger, Friedrich [wirkl. Name]  
 s. Gundolf, Friedrich  
 Gundolf, Friedrich 2581, 2774

Haase, Horst 2787, 2788  
 Haefliger, Rosmarie Schönhaus-  
 s. Schönhaus-Haefliger, Rosmarie  
 Haensel, Carl 2789  
 Häny, Arthur 2890  
 Haering, Theodor Lorenz 2675  
 Häussermann, Ulrich 2588, 2727, 2790,  
 2891, 2205 NR  
 Hallier, Jean-Edern 2582  
 Hamburger, Michael 2498, 2503, 2504,  
 2505, 2511, 2512, 2515, 2791, 2798,  
 2799, 2881, 2892, 2129 NR, 2418 NR  
 Hamlin, Cyrus 2513, 2516, 2583  
 Hammelsbeck, Oskar 2792  
 Hammer, Carl, jr. 2732

Harpprecht, Klaus 2676  
 Harries, Karsten 2677  
 Hartmann, Hans 2678  
 Hartmann, Moritz 2479  
 Hatfield, Henry 2793  
 Hausmann, Manfred 2584  
 Haußwald, Günter 2679  
 Haym, Rudolf 2893  
 Hays, H. R. 2499  
 Hebel, Franz 2894  
 Hecht, Werner 2875  
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 2522  
 Heidegger, Martin 2523, 2562, 2585, 2586,  
 2680, 2681, 2682, 2931  
 Hellingrath, Norbert von 2774, 2886,  
 22 NR  
 Hellquist, Elof 2544, 2756  
 Helmerking, Heinz 2629  
 Hempel, Hans-Peter 2717  
 Henderson, Elizabeth 2498  
 Henniger, Rolf 2884, 2464 NR  
 Henze, Hans Werner 2588  
 Herwegh, Georg 2547, 2548, 2794  
 Hesse, Hermann 2809  
 Heuschele, Otto 2795  
 Heym, Heinrich 2683, 2894a  
 Hildebrandt, Kurt 2587, 2886, 2895  
 Hill, Geoffrey 2796, 2798  
 Hilty, Palmer 2510  
 Hippe, Robert 2797  
 Hochmuth, Ingeborg 2896  
 Hock, Erich 2933  
 Höck, Wilhelm 2897  
 Höffe, Wilhelm 2464 NR  
 Hölscher, Uvo 2799, 2800, 2898  
 Hof, Walter 2684, 2349 NR  
 Hoffmann, Wilhelm 2553, 2604, 2685,  
 2799, 2801, 2911  
 Hoffmeister, Johannes 2522, 2686  
 Hofmannsthal, Hugo von 2687  
 Holenstein, Albert 2899  
 Holmqvist, Bengt 2698  
 Holthusen, Hans Egon 2665  
 Honeit, Maria 2702, 2741  
 Hübert, Gerda 2802  
 Hübner, Götz Eberhard 2871  
 Hugo, Howard E. 2509  
 Hull, Richard Francis Carrington 2514

Jaccotter, Philippe 2532, 2533, 2534, 2535, 2739  
 Jacobs, Hans 2900  
 Jäckel, Günter 2727, 2128 NR  
 Jánosy, István 2547  
 Jappe, Hajo 2634, 2720, 2770, 2381 NR  
 Jastrun, Mieczysław 2543  
 Ihering, Herbert 2688  
 Jilek, Heinrich 2689  
 Jobst, Siegfried 2685  
 Jocums, George 2589  
 Johnson, David 2506  
 Iommi, Gofredo 2527  
 Jouve, Pierre Jean 2526  
 Jung, Carl Gustav 2809  
 Just, Gottfried 2690

Kachler, Karl Gotthilf 2875  
 Kaeser, Hildegard Johanna 2803  
 Kahn-Wallerstein, Carmen 2804  
 Kaiser, Joachim 2590  
 Kanters, Robert 2586  
 Károlyi, Amy 2547  
 Kasprzyk, Peter 2412 NR  
 Kaufmann, Walter 2499  
 Kelletat, Alfred 2588, 2591, 2727, 2799, 2805, 2130 NR, 2373 NR, 2409 NR  
 Kempter, Lothar 2473, 2487, 2691, 2901, 2379 NR, 2380 NR  
 Képes, Géza 2547  
 Kerényi, Karl 2592, 2692, 2809  
 Keresztury, Dezső 2547, 2794  
 Kerkhoff, Emmy Louise 2593  
 Kiaulehn, Walther 2594  
 Kirchner, Werner 2588, 2595, 2596  
 Klässig, Alexander 2373 NR  
 Klenk, G. Friedrich 2693  
 Klossowski, Pierre 2526  
 Kluckhohn, Paul 2588, 2799  
 Kodama, Akito 2597, 2598  
 Koenig-Warthausen, Gabriele von 2844  
 Kohler, Maria 2588, 2599  
 Konrad, Gustav 2474, 2578, 2629, 2656, 2720, 2735, 2871  
 Koopmann, Helmut 2451 NR  
 Kraft, Werner 2600, 2601, 2602, 2694, 2734, 2806  
 Kuhn, Martin 2902

Kunisch, Hermann 2350 NR  
 Kupec, Ivan 2545

Lachmann, Eduard 2588, 2617  
 Landmann, Georg Peter 2886  
 Landmann, Michael 2695  
 Landolt, Eduard 2301 NR  
 Laplanche, Jean 2558, 2418 NR  
 Launay, Jean 2523, 2585  
 Laurien, Hanna-Renate 2603  
 Lazanas, Bas. I. 2696  
 Leemans, Victor 2473  
 Leff, Angela 2649, 2710  
 Le Fort, Gertrud von 2809  
 Leifer, Walter 2697  
 Lenk, Erhard 2903  
 Lenko, Július 2545  
 Leonhard, Karl 2807  
 Leuthe, Maya 2656  
 Lewinski, Wolf-Eberhard von 2904, 2905  
 Lichtenfeld, Monika 2808  
 Lindegren, Erik 2698  
 Lindeiner-Wildau, Christoph von 2699  
 Lindsay, J. M. 2810  
 Lissberger, Ewald 2553, 2604  
 Littmann, Arnold 2928, 2463 NR, 2464 NR, 2465 NR  
 Loeb, Ernst 2629  
 Lohmüller, Helmut 2700  
 Lohrer, Liselotte 2604  
 Lüders, Detlev 2701, 2702, 2811  
 Lühr, Peter 2933  
 Lukács, Georg [d. i. György] 2812  
 Lupi, Sergio 2483, 2541, 2906  
 Łysohorsky, Ondra 2605, 2703, 2813

Macke, Dezső [wirkl. Name]  
 s. Monoszló Macke, Dezső  
 Magenau, Rudolf 2903  
 Mai, Herbert Greiner-  
 s. Greiner-Mai, Herbert  
 Maitre, Henri Bernard-  
 s. Bernard-Maitre, Henri  
 Mally, Emma Louise 2500  
 Malmberg, Bertil 2544, 2756  
 Malsch, Wilfried 2588, 2606  
 Man, Paul de 2907  
 Mason, Eudo Colecestra 2554, 2704, 2814

Matthisson, Friedrich 2744  
 Maurer, Georg 2815  
 Maurer, Karl W. 2501, 2502, 2507, 2517, 2518, 2519, 2409 NR  
 Mayer, Elizabeth 2508  
 Mayer, Hans 2705  
 Mende, Fritz 2197 NR  
 Merlan, Philip 2613  
 Michael, Friedrich 2463 NR  
 Michaelis, Rolf 2607  
 Michel, Wilhelm 2706, 2774  
 Middleton, Christopher 2497a, 2608, 2798, 2816  
 Mieth, Günter 2489, 2707, 2908, 2373 NR  
 Miguel, André 2525  
 Miki, Masayuki 2708  
 Minder, Robert 2909  
 Mitchell, Phillip Marshall 2473, 2629  
 Mittner, Ladislao 2817  
 Miyahara, Akira 2818  
 Mörchen, Hermann 2578, 2629, 2720  
 Mojašević, Miljan 2799, 2819, 2337 NR  
 Mommsen, Momme 2709, 2910, 2911  
 Monoszló Macke, Dezső 2605  
 Monterde, Francisco 2758  
 Moser, Hugo 2765  
 Mühlberger, Josef 2658, 2767  
 Müller, Ernst 2473, 2609  
 Müller, Günther 2610  
 Müller, Joachim 2473, 2492, 2373 NR  
 Müller, Richard Matthias 2686, 2727, 2238 NR  
 Muir, Edwin 2710, 2798, 2820, 2912

Nagy, Ágnes Nemes  
 s. Nemes Nagy, Ágnes  
 Nalewski, Horst 2711  
 Negri, Antimo 2913  
 Neher, Caspar 2497, 2875  
 Neis, Edgar 2712  
 Nemes Nagy, Ágnes 2547, 2548, 2794  
 Neubauer, Simon 2821  
 Nickel, Peter 2713  
 Nims, John Frederick 2509  
 Nordmeyer, Barbara 2714  
 Nussbächer, Konrad 2486

Oberkampf, Walter 2720  
 Oehler, Ilva 2588, 2611, 2612

Ognjanov, Ljubomir 2337 NR  
 Oppermann, Hans 2692  
 Orff, Carl 2496  
 Otto, Walter Friedrich 2613  
 Ouboter, C. 2614

Peacock, Ronald 2704  
 Pears, Peter 2508  
 Pellegrini, Alessandro 2615, 2616, 2715, 2914  
 Petri, Horst 2822  
 Petzold, Emil 2588, 2617  
 Peyre, Henri 2509  
 Pezold, Klaus 2716  
 Pfaff, Peter 2701  
 Pfeiffer, Johannes 410 NR  
 Pfizer, Theodor 2553, 2588, 2604, 2618, 2799, 2823, 2824, 2825  
 Picard, Hans Rudolph 2619  
 Pichois, Claude 2914a  
 Pigenot, Ludwig von 2774, 2799, 2826  
 Pitte, Frederick P. Van De 2620  
 Pocar, Ervino 2537, 2893  
 Pöggeler, Otto 2717  
 Poethen, Johannes 2409 NR  
 Pongs, Hermann 2718  
 Presas, Mario A. 2621  
 Protasova, Klavdija S. 2622  
 Pyritz, Hans 2623  
 Pyritz, Ilse 2623

Quadflieg, Will 2884, 2928, 2929, 2463 NR, 2465 NR  
 Quenzer, Wilhelm 2409 NR  
 Quint, Josef 2765  
 Quintela, Paulo 2719

Raabe, Paul 2720, 2790  
 Radnóti, Miklós 2547  
 Radt, Stefan Lorenz 2380 NR  
 Rau, Greta Wolfer-  
 s. Wolfer-Rau, Greta  
 Raupach, Ernst 2625  
 Read, Herbert 2798, 2827  
 Reich, Willi 2656  
 Reimann, Paul 2721  
 Reinhardt, Karl 2624  
 Rempel, Hans 2828

Reniers, Annie 2722  
Renner, Ida 2829  
Requadt, Paul 2588, 2625  
Reusner, Ernst von 2491  
Rieble, Egon 2915  
Rilla, Paul 2875  
Rinser, Luise 2809  
Rinsum, Annemie van 2723  
Rinsum, Wolfgang van 2723  
Rockel, Gerd 2830  
Rónay, György 2547, 2626  
Rosenzweig, Franz 2627  
Ross, Werner 2628, 2831  
Rosteutscher, Joachim Heinz Wilhelm  
2588, 2629, 2630, 2724, 2727  
Rotermund, Erwin 2631  
Rovini, Robert 2528  
Rüdiger, Horst 2581  
Rühmkorf, Peter 2631, 2725, 2832, 2930  
Rumler, Josef 2813  
Rumpf, Horst 2588, 2111 NR  
Ryan, Lawrence J. 2468, 2473, 2477, 2479,  
2490, 2554, 2555, 2578, 2588, 2629,  
2632, 2633, 2634, 2648, 2656, 2686,  
2720, 2735, 2770, 2790, 2916, 2083 NR,  
2111 NR, 2205 NR, 2284 NR, 2349 NR,  
2379 NR, 2439 NR

Sachs, Nelly 2698  
Sadzik, Joseph 2726  
Salveti, Gaetano 2163 NR  
Samuel, Richard 2730  
Satorsky, Cyril 2497a  
Sattler, Dietrich Eberhard 2484  
Schadewaldt, Wolfgang 2496, 2350 NR  
Schär, Esther 2635  
Scheibe, Siegfried 2373 NR  
Scherer, Michael 2485  
Schiller, Dieter 2833  
Schilling, Friedrich 2636  
Schimmelpfennig, Heinz 2884  
Schlagdenhauffen, Alfred 2727  
Schloz, Wilhelm 2834  
Schmalzriedt, Egidius 2613  
Schmetz, Ferdinand 2479  
Schmidt, Jochen 2799, 2835  
Schneider, Reinhold 2836, 2917  
Schnyder, Gilbert 2526

Schöll, Friedrich 2637  
Schönhaus-Haeffliger, Rosmarie 2803  
Scholz, Wilhelm von 2837  
Schoolfield, George C. 2185 NR  
Schottmann, Hans-Heinrich 2638  
Schröder, Hartwig 2639  
Schüler, Gerhard 2728  
Schützeichel, Rudolf 2765  
Schulz, Ruth-Eva 2640  
Schwachhofer, René 2478  
Schwartz, Delmore 2798, 2838  
Schwarz, Egon 2720  
Schwirtlen, Fred 2918  
Seeba, Hinrich 2475, 2629  
Seebaß, Friedrich 2495, 2774  
Seekamp, Hans-Jürgen 2474  
Seelmann-Eggebert, Ulrich 2839  
Seidenfaden, Theodor 2641, 2729  
Seiffert, Hans Werner 2730  
Shitshiri, Shinsui 2731  
Siewerth, Gustav 2642  
Silz, Walter 2643, 2732  
Skelton, Robin 2883  
Škreb, Zdenko 2337 NR  
Sojka, Erich 2813  
Spann, Meno 2510  
Spender, Stephen 2798, 2840  
Spörri, Gertrud 2919  
Sporn, Karl 2380 NR  
Stackmann, Karl 2765  
Stahl, Ernst Ludwig 2588, 2379 NR  
Staiger, Emil 2473, 2799, 2809, 2841  
Stapf, Paul 2472  
Stein, Ernst 2733  
Stoll, Robert Thomas 2653, 1510 NR  
Strauß, Ludwig 2734, 2920  
Strich, Fritz 2712  
Studt, Wilhelm 2925  
Stüber, Fritz 2842, 2921  
Sulzer, Elisabeth Brock-  
s. Brock-Sulzer, Elisabeth  
Szabó, Lőrinc 2547  
Szondi, Peter 2644, 2735, 2843, 2922  
Szyrocki, Marian 2855, 2856  
  
Tamabayashi, Noriyoshi 2736  
Tani, Tomoyuki 2737  
Tardieu, Jean 1696 NR

Tecchi, Bonaventura 2645, 2738, 2844  
Terdjan, Joseph 2526  
Thiele, Herbert 2790  
Thomas, Henri 2739, 2845, 2846  
Thomas, John Wesley 2508a  
Tkaczyk, Wilhelm 2658  
Toyoda, Kyō 2847  
Trask, Willard R. 2510, 2520  
Trenks, Martin 2740, 2923  
Tronquoy, Henri 2527  
Trunz, Erich 2741, 2848  
  
Uhlmann, Joachim 2608, 2649, 2782, 2791,  
2796, 2827, 2838, 2840, 2851, 2883  
Ulmer, Bernhard 2732  
Ungar, Frederick 2510  
Usinger, Fritz 2475, 2924  
  
Vajda, György Mihály 2547  
Valeri, Diego 2538  
Van De Pitte, Frederick P.  
s. Pitte, Frederick P. Van De  
Vašek, Vladimír [wirkl. Name]  
s. Bezruč, Petr [Pseud.]  
Venzmer, Gerhard 2849  
Viëtor, Karl 2451 NR  
Vigolo, Giorgio 2536, 2742, 2743, 2850  
Villa, Vincenzo Maria 2654, 2744  
Vincenti, Leonello 2906  
Voigt, Felix Alfred 2925  
Voit, Ludwig 2485  
Volke, Werner 2687  
  
Wagner, Fritz 2647  
Wais, Kurt 2745  
Walker, Ruth Fischer de  
s. Fischer de Walker, Ruth  
Wallerstein, Carmen Kahn-  
s. Kahn-Wallerstein, Carmen  
Walser, Jürg Peter 2558, 2648, 2349 NR

Walser, Martin 2926  
Warthausen, Gabriele von Koenig-  
s. Koenig-Warthausen, Gabriele von  
Wassermann, Felix M. 2554, 2629  
Watkins, Vernon 2514, 2649, 2798, 2851  
Weber, Hildegard 2852  
Weber, Werner 2650  
Wegner, Christian 2702, 2741  
Wegner, Matthias 2702, 2741  
Wehmer, Carl 2685  
Wehrlein, Robert 2487  
Westphal, Gert 2930, 2932, 2933  
Wieman, Mathias 2884, 2934, 2462 NR  
Wiesengrund-Adorno, Theodor  
[wirkl. Name]  
s. Adorno, Theodor W.  
Wildau, Christoph von Lindeiner-  
s. Lindeiner-Wildau, Christoph von  
Will, Frederic 2651  
Willson, A. Leslie 2853  
Winkler, Eugen Gottlob 410 NR  
Winterhalter, Curt 2836, 2917  
Wocke, Helmut 2473, 2373 NR  
Wolfer-Rau, Greta 2568  
Wolfskehl, Karl 2774  
Wood, Hugh 2746  
Wurm, Franz 2568, 2588  
  
Yamada, Sugio 2652  
Yamamoto, Tetsuro 2747  
Yim, Dong Shun 2748  
Yokota, Chië 2749, 2854  
  
Zagari, Luciano 2536, 2542, 2629, 2656,  
2720, 2927  
Zehetmeier, Winfried 2750  
Zeller, Bernhard 2553, 2604  
Zernin, Vladimir 2554, 2380 NR  
Zimmer, Ernst 2467  
Zwart, Martin 2510  
Żygulski, Zdzisław 2855, 2856

## ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen, Hölderlinhaus  
Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Herrliberg bei Zürich, Langackerstraße 1222 B  
Professor Dr. *Bernhard Böschstein*, Genf, 34 rue de Saint-Jean  
Dr. *Renate Böschstein-Schäfer*, Genf, 34 rue de Saint-Jean  
Dr. *Maria Cornelissen*, Tübingen, Lindenstraße 50  
*Michael Hamburger*, London S. E. 24, 34a Half Moon Lane  
Professor Dr. *Dieter Henrich*, Heidelberg, Marsiliusplatz 1, Philosophisches Seminar  
der Universität  
Bibliotheksdirektor Professor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart, Württ. Landesbibliothek  
Professor Dr. *Alfred Kelletat*, Berlin 30, Berchtesgadener Straße 36  
Bibliotheksoberinspektorin *Maria Kohler*, Bebenhausen bei Tübingen, Hölderlinarchiv  
Professor Dr. *Robert Minder*, Paris, Collège de France  
Dr. *Jochen Schmidt*, Tübingen, Weilerhalde 23  
Dr. *Irmgard Schmidt-Sommer*, Tübingen, Goethestraße 30